Phil.
o. C
655

Theoretisch-Praktische Anleitung

zur

Abfassung deutscher Aufsätze

in Regeln, Musterbeispielen und Dispositionen

im Anschluß an die Lektüre klassischer Werke

für die oberen Klassen höherer Schulen

von

Julius Naumann,
Dr. phil. und Cand. pro lic. c.
Direktor des Realgymnasiums zu Osterode a. H.

„Ich gebe dir, mein Sohn,
Das mögest du mir danken,
Gedanken selber nicht,
Nur Keime zu Gedanken."
Rückert.

Fünfte Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1889.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Vorwort zur fünften Auflage.

Von der fünften Auflage gilt das im Vorwort zur vierten Bemerkte.

Osterode a. H. den 8. Dezember 1888.

Dr. J. Naumann.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die vorliegende Auflage gleicht im wesentlichen der dritten; Verbesserungen im einzelnen sind nicht verabsäumt; die Schülerreden sind etwas vermehrt und die früheren Dispositionen zu solchen durch geeignetere neue ersetzt worden. Die für Preußen angeordnete Rechtschreibung ist befolgt.

Osterode a. H. den 16. August 1881.

Dr. J. Naumann.

Vorwort zur dritten Auflage.

In dieser dritten Auflage sind die Briefe, welche in der zweiten Auflage den zweiten Abschnitt des dritten Teils bilden, weggefallen, und an deren Stelle ist eine Reihe geeigneterer Dispositionen nebst einigen neuen Musteraufsätzen getreten. Die neue Auflage umfaßt jetzt 24 Musteraufsätze und 123 Dispositionen.

Osterode a. H. den 1. August 1877.

Dr. J. Naumann.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage der Anleitung erscheint vermehrt und, wie ich mir schmeichle, auch wesentlich verbessert. Man hat es immer mehr als richtig anerkannt, daß die deutschen Schulaufsätze zu dem Schulunterricht im allgemeinen und besonders zu der Lektüre klassischer Werke in Beziehung stehen müssen, und so war ich bemüht, fast durchweg nur solche Themata heranzuziehen, welche die Lektüre klassischer Werke darbietet. Die Regeln erscheinen in einer möglichst kurzen und doch klaren Fassung; die Musterbeispiele habe ich, weil vielen Schülern damit ein wesentlicher Dienst geleistet wird, vermehrt, teils durch Arbeiten älterer Autoren, teils durch gut gelungene Schüleraufsätze, durch die schwächere Schüler mehr als durch lange Korrekturen in der Klasse lernen können. Bei den Dispositionen, die zugleich die Lektüre passend unterstützen werden, habe ich das richtige Maß einzuhalten gesucht zwischen zu viel und zu wenig, gern aber auch verschiedene Gesichtspunkte angegeben, von denen aus man besonders die Einleitung und den Schluß gewinnen kann. Das Buch ist aus der Schule hervorgegangen, und ich war bestrebt, einem wie von einzelnen Kollegen und ganzen Lehrerversammlungen so auch von den Schülern gefühlten Bedürfnis damit entgegen zu kommen. Möge ich mich darin nicht getäuscht haben, und möge die zweite Auflage dieselbe günstige Aufnahme finden, deren die erste gewürdigt worden ist.

Barmen den 10. April 1874.

Dr. J. Naumann.

Inhaltsangabe.

Erste Abteilung.

I. Vom Aufsatz im allgemeinen.

Zweite Abteilung.

II. Von den Aufsätzen im besonderen.

Erster Teil. Historische Aufsätze.

Erster Abschnitt.

Erzählungen.

Zweiter Abschnitt.

Beschreibungen, Schilderungen, Biographien und Charakteristiken.

Zweiter Teil. Philosophische Prosa.

Erster Abschnitt.

Erläuterungen oder Kommentare.

Zweiter Abschnitt.

Entwicklungen als die beste Form für zu bearbeitende Sprichwörter.

Dritter Abschnitt.

Die Chrie als Darstellungsform für zu bearbeitende Sentenzen und Sprichwörter.

Vierter Abschnitt.

Die Abhandlung im engeren Sinn.

Dritter Teil. Rhetorische Prosa.

Reden.

Erste Abteilung.

I. Vom Aufsatz im allgemeinen.

§ 1.

Der Aufsatz.

1. Unter einem Aufsatz im allgemeinen Sinne versteht man jede schriftliche zusammenhängende Darstellung eines Gedankenkreises; im besondern oder engern Sinn aber eine schriftliche stilistische Schulübung, der ein Hauptgedanke (Thema) zu Grunde liegt, und die ein in sich zusammenhängendes, planmäßig geordnetes Ganzes in sprachrichtiger und geschmackvoller Form bildet.

2. An jedem Aufsatz hat man den Inhalt (Stoff) und die Form (die Darstellung) zu unterscheiden. Das Thema bestimmt den Inhalt des Aufsatzes; dieses muß im Aufsatz durch Auffindung der bezüglichen Gedanken (inventio) erklärt, erweitert, bewiesen, versinnlicht und veranschaulicht werden; das Thema muß ferner dem Gedankenkreis Einheit geben, der in eine planmäßige Ordnung durch die Gruppierung der Gedanken (dispositio) gebracht ist; endlich muß der aufgefundene und geordnete Stoff in eine den Gesetzen der Sprache entsprechende Form durch sorgfältige Ausarbeitung (elocutio) gebracht werden. Man hat also bei jedem Aufsatz

A. in Bezug auf den Inhalt:
   - A. das Thema,
   - B. die Auffindung des Gedankenstoffes,
   - C. die Anordnung desselben,

B. in Bezug auf die Form eine den Regeln der Stilistik entsprechende Einkleidung desselben

zu beachten.

3. Eine Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze als Inbegriff der Gesetze und Regeln, welchen die Kunst sprachlicher Darstellung unterworfen ist, kann nun wohl Winke und Vorschriften geben, wie sich ein Schüler in der Darstellung vervollkommnen kann, und Mittel darreichen, die ihm das Heranziehen und die Gliederung des Stoffes erleichtern, aber zu einer inhaltlich und formell wahrhaft befriedigenden schriftlichen Arbeit befähigt nur eine gute Geistesbildung, welche das Resultat einer fleißigen und aufmerksamen Beschäftigung mit den Unterrichtsfächern und einer fördernden Lektüre ist.

A. Vom Gedankenstoff.

§ 2.

A. Vom Thema.

1. Den Inhalt einer Arbeit bestimmt man durch eine Überschrift, die man mit dem griechischen Worte Thema (von τίθημι = ich setze) zu bezeichnen pflegt. Das Thema giebt den Hauptgedanken an, welchem eine Reihe zusammenhängender Gedanken zu Grunde liegen oder über den geredet oder geschrieben werden soll. Das Thema gut zu wählen und richtig und klar auszudrücken, ist eine Hauptkunst des Lehrers; es darf besonders weder zu eng noch zu weit gefaßt sein, d. h. nicht zu wenig und nicht zu viel enthalten.*)

2. Auch bei dem Thema wie bei dem Aufsatz im ganzen hat man Form und Inhalt zu unterscheiden.

Das Thema kann seiner Form gemäß a) in einem einzelnen Worte gegeben sein, z. B. Der Krieg, oder b) in einem Satze, der die Form eines Aussage-, Frage- oder Heischesatzes haben kann, z. B. Der Krieg ist ein Übel. Ist die Seele unsterblich? Hilf dir selbst! Auch die elliptische Form kann ein Thema haben, z. B. Durch Kampf zum Sieg! oder eine hypothetische, z. B. Willst du nichts Unnützes kaufen, mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

---

*) Wird ein Thema vom Schreibenden selbst gewählt, so nennt man es ein freies.

Das Thema bezeichnet nach seinem Inhalt a) entweder einen körperlichen Gegenstand oder Vorgänge aus der Natur und dem Leben oder Begebenheiten und Thatsachen, z. B. der Wald, der Löwe, der Jahrmarkt, der Schiffbruch; in diesem Fall heißt das Thema ein historisches (von ἱστορέω = ich nehme durch die Sinne wahr), oder b) einen bloßen Begriff oder eine zu untersuchende Behauptung, z. B. die Vaterlandsliebe; dann heißt das Thema ein rationales oder theoretisches (von θεωρέω = ich betrachte mit dem Geiste) oder c) beides zugleich, in welchem Fall das Thema ein gemischtes ist.*)

3. Tritt ein Schüler an die Ausarbeitung eines Themas heran, so muß er sich zuvörderst dasselbe und zwar jeden darin enthaltenen Begriff recht klar machen, d. h. sich fragen, was es heiße oder verlange, ob es aus einer etwaigen bildlichen Form in eine verständlichere unbildliche gebracht werden könne, ob ein poetischer Ausdruck in einen prosaischen zu verwandeln sei, ob es aus einer fremden Sprache wort- und sinngetreu in die deutsche übertragen werden müsse, welche Seiten es enthalte, was dazu im Gegensatz stehe und dergl. Diese Vorarbeit wird von großem Nutzen sein; denn sie wird den Schüler vor manchen Mißgriffen bewahren, ihm eine passende Einleitung leichter ermöglichen, ihn in den Stand setzen, Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden, ihn befähigen, „bei der Stange" zu bleiben, wie man zu sagen pflegt, und dem Leser ein klares Bild von dem zu behandelnden Gegenstand zu geben. Besonders ist diese Vorarbeit nötig, wenn das Thema mehrere Gedanken enthält, z. B. Wer Gutes will, der sei erst gut; wer Freude will, besänftige sein Blut, also nicht einfach, sondern zusammengesetzt ist. Andere Beispiele: 1) Morgenstunde hat Gold im

*) Zum genus historicum gehören Beschreibungen und Erzählungen, zum genus rationale Erläuterungen, Entwicklungen und Abhandlungen. In der Praxis spielen die gemischten Themata die Hauptrolle, und es herrscht in ihnen entweder die historische oder die begriffliche Seite vor.

Munde, d. i. eig. in Verwahrung, bedeutet: Wer früh arbeitet, hat reichen Lohn. 2) Es bildet ein Talent sich in der Stille, d. h. große wissenschaftliche und künstlerische Fertigkeit braucht ungestörte Ruhe zu ihrer Ausbildung. Il n'y a pas de si petit buisson qui ne porte son ombre, d. i. die kleinste Ursache kann eine Wirkung hervorbringen.*)

4. Wie man ein Thema (am besten eignen sich hierzu Sentenzen und Sprichwörter) analysiert, d. h. zergliedert, ersehe man aus folgendem Beispiel:

Was früh zeitig wird, fault bald.

A. Zerlegung des Satzes in seine Bestandteile:

a) Das Subjekt = das früh zeitig Werdende.

b) Das Prädikat = fault bald.

c) Das Adverb = früh (worauf hier der Nachdruck liegt).

B. Worterklärung.

a) Zeitig werden = a) den Zustand der Reife, seine vollkommene Entwicklung erlangen, b) fertig werden.

b) Faulen = α) sich zersetzen, in Gährung übergehen, zerfallen, β) untauglich, schädlich, selbst unangenehm werden.

C. Sacherklärung: Zu dem vorliegenden Sprichwort sind die bildlichen Anschauungen aus dem Pflanzenreich genommen. Die Pflanzen, deren Früchte schnell reifen, gehen auch am ersten in wässerige Gährung über, z. B. die Beeren, Kirschen.

D. Sinnerklärung: Alles, was eine schnelle Reife erlangt, zeigt bald Unvollkommenheiten und Mängel und hat eine kurze Dauer.

5. Bei der Analyse kommt es oft auf eine klare Definition der Begriffe an. Man unterscheidet die Definitionen in

a) Nominal-Definitionen, in denen man zeigt, was der Name bedeutet,

---

*) Ein Ausspruch Rückerts finde hier Beachtung:
Laß etwas auf dich rechten Eindruck machen,
So wirst du schnell den rechten Ausdruck finden.

b) Real-Definitionen, in denen man erklärt, was eine Sache ist.

Bei der Nominal-Definition (Worterklärung) erklärt man ein Wort etymologisch (aus dem Sprachgebrauch) oder historisch. Z. B. Geschichte kommt vom Verbum geschehen und ist die Wissenschaft, die im allgemeinen sich mit allem, was geschehen ist, zu befassen haben sollte.

Bei der Real-Definition oder Sacherklärung zählt man die wesentlichen (charakteristischen) Merkmale eines Begriffes vollständig auf oder geht bei bildlichen Ausdrücken auf die zu Grunde liegenden sinnlichen Anschauungen zurück. Z. B. Glück und Glas, wie bald bricht das! „Glück" bedeutet hier äußere Güter a) die nicht vom Menschen selbst abhängen, sondern b) ihm von außen her wider Berechnung und Erwarten zu teil werden.

Die Definition muß

a) deutlich und bestimmt sein, man vermeide deshalb in der Erklärung
   α) bildliche Ausdrücke,
   β) negative Merkmale,
   c) Ausdrücke die schwerer zu verstehen sind als der zu erklärende Begriff,
b) angemessen, d. h. nicht zu weit und nicht zu eng.
   α) eine zu weite Erklärung ist: Zwirn ist ein zum Nähen notwendiges Ding (was auch vom Fingerhut und von der Nadel gesagt werden kann).
   β) Eine zu enge Erklärung ist: Der Zügel ist ein Ding, womit man das Pferd anhält (es fehlt das Merkmal: und womit man es lenkt).

§ 3.

B. Die Sammlung des Stoffes im allgemeinen.

(Inventio.)

a) Die freie oder ungeregelte Erfindung.

1. Ist man sich über das Thema recht klar geworden, so geht man weiter an die Sammlung von einzelnen Gedanken,

sei es in den Lektionen unter Anleitung des Lehrers und allseitiger Beteiligung der Commilitonen, sei es im ruhigen Studierstübchen für sich allein. Diese sammelnde Thätigkeit heißt in der Rhetorik die Erfindung (εὕρεσις, inventio). Bei derselben kommt es entweder auf deutliche Anschauung eines Gegenstandes an, z. B. bei Beschreibungen, oder auf klares Denken (Meditieren), z. B. bei rationalen Themen, oder auf beides zugleich, besonders bei Abhandlungen und Reden. In dieser Beziehung sagt Cic. de inventione § 9: Inventio est excogitatio rerum verarum aut verisimilium, quae causam probabilem reddant (allerdings zunächst mit Rücksicht auf Reden).*)

2. Bespricht der Lehrer in der Klasse ein Thema, so empfiehlt es sich, zuerst das Thema aufzustellen, dann sich ungezwungen mit den Schülern darüber zu unterhalten und gleichsam gelegentlich Resultate zu gewinnen, zunächst den Sinn des Themas festzustellen, das festzuhalten, was für die richtige Erfassung der Aufgabe paßt, das aber abzuweisen, was vom Hauptgedanken abziehen würde.**)

3. Schüler, die Freude am Nachdenken und stilistischen Arbeiten haben, werden wohlthun, wenn sie erst in ihrem Geiste nachsinnen und sich kurze Notizen über das Gefundene machen, die nachher schriftlich verarbeitet werden. Auch das Nachlesen einschlägiger Arbeiten, ohne zu plündern (wörtlich Citiertes bezeichne man ehrlich als solches), oder die Unterhaltung mit strebsamen Mitschülern oder erfahrenen erwachsenen Personen können eine nützliche Vorübung werden. Mit Recht sagt Goethe: Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken. Benutzt man aber nur fremde Gedanken, so sei man wenigstens selbständig in der Form. Denn man hüte sich vor

---

*) und „Rerum copia verborum copiam gignit; ipsae res verba rapiunt.“

**) Beachtenswert ist hier der Ausspruch eines Franzosen: Ce qui se conçoit bien, s'énonce clairement, et les mots, pour le dire, arrivent aisément.

sklavischer Nachahmung und vor dem Schmücken mit fremden Federn! Diese oben angedeutete Gedankensammlung nennt man die natürliche oder freie.

4. Man achte darauf, daß alle zum Thema in naher Beziehung stehenden Thatsachen, Gedanken und Bemerkungen zusammengebracht und zuerst mit Zahlen bezeichnet werden. Sodann durchstreiche man die unpassenden und zu weit abwärts liegenden Gedanken und frage sich, ob nicht Lücken in dem Gedanken-Komplex vorhanden sind.

5. Bei dem Meditieren hat man sich zu wenden a) an das Gedächtnis (z. B. man erinnert sich an Sentenzen, Sprichwörter u. dergl.), b) an die Erfahrung, sowohl die eigne als die anderer (das Leben, die Geschichte, die Natur sollen Stoff darbieten), c) an ein Sammelbuch, in welches strebsame Schüler schon zeitig Interesse erregende Bemerkungen und Erfahrungen eintragen werden.*)

b) Die künstliche Gedanken-Erfindung.

6. Die natürliche Gedankensammlung ist freilich mehr für begabtere Köpfe; für andere wird die Meditation sehr erleichtert durch solche Gesichtspunkte (τόποι, loci communes), welche vielen Gegenständen gemeinsam sind. Die Lehre von denselben heißt Topik. Die Anwendung derselben werden wir zur besseren Veranschaulichung bei jeder einzelnen Stilgattung zeigen.

Aristoteles hat die heuristische Topik begründet, Kant und andere Neuere haben sie verbessert. Sie bietet im allgemeinen folgende Gesichtspunkte dar:

1) Der Name nebst Sach- und Worterklärung.
2) Die Teile.
3) Beziehungen auf Ort und Zeit.
4) Ursachen und Wirkungen; Gründe und Folgen.
5) Hindernisse und Beförderungsmittel.
6) Vergleichung.

---

*) Vergl. Cholevius' Briefe u. Prakt. Lehrg. d. d. Aufs. von Dr. B. Werneke. 2. Aufl. S. 276.

7) Entgegenstellung.
8) Beispiele für und wider.
9) Zeugnisse anderer für und wider. (Sprichwörter, Aussprüche, Urkunden u. a.)
10) Wert und Unwert, Nutzen oder Schaden, Lob oder Tadel, Nutzanwendung. (Vergl. L. Rudolph: „Der deutsche Stil". Berlin 1872. S. 93.)*)

7. Ein Beispiel der Meditation:

Was früh zeitig wird, fault bald.

I. Vorarbeit. Man wird sich über das Thema recht klar. Vergl. § 2. Was wird in der Aufgabe behauptet?

II. Woran können wir diese Behauptung veranschaulichen? Wodurch können wir sie beweisen?

1. Beeren und Kirschen gehen schnell in Gährung und einen Faulungsprozeß über, sie brauchen nur zwei Monate von der Blüte bis zur Fruchtreife.

2. Nüsse, Bucheckern, Äpfel faulen nicht schnell, ihre Reife geht langsam von statten in 5—7 Monaten.

3. Gemüse, die schnell aufschießen, bleiben gewöhnlich ohne Nutzen, z. B. Kohlköpfe, Blumenkohl u. a.

4. Arbeiten, die der Mensch eilig und ohne Sorgfalt anfertigt, tragen das Gepräge des Unvollkommenen, Unfertigen, Undauerhaften. Oft stürzen schnell gebaute Häuser ein.

5. Unüberlegt und zu schnell gegebene Gesetze waren ohne Dauer (die Gesetze des Draco, Josephs II.).

6. Zu eilig und rasch betriebene Unternehmungen mißlangen (der Krieg Frankreichs gegen Deutschland 1870—71, die sicilische Expedition der Athener 415—413, Alexander der Große, Otto II. und III.).

7. Zu schnelle Charakterentwicklung hat Schwäche und Schwanken zur Folge (Heinrich IV. von Deutschland).

---

*) Die wichtigsten obigen Punkte sind in einem alten Denkvers zusammengefaßt:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

8. Übereilte geschäftliche Unternehmungen mißglücken (Falliments).

9. Zu früh versetzte Schüler bleiben zurück, werden verdrießlich und wohl gar faul.

10. Zu früh angewöhnte Frömmigkeit führt leicht zur Scheinheiligkeit oder zu offenbarer Gottlosigkeit.

11. Kinder, die zu schnell wachsen, pflegen einen schwächlichen Körper zu behalten.

12. „Was sich soll klären, muß erst gähren.“ — „Eile mit Weile!“ — „Gut Dinge will Weile haben.“ — „Was lange währt, wird gut.“

§ 4.

C. Die Anordnung des Stoffes.

(Dispositio.)

a) Die gewöhnlichen Teile des Aufsatzes.

Bei den erzählenden Aufsätzen kann man meist eine Einleitung und auch einen Schluß entbehren, alle übrigen Schulaufsätze aber wird man meist in 3 Hauptteilen bearbeiten können, nämlich:

A. Einleitung,
B. Ausführung oder Hauptteil,
C. Schluß.

A. Grundregeln für die Einleitung.

1. Zweck der Einleitung ist, von etwas Allgemeinerem oder Besonderem oder Ähnlichem oder Entgegengesetztem auf kurzem, geradem und das Interesse erweckendem Wege auf das Thema hinzulenken. Die Einleitung soll also gewissermaßen die Brücke sein, welche der Verfasser zwischen sich und seinen Lesern oder Zuhörern schlägt.

2. Den Stoff der Einleitung kann man gewinnen:

a) indem man von dem Zusammenhang ausgeht, in welchem man das Thema gefunden hat,

b) oder von der Wichtigkeit, dem Wert, der Bedeutung, die das zu behandelnde Thema hat,

c) oder von einer entgegengesetzten Behauptung oder Sachlage,
d) von etwas Ähnlichem,
e) von der Veranlassung.

3. Zu vermeidende Fehler: Man hüte sich
a) vor einer zu allgemeinen Einleitung (exordium commune),
b) vor einer zu gewöhnlichen (exordium vulgare),
c) vor einer zu weit ausholenden (exordium ab ovo),
d) vor bloßer Lobhudelei (Lobeseinleitungen),
e) vor der schiefen, d. h. gar nicht oder nur zum Teil mit dem Thema in enger Verbindung stehenden Einleitung,
f) von der erzwungenen, d. h. zu wenig vermittelnden Einleitung,
g) vor einer Vorwegnahme der erst in die Ausführung gehörenden Gedanken,
h) vor einem Voraussetzen der Bekanntschaft mit dem Thema.*)

4. Die Verknüpfung der Einleitung mit dem Thema hat in den meisten Fällen durch einen Übergang zu geschehen, der nicht zu äußerlich sein darf, sondern vom Inhalt her gewonnen werden muß.

5. Die Ausarbeitung der Einleitung und des Übergangs geschieht am besten erst dann, wenn man die Ausführung ganz oder im ersten Teil zu Papier gebracht hat.

B. Die Ausführung ist je nach dem Thema Erzählung, Beschreibung, Betrachtung, Untersuchung, Erklärung, Begründung, Widerlegung, Beschränkung, Würdigung. Über dieselbe lernt der Schüler Näheres bei den einzelnen Stilarten.

C. Der Schluß.

1. Zweck desselben ist eine passende Abrundung oder

---

*) Vgl. hier: Einige Regeln für die Disposition deutscher Aufsätze von Dr. A. Döring, Beilage zum Osterprogramm des Gymnasiums und der R. I. O. zu Dortmund 1879. Nr. 299. Dortmund. Krüger. S. 13—14, und Abriß der Rhetorik und Poetik von D. D. L. Hoff und W. Kaiser. II. Teil. Essen, Bädeker. 1880. S. 26—27.

Zusammenfassung der einzelnen Teile der Arbeit mit Zurückgehen auf die Einleitung und das Thema. Der Schluß hat so Ähnlichkeit mit dem Finale einer musikalischen Komposition.

2. Grundregeln:
   a) die Darstellung sei knapp,
   b) schließe sich eng ans Vorhergehende, besonders den letzten Teil an.

3. Den Stoff gewinnt man
   a) durch Zusammenfassung der Hauptgedanken,
   b) durch Ermahnungen oder Warnungen, die wahr, natürlich und an die eigene Adresse, also an das jugendliche Alter gerichtet werden,
   c) durch Abwehr von verkehrten Auffassungen.*)
   d) Durch Einschränkung des Geltungsbereichs des behandelten Themas.

b) Sonstiges über die Anordnung.

1. Die durch deutliche Anschauung und allseitige Meditation gewonnenen Gedanken (die man sich zur bessern Übersicht mit Zahlen bezeichnen kann), müssen nun nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet (disponiert), d. h. auf das Thema als den Mittelpunkt der Arbeit zurückgeführt und in planmäßig gegliederte Abteilungen gebracht werden.

2. Die Hauptkunst des Disponierens besteht im richtigen Verbinden und Trennen. Kennt man das Ganze und will die Teile (partes) suchen, so muß man sondern (Partition); kennt man das Einzelne und will das Ganze suchen, so muß man verbinden. Die erste Methode heißt die synthetische, die zweite die analytische. (Über den Gebrauch der Ausdrücke „analytisch und synthetisch" herrscht bei uns noch Verwirrung. Ich folge hier u. a. der Auffassung in Rumpels philosophischer Propädeutik, Hoffmanns und Schmeißers Rhetorik und auch dem gründlichen Aufsatz Sanders in den Jahrb. für

---

*) Vergl. Döring S. 15, § 7 und Hoff und Kaiser §§ 50. 51.

Philologie und Pädagogik. Heft IV. Jahrg. 1873. Diese folgen dem Aristoteles und fassen also das Objekt des Erkennens ins Auge, während andere die Art und Weise des Erkennens berücksichtigen und also das Zusammenstellen des Einzelnen zum Ganzen Synthesis nennen und die Teilung des Ganzen Analysis.

A. Beispiel der synthetischen Methode.

Vom Allgemeinen zum Besonderen.

(Zerlegung des Hauptgedankens oder Ganzen in seine untergeordneten Teile, die wieder geteilt werden können.)

Die Naturprodukte.

A. Organische Gegenstände. B. Unorganische Gegenstände.

- a) Tiere
  - α) Säugetiere
  - β) Vögel
  - u. s. w.
- b) Pflanzen
  - α) Baum
  - β) Rose
  - γ) Nelke
- a) feste Mineralien
  - α) Gold
  - β) Silber
  - γ) Eisen.
- b) flüssige
  - α) Wasser
  - β) Luft

B. Beispiel der analytischen Methode.

Vom Besonderen zum Allgemeinen.

(Zusammenstellung der ähnlichen Gedanken und Unterordnung derselben unter einen höheren Gesichtspunkt.) Sie geht von dem Einzelnen (einem Teile, einem Individuum oder einer Art) aus. Obiges Beispiel nach analytischer Methode:

Säugetiere, Vögel, Fische, Amphibien, Insekten, Würmer — Baum, Rose, Nelke — Gold, Silber, Eisen

Tiere — Pflanzen — Mineralien

Organische Gegenstände — Unorg. Gegenstände

Naturprodukte.

C. Logische Anordnung der Gedanken.

Oft widerstrebt ein Thema sowohl der analytischen als auch der synthetischen Anordnung der Gedanken, dann wählt man die logische, indem man von der Anschauung zum Begriff aufsteigt. Als Beispiel der logischen Anordnung wählen wir den in unserm heuristischen Verfahren gefundenen Stoff zu dem Sprichwort: Was früh zeitig wird, fault bald. Dieser läßt sich also gruppieren:

I. Dieses zeigt sich erstens im Pflanzenreich:
1) an Beeren,
2) an Kirschen,
3) an Gemüsen.
II. Es zeigt sich zweitens im Menschenleben und zwar
1) auf dem praktischen Gebiet
a) bei den Arbeiten der Menschen,
b) bei geschäftlichen Unternehmungen.
2) in sittlich-religiöser Hinsicht
a) bei der Charakterentwicklung,
b) bei der Erziehung zur Religion.
3) in körperlicher Hinsicht.
4) in geistiger Hinsicht.

3. Bei der analytischen Methode geht man also von dem Einzelnen aus, stellt das Ähnliche und Verwandte zusammen und entwickelt aus dem Einzelnen einen einheitlichen Gesichtspunkt oder das Allgemeine.

Die Dispositionen aber haben meist die synthetische Form. Das Thema sieht man als das oberste Ganze an, die Glieder der Disposition heißen Teile. Man teilt sie in:

a) Hauptteile. Das sind diejenigen, welche zunächst vom Einteilungsgrund (gewöhnlich dem Thema) abhängen und einander gleich geordnet (koordiniert) sind (Partition), und
b) Nebenteile, welche als Glieder den Hauptteilen untergeordnet (subordiniert) sind (Klassifikation, Division).
c) Unterteile, die von den Nebenteilen abhängen.*)

Thema, Haupt- und Nebenteile bilden die tabellarische Form (das Schema oder logische Gedankennetz).

Beispiel: **Nutzen und Würde des Ackerbaues.**
(Schema.)

A. Nutzen: a) der Ackerbau dient dazu, das unentbehrlichste Nahrungsmittel zu gewinnen;

*) Diese Unterteile kann man wieder in solche ersten, zweiten u. s. w. Grades teilen.

b) er fesselt die Menschen an feste Wohnsitze im Gegensatze α) zum Hirten-, β) zum Jägerleben;

c) er befördert Wohlstand und Kultur der Staaten α) durch den Anbau der Strecken, β) durch Bethätigung vieler Gewerbe, γ) durch Verwertung des Überflusses an Getreide.

B. Würde: a) Hohes Alter und Naturgemäßheit des Ackerbaues. Sein Ansehen bei alten Völkern, besonders α) den Israeliten, β) Chinesen, γ) Griechen, δ) Römern;

b) er kräftigt den Körper und

c) befördert Einfachheit der Sitten und Religiosität.*)

Zur Übung in der allgemeinen Disposition durch Partition und Klassifikation.

Das Eisen (nach seiner Verwendung). Die Baukunst (nach ihrem Nutzen). Der Handel (nach seinen Arten). Die Geschichte (nach ihren Stoffen). Die Sprachlehre (nach ihren Teilen). Die Musik (nach ihren technischen Mitteln). Die Malerkunst (nach ihren Gegenständen). Die Erfindungen (nach ihrer Wichtigkeit). Die Reisen (nach ihrem Zwecke). Die Spiele (nach ihrem Werte für Geist und Körper). Der Krieg (nach seinen Ursachen). Die Tiere (nach ihren Klassen). Die Metalle (nach ihrem Werte). Das Drama (nach seinen Arten). Die Volksbelustigung (nach ihrer nationalen Verschiedenheit). Die Religionen (nach ihrer niedrigeren und höheren Stufe). Das Feuer (nach seinen Wirkungen). Der Tod (nach seinen Ursachen). Die vervielfältigende Kunst (nach ihren Arten). Die Waffen (nach ihrem Gebrauche). Die Heeresmacht (nach ihrer Kampfweise). Die Gewässer (nach ihrer Größe). Der Lufthimmel (nach seinen Veränderungen und Gebilden). Die Gewächse (nach ihrem Nutzen). Die Schulen (nach ihrem Zwecke).

Anmerkung. Bei der Schematisierung einer Disposition gebraucht man entweder nur Buchstaben oder nur Zahlen oder beide zugleich. Es empfiehlt sich aber, daß man eine

*) Vergl. F. Beck, Lehrbuch des deutschen Prosastiles. S. 33 f.

bestimmte Art und Weise sich für alle Fälle angewöhnt. Für die Hauptteile empfehlen sich römische Zahlen (I. II.), für die Nebenteile deutsche (1. 2.), für die Unterteile ersten Grades lateinische Buchstaben (a, b), zweiten Grades deutsche (a, b), dritten Grades griechische (α, β).

Über die Unterordnung gilt die Regel, daß die untergeordneten Teile zusammen die Einheit vollständig darstellen müssen; über die Nebenordnung die, daß sie sich gegenseitig ausschließen müssen, so daß kein nebengeordneter Teil in den andern übergreift. So muß der Hauptteil den Hauptteil, der eine Nebenteil den anderen, der eine Unterteil den anderen ausschließen. Tritt diese Ausschließung nicht deutlich hervor, so wird sie spitz oder tautologisch, z. B. Gott ist allwissend, erklärt durch:

1. er weiß alles,
2. es ist ihm nichts verborgen (Hoffmann, Rhet. II. 57).

Besonders vermenge man nicht Art und Gattung, Ursache und Wirkung, Grund und Folge!

Die vollständigste Ausschließung zwischen den koordinierten Teilen läßt sich durch Teilung nach Gegensätzen erreichen. Dadurch entstehen Dichotomien (Zweiteilungen), deren einer Teil notwendig den anderen mehr oder weniger scharf ausschließt und deren sich A. Heinze in seiner reichhaltigen „Praktischen Anleitung zum Disponieren" bedient hat. Er zeigt die dichotomische Einteilung u. a. an folgenden Beispielen:

A. Einteilung der Naturgegenstände.

I. Organische Gegenstände:
   1. Tiere,
   2. Pflanzen.

II. Unorganische Gegenstände:
   1. Feste (Erdarten, Metalle),
   2. Flüssige
      a) tropfbare (Wasser),
      b) elastische (Luft).

B. Die Einteilung der Menschen.

I. Männliche:
  1. Männer — Erwachsene,
  2. Knaben — Unerwachsene.

II. Weibliche:
  1. Frauen — Erwachsene,
  2. Mädchen — Unerwachsene.

Anmerkung. Gewöhnlich teilt man die Naturgegenstände in drei Reiche: Tierreich, Pflanzenreich, Mineralreich. Diese trichotomische Einteilung ist nicht scharf, da die Tiere und Pflanzen organischer Natur und die Mineralien unorganisch sind, also die Einteilungsglieder nicht streng koordiniert sind, aber auch nicht erschöpfend, da Luft und Wasser unberücksichtigt sind. Inwiefern ist die trichotomische Einteilung der Menschen in Männer, Frauen und Knaben unrichtig? (Vgl. Hoffmann a. a. O. S. 58 ff.)

Nach Aristoteles, der da sagte: *Ὅλον ἐστὶ τό ἔχον ἀρχῆν καὶ μέσον καὶ τελευτήν*, ist auch die Dreiteilung noch immer sehr beliebt. Viele Arbeiten, aber nicht alle, zerfallen von selbst in Einleitung, Mitte oder Hauptteil und Ende oder Schluß.

Sucht man die Hauptteile des Ganzen, die einander gleich stehen (koordiniert sind), so entsteht die Partition. Diese beruht auf dem Einteilungsgrund (fundamentum divisionis), d. h. auf einem bestimmten Begriff, welcher alle Glieder in sich verbindet und einschließt. Zerlegt man aber das Allgemeine ins Besondere, die Gattung in ihre Arten, den weiteren Begriff in den engeren, so entsteht die Division (Klassifikation), welche die den Hauptteilen untergeordneten Teile angiebt. Man unterscheidet bei der Division:

a) das genus totum divisum, z. B. die Menschen.

b) das fundamentum divisionis, z. B.
   A. nach ihrer Gesichtsfarbe,
   B. nach ihrem Stande,
   C. nach Geschlecht, Alter u. s. w.

c) die membra divisionis, z. B. die fünf Racen oder Stände.

Zur leichteren Unterscheidung der Partition und Division merke man sich, daß die Division einen Gattungsbegriff (der Einzelheiten hat, welche gleiche Merkmale haben) nach seinem Umfang teilt, so daß jeder Teil alle Merkmale des Gattungsbegriffs hat.

Z. B. Gattungsbegriff: Wasser

a) Quell-, oder	a) trübes oder	a) gesundes	
b) Regen-,	b) klares	b) ungesundes	Wasser.
c) Schnee-			

Die Teile sind durch Division entstanden; jeder dieser Teile ist aber Wasser und hat die Eigenschaften, die dem Wasser wesentlich zukommen.

Das Kennzeichen der Partition ist, daß dem einzelnen Bestandteil (Merkmal) das Ganze, das geteilt wird, nicht als Prädikat beigelegt werden kann, weil kein einzelner Bestandteil das Wesen des Ganzen ausmacht.

Das Ganze kann das ganze Thema oder nur ein in ihm liegender Begriff oder eine Vorstellung sein.

Beispiel: Der Mensch
- a) Körper,
- b) Seele.

Man kann nicht sagen: Der Körper ist der Mensch.

Anders bei der Division. S. v. Oder:

Vögel
- a) Raubvögel,
- b) Singvögel.

Hier kann man sagen: Die Raubvögel (Individualbegriff) sind Vögel (Gattungsbegriff).

Justus Möser, einer unserer besten deutschen Prosaschriftsteller, spricht sich über die Gedankensammlung in seinen „Patriotischen Phantasien“ folgendermaßen aus: „Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eigenem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie danach zu behandeln, vielmehr denke ich, sie habe noch

unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel als möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesem nach entwerfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, alles, was mir darüber einfällt, aufs Papier, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. Dann fange ich an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur eine einzige ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählich an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen, danach zu ordnen; was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen und jedes auf seine Stelle zu bringen. Insgemein fällt alles, was ich zuerst geschrieben, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen worin sich alles schon, mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrenteils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung und Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplane von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch feurig malt, ohne dabei einer besonderen Leitung zu bedürfen.*)

---

*) Vergl. auch die vortrefflichen Winke in Cholevius' Briefen.

B. Von der Gedankenform oder der Darstellung.

§ 5.

A. Von den Eigenschaften der guten Darstellung im allgemeinen.*)

1. Man schreibe den Regeln der deutschen Sprache gemäß (grammatisch und orthographisch richtig), und achte besonders auf einen gefälligen Satzbau.

2. Man befleißige sich der Sprachreinheit, d. h. man vermeide:

a) veraltete (archaistische) Wortformen; z. B. sintemal, alldieweil, gelahrt, Schick für Benehmen, obsiegen, fürbaß u. a.

b) provinzielle, z. B. gläuben statt glauben, glaubig statt gläubig, Ehni für Großvater, lug Seppi, bei für zu u. a.

c) sprachwidrig gebildete neue Wörter (Neologismen) z. B. Gutheit, Helligkeit, hocherkrachend u. a., wie sie in undeutschen Übersetzungen oft vorkommen.

d) Fremdwörter (Barbarismen), deren Sinn nicht jedermann ganz klar ist, oder die durch ein passendes deutsches Wort ersetzt werden können, z. B. capabel, dependieren u. a.

Anmerkung. Doch treibe man den Purismus, d. h. die Ausmerzung der Fremdwörter nicht so weit, daß die Verständlichkeit oder die Kürze des Ausdrucks darunter leidet oder gar Lächerlichkeiten entstehen. In Bezug auf diesen Punkt macht Varnhagen von Ense richtige Bemerkungen:

„Was die Reinheit der deutschen Sprache betrifft, so stimme ich in Grundsatz und Ausübung den Sprachverständigen vollkommen bei, welche den Fremdwörtern nicht allen Zutritt versperren, ihn aber doch möglichst beschränken und nur in den Fällen gestatten, wo irgend ein Bedürfnis ihn rechtfertigt. Eine unbedingte Reinheit erzielen zu wollen, hieße das Wesen der Sprache und den allgemeinen Zusammenhang menschlicher Bildung verkennen; die den Völkern vererbten Sprachanteile

*) Vgl. L. Rudolph, Der deutsche Stil. S. 9—40.

sind schon vom Anbeginn gemischt und können sich einer fortgesetzten Aufnahme fremder Einflüsse auch im Verlaufe des Lebens nicht erwehren, denn kein Volk steht so fest in sich selbst begründet, keines kann sich einer so abgeschlossenen Bildung rühmen, daß nicht neue Sachen und Begriffe und folglich auch neue Bezeichnungen von außen zu ihm drängen und ihm aufgenötigt würden. Hierin jedes Übermaß abzuwehren, ist eine stets erneuerte Aufgabe für unsere Wachsamkeit. — In wissenschaftlichen Mitteilungen sind die Fremdwörter ohne die qualvollste Ziererei gar nicht auszuschließen."

3. Der Ausdruck sei einfach, klar, bestimmt und deutlich! (Präcision).

4. Man vermeide unnütze Breite und Weitschweifigkeit, Pleonasmen, d. h. Wendungen, die mehr Worte enthalten, als nötig ist, und Tautologien, d. h. Wendungen, die mit ähnlichen Worten denselben Gedanken wiederholen, befleißige sich aber einer knappen und dabei vollständigen, gedankenreichen und kräftigen Darstellung, ohne unverständlich zu werden (brevis esse laboro; obscurus fio. Horat.).

5. Mit Sprachrichtigkeit, Sprachreinheit, Präcision und Kürze der Darstellung verbinde man noch Anmut, (d. h. eine leichte, fließende, ungezwungene, natürliche Bewegung der Rede, ohne in leere Phrasenmacherei zu verfallen oder in einen zu blumenreichen Stil), Würde (d. h. die Entfernung aller gemeinen, gewöhnlichen, zu populären, pöbelhaften oder trivialen Wörter) und die Wahl der edelsten Ausdrücke.

Anmerkung 1. Vor der Anfertigung der Reinschrift lese man seinen Aufsatz sich laut vor, so wird man vieles Unpassende, Verkünstelte, Harte, Steife, Schroffe, Eckige u. a. entdecken.

Anmerkung 2. Zu dem Zwecke vernachlässige man die deutsche Grammatik nicht so, wie es in neuerer Zeit zu geschehen pflegt. In der Rechtschreibung ist bereits der früher herrschenden Unsicherheit ein Ende gemacht.

Als nützliche deutsche Sprachlehren sind zu empfehlen:

F. Bauer, Grundzüge der nhd. Grammatik. 16. Aufl. Nördlingen 1878.

A. Engelien, Grammatik der nhd. Gramm. Berlin 1867.

K. A. F. Hoffmann, nhd. Grammatik. Clausthal, Große.

Gurcke, die Hauptpunkte der deutschen Sprachlehre. 9. Aufl. Hamburg 1878.

Ed. und F. Wetzel, Grundriß der deutschen Grammatik. 34. Aufl. Berlin, Stubenrauch. 1881.

Grammatik der deutschen Sprache für höhere Lehranstalten. Von A. Heinrich. Laibach. 1887.

Anmerkung 3. Vgl. Herders Schulrede 17 u. 20.

Gellert sagt in seiner Abhandlung „Vom guten Geschmack in Briefen": „Ein Redner und Poet zu werden, steht nicht in unserer Gewalt, aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfordern oder uns bekannt sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklichkeit können sich alle junge Leute durch eine gewisse Übung erwerben."

Herder (Sophron. S. 17): „Ein Mensch, der keine Grammatik gelernt hat, lernt sein Lebenlang nicht genau, wenigstens nicht sicher sprechen."

Anhang.

Fehler, die noch häufig in den Aufsätzen der Sekundaner und Primaner sich finden.

I. Etymologisches.

1. Fehler gegen die Deklination.

A. Im Plural, z. B. die Verdrusse, die Trümmern.

B. Verkehrte Kasusbildung, z. B. den Graf, den Hirt, des Thema, dem Tyrann, Wolfgangs von Goethe Werke, statt Wolfgang von Goethens Werke, denn der dem regierenden Wort zunächst stehende Teil ist zu flektieren.

C) Die Adjektiva in der Deklination werden nicht gehörig beachtet; z. B. seine gute Vorsätze, auf kirchlichen Gebiet, mit stummen Lächeln, in tiefen Schlafe, einem anderem u. a.

D. Einige, viele, manche, wenige, solche, einzelne werden vor Adjektiven nicht gehörig beachtet.

2. Genusfehler, z. B. der Gehalt und das Gehalt, die

Ersparnis und das Ersparnis, die Erkenntnis und das Erkenntnis werden leicht verwechselt.

„Das war ein großer Jubel und Freude“ statt: eine große Freude (obgleich auch Goethe z. B. in „Dichtung und Wahrheit“ diesen Fehler macht), oder es wird nicht unterschieden die Flur und der Flur, der Schild und das Schild, der Verdienst und das Verdienst u. a.

3. Konjugationsfehler:

A. Man unterscheide starke und schwache Konjugation z. B. du fragst, er fragt — nicht: frägst, frägt; ich fragte — nicht frug (schon ahd. schwach), sog, besser als: saugte.

Man unterscheide auch die Participia Perfekti Passivi z. B. umgangen und umgegangen — durchdrungen (Wahrheit) und durchgedrungen (Dickicht), überfahren und übergefahren, übersetzt und übergesetzt.

II. Syntaktisches.

1. Vermeide Fehler im Numerus z. B. der General, der Hauptmann und der Gemeine war sich des Befehls bewußt (statt waren). Aber man darf schreiben: Treu und Glaube steht allen Menschen gut, weil die beiden Substantiva einen Gesamtbegriff bilden.

Unrichtig ist auch:

„Die Piccolomini ist ein Teil der Wallenstein-Trilogie.“

2. Man vermeide Fehler bei der Apposition, z. B. Man konnte ihm als Mensch vieles, als Beamter nichts vorwerfen! Die Wirksamkeit des Mannes als Professor (statt Professors).

3. Fehler im Gebrauch der Tempora.

A) Beachte, ob die Haupthandlung der Nebenhandlung vorangeht (Antecedens) oder in die gleiche Zeitstufe fällt (Congruenz).'

Also nicht

1. Beispiel: Ich komme von dem Berge, wo die Aussicht sehr schön gewesen war (statt war).

2. Beispiel: Äneas, welcher nach Karthago kam (statt gekommen war), reiste nach Italien.

B. In derselben Periode wechsle nicht unnötig mit dem Tempus, z. B. dem Präsens historikum und Imperfekt.

4. Fehler im Gebrauch der Modi.

A. Laß dich nicht vom Lateinischen verleiten zu sagen: „Wir wissen, daß Zufriedenheit ein hohes Gut sei statt: ist.

B. Unterscheide den Konjunktiv Präsentis und Imperfekti.

α) der Konjunktiv Präsentis ist der Modus der Möglichkeit,

β) der Konjunktiv Imperfekti ist der Modus der Vorstellung oder Bedingung.

5. Man sei vorsichtig im Gebrauch der Infinitive, z. B. nach: heißen.

6. Besondere Aufmerksamkeit verlangt der Gebrauch der Participien, die im allgemeinen sparsam und vorsichtig anzuwenden sind.

A. Gegen das Participium Perfekti wird heutzutage am meisten gefehlt, z. B. der uns betroffene Verlust — das bisher bestandene System — nach den stattgehabten Manövern — er trat ein, von zwei Freunden gefolgt — ungegessen — ungetrunken — ungefrühstückt (am Rhein üblich).

B. In guter Prosa darf sich das Particip gewöhnlich nur als Nominativ auf das Subjekt des Satzes beziehen.

C. Man stelle die Participia so nah als möglich an das Wort, zu welchem sie gehören.

D. Man hüte sich vor einem Gebrauch wie in dem Satze: „Er führte die Herde brüllend durch den Hain."

E. Man sagt nicht die geblühte Blume, das gebrannte Haus, aber die geliebte Blume, der gebrannte Kaffee.

7. Rektion.

Wie im Mai der Maikäfer, so finden wir im Juni den Junikäfer.

8. Falscher Gebrauch der Konjunktionen (besonders somit, und), z. B. Das Pfingstfest stammt aus dem griechischen pentecoste, d. h. 50 Tage und wird deshalb 50 Tage nach

Ostern gefeiert. Oder: Auch wir verlassen unser Zimmer; somit beginnt das Reisen.

9. Auch Fehler mit den Präpositionen kommen noch in den oberen Klassen vor:

A. Verkehrte Kasus.

B. Verwechslungen von Präpositionen z. B. von und vor.

C. Man setze nicht zwei Präpositionen nebeneinander (Annoncenstil).

10. Man hüte sich vor verkehrter Wortstellung:

A. Nicht, auch, sogar werden gern verkehrt gesetzt.

B. Man setze den Accusativ nicht vor den Dativ!

11. Man vermeide Verwechslungen, z. B. wie und als.

12. Fehler in der Periodenbildung:

A. Das Anakoluth!

B. Man schließe die Relativsätze eng an!

III. **Sprachreinheit.**

1. Vermeide unpassende Kraftausdrücke und Übertreibungen!

2. Desgl. Provinzialismen, z. B. Professer (die Sachsen).

3. Vermeide den Pleonasmus, z. B. wie ich schon sagte, so —

4. Nimm den Mund nicht zu voll, z. B. die Kurgäste sind im Mai nur zum Vergnügen in den Kurorten.

§ 6.

B. Vom Periodenbau.

1. Über die Erklärung einer „Periode" sind nicht alle Grammatiker einig. Einige halten ein aus zwei Sätzen bestehendes Satzgefüge schon für eine Periode, z. B. Der Blick des Forschers fand nicht selten mehr, als er zu finden wünschte. Andere wollen nur drei- und mehrgliederige Satzgefüge als Perioden gelten lassen, z. B. Ich werde nicht eher spielen, als bis ich niemanden finden kann, der mir umsonst Gesellschaft leistet. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt, wo er stehen blieb, damit er Nürnberg nahe wäre, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte.

2. Meistens sieht man aber a) bloße Satzverbindungen und b) die bloße Verknüpfung eines Nebensatzes mit einem Hauptsatz nicht als echte Periode an, sondern nur solche Satzgefüge, in denen entweder ein Nebensatz in einen Hauptsatz eingeschoben ist, z. B. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht — oder ein Nebensatz als Vordersatz seinem Hauptsatz vorangestellt ist, z. B. Wenn sich die Völker selbst befrein, so kann die Wohlfahrt nicht gedeihn. Solch eine Periode heißt eine einfache. Gehen mehrere gleichartige Nebensätze voran, oder folgen mehrere gleichartige Hauptsätze nach, oder ist beides zugleich der Fall, so hat man eine mehrgliedrige Periode.

3. Man hüte sich a) vor zu großer Einschachtelung der Sätze, z. B. Er hat sich der Gelegenheit, die ihm mein Freund, den er zum guten Glücke, als er bei mir war, kennen gelernt hatte, anbot, bedient. (Hierdurch entstehen verworrene und schwer verständliche Perioden.) b) vor langatmigen Perioden, die matt und schleppend werden.

4. Man achte auf ein symmetrisches Verhältnis der Glieder (κῶλα, membra) und auf eine innere richtige Beziehung der Gedanken. Der Bau großer Perioden fordert, daß sie am Anfang die Aufmerksamkeit erregen und den Hauptgedanken vorbereiten, in der Mitte sich der Ton hebt und am Ende zu einem Geist und Ohr des Hörers oder Lesers befriedigenden Abschluß gelangt.

5. Anfänger thun wohl, sich vor langen und verwickelten Perioden zu hüten. Besonders schwachen Stilisten ist es zu raten, oft ein Punktum zu setzen, d. h. mit einem neuen Hauptsatz fortzufahren, sobald sie einen neuen Gedanken anreihen. Freilich darf die Periode auch nicht zu zerhackt sein (der sogenannte coupierte Stil, le style coupé), indem man lauter kurze Sätze, ohne Unterschied, ob sie einen Haupt- oder Nebengedanken enthalten, aneinander reihet. Diese Hackmesser-Perioden werden ebenso ermüdend wie die langatmigen. Will man eine gute Periode bauen, so muß man eben zwischen jenen beiden Extremen die rechte Mitte einhalten.

Musterbeispiele der periodischen Schreibart:

„Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung hat, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Rätsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort der Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch mit einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf den Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen." (Goethe.)

Wie das Auge einem voll hinströmenden Flusse, der sich ununterbrochen nach seinem Ziele hinbewegt, mit Wohlgefallen folgt, so folgt der Leser hier mit zunehmendem Anteile dem Fortschritt der klaren und bei aller Fülle nirgends überladenen Perioden. Während so das obige Beispiel der *periodischen* Schreibart vollkommen entspricht, nähert sich das nachstehende zwar einigermaßen dem *zerschnittenen* oder *koupierten* Stile; doch ist diese Annäherung nur scheinbar, weil die gedankenschweren Sätze ihrem Inhalte nach aufs engste verbunden

sind. Der Verfasser hat offenbar mit Absicht die periodische Verbindung gemieden, um die einzelnen Gedanken, eben weil sie lauter Hauptgedanken sind, in ihrer vollen Kraft hervortreten zu lassen.*)

„Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." (Lessing.)

§ 7.

C. Schreibarten.

1. Im prosaischen Stil, durch den Gegenstände des Erkenntnisvermögens dargestellt werden sollen, um den äußeren Zweck des Belehrens zu erreichen, kann man drei Gattungen unterscheiden:

---

*) Vgl. Beck a. a. O.

a) die niedere,
b) die mittlere,
c) die höhere,

was schon die Griechen unterschieden: *τὸ ταπεινὸν γένος, τὸ μέσον, τὸ ὑψηλόν*.

2. Die niedere Schreibart ist die des gemeinen Lebens, einfach und schlicht; die mittlere ist etwas gewählter und edler, die höhere ist geschmückt und auf Anregung des Gefühls und der Phantasie berechnet. Über den Gebrauch derselben werden bei den einzelnen Stilgattungen Winke gegeben werden.

§. 8.

D. Von der gesamten Ausführung.
(Elocutio.)

1. Die Hauptsache bei der Behandlung eines Aufsatzes ist natürlich die eigentliche Ausführung. Dieselbe soll erst dann erfolgen, wenn man Gedanken zur Arbeit reichlich gesammelt und die gewonnenen Gedanken wohl geordnet hat. Man beachte dabei folgendes: 1) daß man den Hauptgedanken während der ganzen Arbeit vor Augen hat, 2) daß man die Nebengedanken in enge Beziehung zu ihm zu setzen sucht, 3) daß man die einzelnen Punkte der Disposition mit einer gewissen Gleichmäßigkeit auch in Bezug auf den äußeren Umfang behandelt, 4) daß man nichts Wesentliches wegläßt oder Unwesentliches zu breit behandelt.

So ergeben sich als Forderungen für den Inhalt: Vollständigkeit und innerer Zusammenhang (Gegenteil: Unvollständigkeit, Gedankenlosigkeit); als Forderungen für die Form aber merke man: Deutlichkeit, Bestimmtheit, Einfachheit und Schönheit des Ausdrucks nebst grammatischer und orthographischer Richtigkeit, sorgsamer Zeichensetzung und schöner Handschrift!*) Gut ausgearbeitete Aufsätze ver-

*) Eine schlechte, unleserliche Handschrift ist ein Verstoß gegen den Anstand. In England fordert der letztere eine gute und leserliche Handschrift, in Deutschland ist der Standpunkt noch nicht genügend

gleicht man gern mit einem Kreise oder einer musikalischen Komposition.

Einige recht nützliche Ratschläge zu dem Verfahren beim Anfertigen des Aufsatzes fügen wir noch nach J. Venn bei:

Hat man ein Thema zu behandeln, so denke man zuerst längere Zeit über dasselbe nach und suche des Stoffes Meister zu werden. Nachdem man sich denselben gehörig klar gemacht und die Gedanken in eine gute Disposition gebracht hat, warte man eine gute Stunde ab, in der man besonders zum Aufsatze aufgelegt ist; denn nicht immer in gleicher Weise ist man zum Schreiben befähigt, und nur dann geht die Arbeit von statten, wenn der Geist gerade in der erforderlichen Stimmung ist. Diese glückliche Stimmung kann man aber mehr oder weniger selbst hervorrufen. Die Lektüre einer schönen Stelle, wo der Inhalt und die herrliche Darstellung den Leser mit fortreißt, ist besonders geeignet, jene glückliche Verfassung herbeizuführen. Je nach der größeren oder geringeren Erhabenheit des zu behandelnden Stoffes lese man eine mehr oder minder erhabene und schwungvolle Stelle; denn die Sprache des kurz vorher Gelesenen wird — wenigstens annäherungsweise — auch die Sprache der eigenen Arbeit sein. Man suche die gute Stunde möglichst festzuhalten und auszubeuten dadurch, daß man den Geist vor Unthätigkeit und Zerstreuung bewahrt. Man suche den vorher gut durchgedachten und wohlgeordneten Stoff

überwunden: Omnes docti male pingunt! An Gellert kann der Lehrer lernen, was seine Pflicht ist. Vgl. Goethes „Dichtung und Wahrheit" Buch 8! Der Schüler aber beachte Niebuhrs Ansicht: „Eine schlechte Handschrift sollte man niemals verzeihen; sie verrät eine schimpfliche Trägheit." — Der Sprachrichtigkeit vermögen folgende Werkchen zu dienen: 1) Deutscher Antibarbarus. Von K. G. Keller. Stuttgart 1879. A. Liesching & Co. 2) Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Von Dr. D. Sanders. Berlin 1872. G. Langenscheidt. 3) Sprachliche Sünden der Gegenwart. Von Dr. A. Lehmann. Braunschweig 1878. F. Wreden. 4) Praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze. Von Dr. A. Kutzner. Leipzig 1882. Teubner. 5) Grammatik der deutschen Sprache für höhere Lehranstalten. Von Prof. A. Heinrich. Laibach 1887.

gleichsam in einem Gusse auszuarbeiten; denn dadurch gewinnt der Aufsatz an Zusammenhang.

2. Auch noch einige andere Vorschriften, die L. Rudolf in seinem Buche „Der deutsche Stil" recht zweckmäßig zusammengestellt hat (S. S. 101—102), verdienen Beherzigung. „Der Schüler wird wohlthun, den ersten Entwurf einige Tage liegen zu lassen, damit ihm seine Arbeit beim nochmaligen Durchlesen wie ein fremder Gegenstand erscheine, denn wir haben einmal für die Fehler anderer ein schärferes Auge als für unsere eigenen. Zunächst hat der Verfasser den Eindruck zu prüfen, welchen der Aufsatz als Ganzes macht, ihn nach Inhalt, Einteilung, Form und Ton der Darstellung einer sorgfältigen Beurteilung zu unterwerfen. Ist dies geschehen, dann gehe man auf einzelnes ein, achte auf die Übergänge, die Verbindung der Gedanken, die Wahl der Ausdrücke und auf alle die Dinge, deren wir bei den allgemeinen Eigenschaften des Stils gedacht haben. Indessen lasse man sich bei dieser Thätigkeit weniger durch die Absicht leiten, fortdauernd einen bestimmten Maßstab anzulegen, als durch ein gewisses ästhetisches Gefühl, das uns nach und nach zur zweiten Natur werden muß. Wo sich beim Lesen irgend ein Anstoß zeigt, wo die Worte keinen rechten Fluß haben, da bessere und feile man, wie der Maler oder der Bildhauer, wenn er mit prüfendem Auge sein Werk durchmustert. Was diesem sein Auge, das muß dem Stilistiker sein Ohr sagen, weshalb dem Anfänger jedenfalls ein lautes Vorlesen seiner Arbeit zu empfehlen ist. Das ängstliche Streben, sich bei jeder Verbesserung der Gründe bewußt zu werden, kann die Seele so belästigen, daß dadurch der Sinn für die Erfassung des Totaleindrucks völlig verloren geht.

Soll die Korrektur gelingen, so hat man sich vor zwei Fehlern sorgfältig zu hüten. Einerseits darf man seine Arbeit nicht überschätzen, was leicht bei denjenigen vorkommt, die eingenommen von sich selbst sind; andererseits darf man sie auch nicht unterschätzen, die gewöhnliche Folge des Mangels an Selbstvertrauen. Beides hindert die Fortentwicklung. Daß die Verbesserung der eigenen Arbeit mit Schwierigkeiten eigen-

tümlicher Art verbunden ist, bedarf keiner Frage. Ist die Erkenntnis der Mängel vorhanden, so fehlt doch häufig die Kraft, ihnen abzuhelfen. Indessen darf man sich die Mühe nicht verdrießen lassen; Beharrlichkeit und Liebe zur Sache führen zum Ziel. Vor allen Dingen sei man streng gegen sich selbst, streiche, wo der Ausdruck zu breit erscheint, und ruhe nicht eher, als bis das Ganze ein gefälliges Gepräge angenommen hat. Andererseits aber muß das Verbessern auch seine Grenze haben. Durch allzuvieles Feilen kann man seiner Arbeit schaden, so daß der Totaleindruck verwischt wird und alle Natürlichkeit verloren geht. Der Stil kann durch allzusorgsames Ausarbeiten zuletzt so geglättet und poliert erscheinen, daß man Lebendigkeit und Frische vollständig vermißt. Es ist daher die zarte Linie zwischen einer ängstlichen Behutsamkeit, die sich gegen jeden möglichen Angriff verwahren möchte, und zwischen einem mutigen und kraftvollen Hervortreten stets im Auge zu behalten. Seine Arbeit von fremden Personen verbessern zu lassen, ist ein gewagter Versuch, der die Eigentümlichkeit der Darstellung jedenfalls beeinträchtigen muß. Fehlt es an dem nötigen Selbstvertrauen, so lege man seine Arbeit einem Freunde vor, dessen Denkweise mit der unsrigen möglichst übereinstimmt, und lasse sich allenfalls auf Fehler und Mängel aufmerksam machen; die eigentliche Verbesserung aber besorge man stets selbst. Ist dies nach besten Kräften geschehen, dann kann die Reinschrift gemacht werden. Während derselben sei man darauf bedacht, sich jede Gedankenreihe noch einmal laut erklingen zu lassen, und man wird sich oft genug veranlaßt finden, hier und da noch eine kleine und doch wichtige Änderung vorzunehmen. Die Reinschrift des Verfassers muß etwas anderes sein als die mechanische Arbeit eines Abschreibers."

Zweite Abteilung.

II. Von den Aufsätzen im besonderen.

§ 9.

Vorbemerkungen.

1. Die Prosa entfaltet sich in drei Grundformen:
   A. Als genus historicum oder historische Prosa (der epischen Dichtung vergleichbar);
   B. als genus philosophicum oder die philosophische Prosa (der lyrischen Dichtung vergleichbar);
   C. als genus oratorium oder die rhetorische Prosa (der dramatischen Dichtung ähnlich).

2. Eine dieser Grundformen tritt nun selten ganz rein und ungemischt, aber doch gewöhnlich vorherrschend auf, so daß man danach die einzelnen Stilgattungen bestimmen kann.

3. Wir unterscheiden aus praktischen Rücksichten, vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend und zugleich der historischen Entwicklung folgend, folgende Arten von Aufsätzen:

A. Historische:

A. Erzählende.

B. Beschreibende (Beschreibungen, Schilderungen, Biographien).

B. Philosophische oder abhandelnde:

A. Erläuterungen,

B. Entwicklungen,

C. Chrien,

D. Abhandlungen im engeren Sinn.

C. Rhetorische: Reden.

Erster Teil.

Historische Aufsätze.

Erster Abschnitt.

Erzählungen.

§ 10.

I. Regeln.

1. Der erzählende Aufsatz stellt Gegenstände in ihrem Nacheinander, also in ihrem Zeitverhältnisse dar.

2. Den Stoff zu Erzählungen bildet entweder eine Handlung oder eine Begebenheit. (Eine Handlung ist ein Vorgang, der durch die Thätigkeit eines freien Wesens hervorgebracht wird.)

3. Die Erzählung soll durch ihren Inhalt Belehrung und Interesse darbieten. Man verschaffe deshalb dem Leser einen schnellen, doch möglichst vollständigen und schönen Überblick des Vorgefallenen, scheide das Wesentliche von dem Unwesentlichen, ordne die Wirkungen den Ursachen unter!

4. Man unterscheidet an Erzählungen:

A. Die Einleitung (Vorangehendes),

B. Den Vorgang selbst,

a) Exposition, d. i. Angabe der Personen, des Schauplatzes und der Zeit (quis, quid, ubi, quando?);

b) Entwicklung der Handlung:

a) entferntere und nähere Ursachen,

b) Beweggründe (Motive),

α) die den Gang der Handlung aufhalten (retardierende),

β) die denselben beschleunigen (accelerierende: cur, quibus auxiliis, quomodo?).

c) Das Faktum selbst (Entscheidung, Spitze der Handlung oder Katastrophe).

C. Den Ausgang (Abnahme und Ende der Handlung, Folgen, Resultate).

5. Als Stoffe zu Erzählungen für die oberen Klassen höherer Schulen empfehlen sich:

a) Kurze Übersichten einzelner Zeiträume aus der Geschichte eines Volkes,

b) Lebensabrisse einzelner,

c) Inhaltsangaben klassischer Werke, z. B. der Inhalt des ersten Buches der Vergilschen Äneide, des ersten Gesangs von Hermann und Dorothea, des Dramas Wilh. Tell, der Catilinarischen Verschwörung nach Sallustius.

6. Man erzähle einfach, anmutig, aber mit Vermeidung alles unnötigen Schmuckes, durchsichtig, klar, lebendig.

Anmerkung 1. Oft greifen Erzählung und Beschreibung in einander über und man unterscheidet deshalb:

a) beschreibende Erzählungen (z. B. die Adalbert Stifters),

b) erzählende Beschreibungen, z. B. die Beschreibung des Schildes des Achilles in der Iliade (S. weiter unten!).

Anmerkung 2. Musterhafte Erzählungen findet man bei Auerbach, Goethe, Hebel, Jakobs, Kleist, Möser, J. P. Richter u. a.

§ 11.

II. Musterbeispiele.

1. Sagunts Eroberung und Zerstörung.

(Nach Liv. 21, 7—15 und Linnig, der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. S. 23 ff.)

Um die römischen Waffen gegen die Punier aufzuregen, hatte Hannibal den Iberus überschritten und hielt nach Unter-

werfung mehrerer kleinerer Völkerschaften Sagunt, die mächtigste Stadt im jenseitigen Spanien, mit seinem Heere umzingelt. Hatte aber Hannibal gewähnt, die Stadt mit geringer Anstrengung einnehmen zu können, so sollte er sich alsbald bitter getäuscht finden und inne werden, was Vaterlandsliebe und Verzweiflung zu leisten imstande sind. Auf jede Weise wußten die Saguntiner die Belagerungsarbeiten zu hindern und zu stören; was die Punier in mühevoller Anstrengung bei Tage bewerkstelligt hatten, das wurde ihnen von den Belagerten unter dem Schutze der Nacht zertrümmert oder entrissen. Hatten die Stöße ihrer Widder Bresche in die Mauern gelegt, über Nacht war der Schaden wieder ausgebessert, oder es waren gar neue Mauern an Stelle der zerstörten getreten. So schlugen die mutigen Saguntiner jeden Sturm zurück, so machten sie alle Arbeiten der Feinde lange Zeit hindurch erfolglos. Selbst nachdem schon ein Teil der Stadt in den Händen der Karthager war, ließen sie dennoch den Mut nicht sinken; während die Feinde den eingenommenen Platz verschanzten, befestigten sie mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit den noch nicht eroberten Teil an der bedrohten Seite mit neuen Mauern und Wällen, setzten ihren Widerstand mit erhöhter Anstrengung fort. Allein, was vermochten sie gegen die Übermacht? Alle Mühe, alle Anstrengung und Aufopferung konnte das endliche Schicksal der Stadt nicht verhindern, sondern nur hinausschieben, und in demselben Maße, wie Not und Mangel in der ausgehungerten Stadt wuchsen, sank ihre Hoffnung auf Hilfe und Rettung tiefer und tiefer. In dieser bedrängten Lage entsandten sie den Bürger Alkon mit Friedensanträgen an Hannibal, allein der übermütige Punier stellte die Bedingung, daß die Bürger alles Gold und Silber abliefern und jeder, mit nur einem Kleide versehen, die Stadt verlasse und sich dahin begebe, wohin Hannibal ihn verweisen werde. Auch ein zweiter Friedensversuch durch den spanischen Häuptling Alcorus blieb ebenso erfolglos. Da ergriff Verzweiflung die sonst so starkherzigen Bürger. Weil sie sahen, daß es Hannibal besonders um ihre Schätze zu thun sei, häuften sie alles, was sie an Gold und

Silber auffinden konnten, auf dem Forum zusammen, zündeten einen Scheiterhaufen darum an, und viele gingen in ihrem Schmerze so weit, daß sie sich freiwillig in die Flammen stürzten, um den Untergang ihrer Vaterstadt nicht zu überleben.

Noch waren die Flammen auf dem Markte nicht erloschen, noch waren erst dunkle Gerüchte jener Vorgänge durch die Stadt verbreitet, da stürzte einer der Haupttürme, dessen Mauern schon längst gespalten waren, unter den Stößen der Sturmböcke mit donnerndem Krachen zusammen und riß einen nicht unbedeutenden Teil der Mauer mit sich, wodurch den Feinden von dieser Seite die Stadt bloßgestellt wurde. Nicht sobald hat Hannibal diesen Vorteil gewahrt, als er auch sofort seine Kolonnen zu einem allgemeinen Sturm aufbietet und an der offenen Stelle mit Leichtigkeit in die Stadt eindringt. Nun aber entspann sich ein gräßlicher Kampf zwischen Verzweiflung und Notwehr auf der einen und grausamer Wut und wilder Blutgier auf der andern Seite. Straße um Straße müssen die siegreichen Feinde unter blutigen Verlusten erkämpfen, Haus um Haus erobern und einnehmen. Je heftiger aber und unerwarteter der Widerstand ist, den die punischen Söldner finden, um so unmenschlicher wird ihre Rache und Gier. Hannibal hatte Befehl gegeben, nur die männliche Bevölkerung niederzumachen, aber die zügellosen Eroberer schonten weder Alter noch Geschlecht. Wie die Tiger ihrer afrikanischen Heimat fielen sie über ihre Opfer her, um ihre Mordlust im Blute der Weiber und Säuglinge zu stillen. Nur ihre Beutegier war ihrer Grausamkeit gleich. Das wußten die Saguntiner wohl, und wenn sie daher ihren Todfeinden mit den Waffen nicht mehr schaden konnten, so suchten sie wenigstens alles Wertvolle zu vernichten, und zahlreich waren die Beispiele, daß sich ganze Familien mit ihrem Hab und Gut den Flammen überlieferten.

So fiel Sagunt; an seinen Flammen aber entzündete sich jener gewaltige Krieg, in welchem durch zwei Dezennien hindurch die mächtigsten Völker jener Zeiten im heftigsten Kampfe gegen einander standen, und aus dem Rom als Siegerin über

Karthago hervorging, das seiner Weltherrschaft allein als Nebenbuhlerin entgegen stand.

2. Die Vorfabel zu Lessings „Minna von Barnhelm".

(Nach E. Niemeyer.)

Der preußische Major von Tellheim, ein geborener kurländischer Edelmann, hatte während des siebenjährigen Kriegs, den er an der Spitze eines Freibataillons mitmachte, den Befehl erhalten, in den sächsischen Ämtern einer thüringischen Gegend die Kontribution mit der äußersten Strenge baar beizutreiben. Er wollte sich diese Strenge ersparen und schoß den Ständen die fehlende Summe (2000 Pistolen) selbst vor. Die Stände gaben ihm ihren Wechsel, und diesen wollte er bei Zeichnung des Friedens unter die zu ratihabierenden Schulden eintragen lassen. Um jener edelmütigen That willen war Minna von Barnhelm, ein Fräulein in den thüringischen Landesteilen Sachsens, wo er damals eines Winters im Quartier stand, von der lebhaften Begierde durchdrungen, ihn kennen zu lernen. Sie kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo sie den Major zu finden glaubte, sie kam bloß seinetwegen, sie kam in dem festen Vorsatze, ihn zu lieben, ja sie liebte ihn schon; sie kam in dem festen Vorsatze, ihn zu besitzen. Hieraus entwickelte sich ein Verlöbnis zwischen beiden: sie wechselten Ringe. Diese Verlobung schloß Minna ohne Wissen ihres Oheims und Vormunds, des Grafen von Bruchsall (welchen die Unruhen des Kriegs nach Italien verscheucht hatten), trotzdem daß sie von seiner Seite das stärkste Hindernis ihrer Verbindung befürchten mußte, weil er, der Sachse, den preußischen Offizieren abhold war. Desto mehr war mit dem Verlöbnis einverstanden Franziska Willig, die Kammerjungfer Minnas, Tochter eines Müllers auf Klein-Rammsdorf, einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins, welche schon sehr jung auf den Hof gekommen war und mit Minna, der sie an Alter gleichstand (beide wurden 21 Jahre) dieselbe Erziehung und denselben Unterricht genossen hatte. Paul Werner, der Wachtmeister Tellheims, lernte Franziska in jener Zeit noch nicht

kennen, denn er war gerade in Leipzig abwesend, wo er Montierungsstücke besorgte.

Der Major befand sich damals in glänzenden Verhältnissen: er hatte einen Kammerdiener (Wilhelm), einen Jäger (Philipp), einen Kutscher (Martin), einen Läufer (Fritz) und einen Reit-, früher Packknecht, Namens Just, der aber damals im Lazarete lag und ebensowenig als Paul Werner etwas von der Verlobung seines Herrn erfuhr. Tellheim war imstande, für Just 25 Thaler Kur- und 39 Thaler Wartungskosten zu bezahlen; er konnte Justs abgebranntem und geplündertem Vater 50 Thaler vorstrecken, ohne die zwei Beutepferde, die er ihm schenkte. Er besaß so viel, daß er seinem Freunde und Stabsrittmeister von Marloff, der mit ihm sechs Jahre lang Glück und Unglück, Ehre und Gefahr teilte, gegen Ausstellung eines Schuldscheines 400 Thaler vorschießen konnte. Doch der Edelmut Tellheims beschränkte sich hierauf nicht: sein Edelmut zeigte sich auch darin, daß er hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, das Leben wagte. Mit seinen Soldaten stand er auf dem kameradschaftlichsten Fuße, und manchmal nahm er von seinem biedern Wachtmeister die Feldflasche. Paul Werner benutzte aber auch jede Gelegenheit, um ihm dies zu vergelten: er fing einmal den Hieb auf, der seinem Herzensmajor den Kopf spalten sollte, und hieb ein andermal den Arm vom Rumpfe, der eben losdrücken und Tellheim die Kugel durch den Kopf jagen wollte. Aber auch Tellheim hätte gern für Paul Werner das Leben gefährdet, wenn ihm Gelegenheit dazu gekommen wäre.

Mit Beendigung der Winterquartiere in Thüringen mußte Tellheim seine dort gewonnene Braut verlassen und weiter ziehen; nur gelegentlich (Akt III. 3) wird erwähnt, daß er von Nürnberg wegging. Vom Sommer 1762 an wohnte er zu Berlin in dem Wirtshaus zum König von Spanien, wo er ein Logis gemietet hatte. Endlich wurde der Krieg beendigt, aus welchem Tellheim, der, als er sich mit Minna versprach, noch seines ganzen Körpers mächtig gewesen war,

mehrere Blessuren davon trug, wie denn z. B. der rechte Arm durch einen Schuß gelähmt war, so daß er, nur des linken Armes mächtig, sich nicht allein ankleiden konnte. Der Friede ward zu Hubertusburg am 15. Februar 1763 geschlossen. Darüber erfreut, schrieb er an Minna, daß nun Friede wäre, und daß er sich der Erfüllung seiner Wünsche nähere, welche auf eine baldige Verbindung mit der Geliebten gerichtet waren. Er wollte deshalb seinen Abschied fordern. Denn er war nur Soldat geworden aus Parteinahme für die politischen Grundsätze Friedrichs des Großen und aus der Überzeugung, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeit lang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen; aber nur die äußerste Not hätte ihn zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Bevor er indessen seinen Abschied nehmen konnte, wurde ihm derselbe zu seiner empfindlichen Kränkung gegeben, denn infolge des Friedensschlusses wurden die meisten Freibataillone entlassen, und so auch Tellheim wie viele seinesgleichen, die in Freikorps gedient hatten, verabschiedet. Als er seine Rechnungen einreichte, wurden von der Feldkriegskasse allerlei seine Ehrlichkeit verdächtigende Ausstellungen an denselben gemacht. Den Wechsel, den ihm die sächsischen Stände über den ihnen geleisteten Vorschuß von 2000 Pistolen gegeben hatten, wollte er jetzt seiner früheren Absicht gemäß unter die zu ratihabierenden Schulden eintragen lassen. Dieser Wechsel ward allerdings für gültig erkannt, aber ihm ward das Eigentum desselben streitig gemacht. Man verzog spöttisch den Mund, als er versicherte, die Valuta baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Bestechung, für ein Gratial (Dankgeschenk) der Stände, weil Tellheim so bald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der er sich nur im äußersten Notfall zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechsel aus Tellheims Händen und er mußte fürchten, daß derselbe, wenn er bezahlt würde, sicherlich nicht an ihn bezahlt würde. Hier-

durch mußte er seine Ehre für gekränkt halten. Tellheim gab hierauf schriftlich sein Ehrenwort, nicht eher von Berlin zu gehen, als bis man ihn völlig von jeder Beschuldigung entladen habe. Da er nun die Demütigung der Verabschiedung erfahren hatte, wiewohl so mancher verdiente Offizier der Freibataillone auch fernerhin zum Dienste verwandt ward; da sich der Ehrenhandel noch immer nicht zu seinen Gunsten wandte, so hatte er seit dem Briefe, den er unmittelbar nach dem Frieden an Minna richtete, nicht wieder an sie geschrieben, wollte sie vergessen und trug sogar ihren Ring nicht mehr am Finger. Hierzu bewog ihn auch seine ökonomische Lage, die anfing bedenklich zu werden. In dem Gasthof zum König von Spanien hatte er manchen schönen Thaler aufgehen lassen; aber nicht genug, daß man ihn mit seinen Forderungen hinzog; seine Dienerschaft war nunmehr bloß auf Just beschränkt, der jetzt alles in allem sein mußte. Denn Wilhelm, der Kammerdiener war ihm schon im vorigen Jahre, als sie von Nürnberg weggingen, mit der Garderobe durchgegangen; Philipp, der Jäger, war nach Spandau abgeführt worden, weil er unter Tellheims Kompagnie ein Komplott gemacht hatte und sechs Mann durch die Vorposten hatte bringen wollen; Martin, der Kutscher, sprengte (zehn Wochen vor Beginn der Handlung) mit seines Herrn einzigem und letztem Reitpferde davon, und Fritz, der Läufer, mußte auf guten Weg gebracht werden, weil er auf seines Herrn Namen überall Schulden machte. Es scheint, daß Tellheim genötigt war, von Hause Unterstützung zu suchen, denn er schickte seinen Bedienten Just in sechs Monaten zweimal nicht an seinen Vater, denn dieser war gestorben, aber doch an seine Familie in Kurland. Er hatte zwar noch einen Freund, der ihm unter die Arme greifen konnte, Paul Werner. Dieser hatte im Kriege viel Beute gemacht, sich nach seiner Verabschiedung ein Freischulzengericht drei Meilen von der Hauptstadt gekauft und brachte nun, als er von Just hörte, wie man Tellheim mit seinen Forderungen an die Generalkriegskasse hinzog, dem Major 500 Thaler Gold = 100 Pistolen Vorschuß; allein Tellheim hielt sich

streng an die Worte des Kameraden, welcher ihm in seinem Zartgefühl das Geld bloß zum Aufheben gegeben haben wollte und vergriff sich an der Summe nicht. Freilich hatte Tellheim von der Witwe seines ehemaligen Stabsrittmeisters v. Marloff, der unlängst gestorben war, 400 Thaler zu fordern, und der Sterbende hatte auch seiner Frau eingeschärft, daß sie die Schuld mit der ersten Baarschaft tilgen sollte; aber das arme Weib lag krank vor Schmerz über den Verlust ihres Mannes und jammerte, als Paul Werner (vierzehn Tage vor Beginn der Handlung) sie besuchte, weil sie nicht wußte, wie sie die Schuld bezahlen sollte, zumal da die Forderungen des Verstorbenen an die Kasse seines ehemaligen Regiments noch nicht erfüllt waren: wie hätte auch Tellheim das Geld von einer armen Witwe, die noch dazu einen unerzogenen Sohn zu ernähren hatte, angenommen? Paul Werner verkaufte sein Freischulzengericht, als er es auf dem Dorfe nicht wieder gewohnt werden konnte und lieber unter den Fahnen des Prinzen Heraklius, von dem er in den Zeitungen gelesen hatte, gegen die Türken fechten wollte. Aber es war nicht anzunehmen, daß er die 100 Dukaten, die er (einen Tag vor Beginn der Handlung) auf den Kauf empfing, dem stolzen Major zur Verwendung würde aufnötigen können. Tellheim, welcher sich einer dürftigen Lage ausgesetzt sah, kam sich schon wie ein Bettler vor, die Verabschiedung und Ehrenkränkung nagten fort und fort an seinem Herzen, in seiner Schwermut erschien er sich wegen der Lähmung des Arms als ein Krüppel, und obgleich er Minna noch liebte, glaubte er doch, sie in seinem jetzigen Elend vergessen zu müssen. Dieser Sieg, den er über sich selbst erringen wollte, wurde ihm zwar schwer, aber eben fing er an zu hoffen, daß die darauf verwandte Mühe nicht ewig vergebens sein würde.

Man kann denken, in welcher Besorgnis Minna unterdessen lebte, da sie in langer Zeit gar nichts wieder von Tellheim erfuhr. Sie faßte deshalb den Entschluß, ihren Bräutigam selbst aufzusuchen. Auch ihr Oheim, den der Friede aus Italien zurückgebracht hatte, war mit diesem Plane ein-

verstanden; er brannte vor Verlangen, den Mann von Antlitz zu kennen, den seine einzige Erbin gewählt hatte, und wollte seine Nichte dem Bräutigam übergeben. In Begleitung dieses Oheims, des Grafen von Bruchsall, der zugleich die von Tellheim den sächsischen Ständen vorgeschossene Summe von 2000 Pistolen für den edelmütigen Wohlthäter der Behörde überbringen wollte, reiste nun das Fräulein von ihren Gütern mit Franziska und zwei Bedienten, deren einen sie in Dresden auf ihrer Durchreise mietete, nach der preußischen Hauptstadt. Sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihren Bräutigam zu finden; mindestens dachte sie hier Auskunft über ihn zu erhalten. Von seiner Verabschiedung und sonstigen Lage wußte sie nichts. Sie glaubte, sein Regiment sei nach dem Frieden zerrissen, bloß untergesteckt, nicht entlassen, und stellte sich die Möglichkeit vor, daß der Major wer weiß zu welchem andern Regiment, in welche entlegene Provinz versetzt sei. Zwei Meilen von Berlin verunglückte ihr Oheim mit seinem Wagen, wollte aber durchaus nicht, daß sie, die ungeduldig Sehnende, dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Sie mußte also voran und traf am 21. August d. J. Abends mit ihrem Kammermädchen Franziska und zwei Bedienten in Berlin ein. Sie stieg in demselben Gasthof ab, wo Tellheim nun Jahr und Tag gewohnt hatte, und bezog sogar dessen Zimmer, ohne zu wissen, daß sie von ihrem Bräutigam bewohnt waren. Tellheim nämlich hatte ein paar Monate her nicht prompt bei dem Wirte bezahlt und ließ nicht mehr so viel aufgehen; ja, er hatte keinen Heller baares Geld mehr und war auch seinem Bedienten den Lohn für 3½ Monate schuldig. Als nun das vornehme Fräulein aus Sachsen bei dem Wirte vorfuhr, glaubte dieser, daß er durchaus nicht einem andern Wirte einen solchen Verdienst in die Taschen jagen dürfe, und ließ, da es ihm an Raum fehlte — die Wirtshäuser der Residenz waren überhaupt zu der Zeit alle stark besetzt — und Tellheim nicht hatte bezahlen können, dessen Zimmer in seiner Abwesenheit ausräumen und für die fremde Herrschaft einrichten. Wie erstaunt war er aber, als er in dem Schreibpulte Tellheims ein versiegeltes Beutelchen

mit der Aufschrift „500 Thaler Louisd'or" fand! Es war das Geld, welches der Wachtmeister vor vier oder fünf Wochen dem Major gebracht hatte. Der Wirt nahm es in gute Verwahrung. Hätte er das baare Geld vorher vermuten können, so wäre er gewiß säuberlicher mit dem Major verfahren. Auch hätte sich im Kriege der Wirt so etwas nicht erlaubt, denn da waren die Wirte alle geschmeidig gegen die Offiziere und Soldaten; aber der noch kurze Friede machte sie schon wieder übermütig. Freilich lagen jetzt alle Wirtshäuser und Gasthöfe von abgedankten Offizieren voll, und ein Wirt hatte sich wohl mit ihnen in acht zu nehmen. Genug, dem Major wurde hinten am Taubenschlage, die Aussicht zwischen des Nachbars Feuermauern, ein elendes Zimmer angewiesen, wovon nur noch die eine Wand tapeziert war, während dem Bedienten ein Stübchen daneben gegeben wurde. Man wird sich nicht wundern, daß Tellheim nunmehr keine Lust bezeigte, länger in dem Gasthof zu wohnen, sondern gleich die Nacht über ausblieb; Just aber, welcher in einem Winkel des Saales vergebens auf die Zurückkunft seines Herrn wartete, übte, wenn er zuweilen in Schlummer versank, an dem schurkischen Wirte im Traum thätliche Rache. (Hier beginnt das Stück.)

3. Inhaltsangabe von Schillers „Lager".

(S. Schiller-Lexikon von L. Rudolph. S. 465 ff.)

Wir finden die Truppen (Sc. 1) in den böhmischen Winterquartieren, die sie zuerst nach der Schlacht bei Lützen bis zum Frühjahr 1633 und jetzt zum zweiten Male (vom November 1633 bis zum Februar 1634) bezogen haben, nachdem das Land schon vorher (nach der Schlacht bei Leipzig 1631) von den Sachsen unter Arnim (V. 33) heimgesucht worden ist. Wie es dem armen Lande ergangen, was die Einwohner von dem Stolz, dem Übermut und der Grobheit der Soldaten zu leiden haben, erfahren wir von dem Bauer; von den Soldaten dagegen hören wir (Sc. 2), daß die Herzogin, Wallensteins Gemahlin, mit ihrer Tochter in Pilsen eintreffen soll. Diese Veranlassung macht den Sonntag, an dem die Handlung vorgeht, zu einem doppelt festlichen Tage, so daß von der doppelten Löhnung wohl nicht

viel übrig bleiben wird, um so mehr als es darauf abgesehen ist, die neuangekommenen Truppen zu gewinnen. Die Soldaten merkten wohl, daß etwas Besonderes vorgeht, und aus ihren spitzigen, gegen die Regierung in Wien gerichteten Reden wie aus dem Mißtrauen, mit welchem sie den Kriegsrat Questenberg (V. 23 „Die alte Perücke") betrachten, können wir auf ihre Anhänglichkeit an Wallenstein schließen. Sie lassen es sich daher im Lager ruhig wohl sein, beschäftigen sich einstweilen (Sc. 3) mit Stibitzen, Tauschen, Handeln und Betrügen und lassen sich die Nachricht, daß (Sc. 4) von dem Kurfürsten von Bayern Regensburg gewonnen worden sei, ebensowenig zu nahe gehen wie ihr Feldherr. Inzwischen sind (Sc. 5) die neuen Truppen und mit ihnen die Markedenterin angekommen, die uns einen kurzen Überblick über den bisherigen Verlauf des Krieges und seine weite Ausdehnung giebt, während wir (Sc. 6) von den Holkischen Jägern erfahren, in welcher wilden Weise derselbe geführt worden ist, und wie die Truppen über die Gewalt ihres Feldherrn denken, dem sie mit abergläubischer Verehrung ergeben sind. Daß des Friedländers Macht immer noch im Wachsen begriffen ist, veranschaulicht uns der Dichter (Sc. 7) durch die Einführung des Rekruten, den der philiströse Bürger vergeblich von dem allgemeinen Kriegsschwindel zurückzuhalten sucht, während der erfahrene Wachtmeister ihm mit stolzem Selbstbewußtsein seine Soldatenphilosophie vorträgt. Aber nicht alle denken wie Wallenstein und sein Heer. Der Kapuziner (Sc. 8), der es meisterhaft versteht, seine beschränkten und abergläubischen Vorstellungen mit einer Flut von biblischen Reminiscenzen aufzuputzen, erscheint und hält den Soldaten eine Strafpredigt. Von der Sonntagsentheiligung ausgehend, schildert er die Not der Zeit und erinnert an die Strafgerichte Gottes, welche infolge des greulichen Sündenlebens hereinbrechen werden; aber er mischt sich auch in die Politik und vertritt die Partei seines Kaisers; er verlangt, daß das Heer Böhmen verlasse, dem Kurfürsten von Bayern zu Hilfe eile und sich gegen die ketzerischen Schweden wende. Und wenn die meisten Lagergenossen hierauf auch wenig hören und ruhig weiter zechen, die geschichtlich richtige That-

sache: „Drum kann er den Hahn nicht hören krähn" hat einzelne Soldaten (Sc. 9) doch stutzig gemacht. Mit des Wachtmeisters sinniger Entschuldigung, daß sein Feldherr gar zu tiefe Sachen denke, bildet der bei seinen falschen Würfeln ertappte Bauer zunächst nur einen seltsamen Kontrast. Aber nachdem er dem (Sc. 10) zu erwartenden Hängen glücklich entronnen und zwar durch den Spruch eines Pappenheimers, dessen Regiment seine eigene Justiz ausüben darf, da bricht (Sc. 11) die Unzufriedenheit unter den Truppen hervor. Die Zumutung, acht der besten Regimenter vom Heere zu trennen, um den spanischen Infanten aus Mailand nach den Niederlanden zu begleiten, beleidigt ihr Selbstgefühl. Der Wachtmeister spricht das aus, was in aller Herzen lebt, öffnet den Gedankenlosen die Augen und prophezeit dem Heere, was es von Wien her zu erwarten hat. Jetzt regt sich die Neigung zum Widerstande. Die Soldaten kennen die Bedingungen, unter denen Wallenstein das Kommando übernommen hat; sie fühlen sich daher berechtigt, nicht dem Kaiser, sondern nur ihrem Feldherrn zu gehorchen; sie wollen nicht, daß seine Regimenter von einander getrennt werden. Aber es soll keine Meuterei stattfinden; sie fassen den Beschluß, ihren Willen ordnungsmäßig kund zu geben, und der junge Piccolomini, der Wallensteins volles Vertrauen genießt und zugleich bei Hofe in Ansehen steht, soll ihr Sprecher sein. Hierauf erhält das Ganze mit dem Reiterliede einen beruhigenden Abschluß.

4. Schillers Vater.

(Traut, Lehr- und Übungsbuch des deutschen Stils.)

Schillers Vater, Johann Caspar Schiller, wurde zu Bittenfeld, einem würtembergischen Pfarrdorfe, nördlich von Waiblingen, am 27. Oktober 1723 geboren. In seinem zehnten Jahre verlor er seinen Vater, Johannes Schiller, Schulzen des Dorfes und Bäcker. Kaum hatte der vaterlose Knabe die Elementarschule verlassen, so wurde er bei einem Chirurgen untergebracht, um die Verrichtungen eines Barbiers auszuüben. Nach Beendigung seiner Dienstzeit ging der junge Mensch während des österreichischen Erbfolgekrieges im Jahre 1745 mit einem bayerischen

Husarenregimente als Feldscherer in die Niederlande. Hier ließ er sich auch als Unteroffizier zu kleinen militärischen Unternehmungen verwenden. Nach Abschluß des Aachener Friedens (1748) kehrte Schiller in die Heimat zurück und ließ sich in Marbach, einem Landstädtchen am Neckar, als Wundarzt nieder. Hier heiratete er 1749 die Mutter des Dichters. Die Gatten lebten sehr eingezogen und fast dürftig, da das Geschäft nicht gut ging und sie beide ohne Vermögen waren.

Zu Anfang des Jahres 1757 suchte er von neuem eine militärische Anstellung und fand sie als Fähnrich und Adjutant in dem würtembergischen Regiment Prinz Louis, das während des siebenjährigen Krieges zu einem Hilfskorps der österreichischen Armee gehörte. In Böhmen litt das Regiment durch eine bösartige Seuche. Schiller zeigte sich in jeder Hinsicht anstellig: bald als Wundarzt, bald als Geistlicher. Als er darauf in ein anderes würtembergisches Regiment versetzt wurde, das in Hessen und Thüringen stand, suchte er sich weiter auszubilden. Er erwarb sich eine so gute allgemeine Bildung, daß er am Ende des siebenjährigen Krieges zum Hauptmann avancierte. Im November 1759 ward ihm ein Sohn, der Dichter, geboren. Mit Dank gegen Gott begrüßte er das teure Geschenk des Himmels, empfahl Mutter und Kind „dem Wesen aller Wesen" und harrte ungeduldig der Zeit, in der er den Seinigen zurückgegeben werden sollte. Doch vergingen noch vier Jahre, ehe Schiller mit dem Abschlusse des Hubertusburger Friedens (1763) wieder seinen Wohnsitz im Vaterlande nehmen konnte.

Schiller war im vollen Sinne des Worts Hausvater, es war ihm jetzt Bedürfnis, seiner Familie zu leben. Er war ein verständiger und rechtlicher Mann, einfach, kraftvoll, gewandt, thätig für das praktische Leben, allerdings auch rasch und rauh. Er war von kleiner Statur und kräftigem Körperbau. Seine gerade Körperhaltung, sein fester Gang, seine saubere Kleidung, seine bestimmte Sprechweise verrieten auf den ersten Blick den Militär. Dabei hielt er an der frommen Sitte seiner Vorfahren fest und las den Seinen regelmäßig aus der Bibel vor, wie er auch jeden Tag laut das Morgen- und Abendgebet sprach.

An der geistigen Entwickelung seines Sohnes nahm der Vater den thätigsten Anteil, und hierin wurde er von einem Verwandten unterstützt, von Johann Friedrich Schiller aus Bittenfeld, der den Knaben aus der Taufe gehoben hatte. Er hat dem kleinen Pathen Fritz den ersten Unterricht im Schreiben sowie in Naturgeschichte und Geographie gegeben.

Im Jahr 1765 schickte der Herzog Karl von Würtemberg den Hauptmann Schiller als Werbeoffizier nach der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd, gestattete ihm jedoch mit seiner Familie in dem würtembergischen Grenzflecken und Kloster Lorch zu wohnen. Hier in dem Hause des würdigen Geistlichen Moser erhielt der Knabe Schiller mit den eigenen Söhnen des Pfarrers den ersten regelmäßigen Unterricht im Lesen und Schreiben sowie in den Anfängen der lateinischen und griechischen Sprache. Der Hauptmann Schiller freute sich nicht wenig über die Fortschritte seines Sohnes, wie er denn auch im eigenen Familienkreise der Mutter und den Töchtern — des Dichters Schwestern — gegenüber das schonendste Zartgefühl bezeigte und seine rauhe Strenge milderte.

Drei Jahre lebte die Schillersche Familie in Lorch, und zwar in ziemlich beschränkten Umständen, da der Vater seinen Sold während dieser ganzen Zeit nicht ausbezahlt erhielt. Im Jahre 1786 wurde Schiller als Werbeoffizier abberufen und in die Garnison von Ludwigsburg versetzt. Der neunjährige Knabe kam hier in die lateinische Schule und wurde von seinen Eltern für den geistlichen Stand bestimmt. Der fähige Knabe konnte indes dem trocknen, starrphilologischen Unterrichte seines Lehrers, des Professors Johann Friedrich Jahn, keinen Geschmack abgewinnen, und nur die große Ehrfurcht vor dem Vater trieb ihn zum Fleiße an. Der Hauptmann Schiller, ein Kenner des Gartenbaues und der Baumzucht, wurde 1770 vom Herzoge auf sein Waldschloß Solitude bei Stuttgart als Oberaufseher aller dortigen Anlagen versetzt. Hier richtete er eine Musterbaumschule für das ganze Land ein und befriedigte so die Erwartungen des Fürsten, daß ihm dieser den Charakter und Rang eines Majors verlieh. Auch von allen, die ihn kannten, wurde der Major Schiller geachtet. Seine Untergebenen liebten ihn aber

auch um seiner strengen Ordnungsliebe willen. Gattin und Kinder bewiesen ihm die ehrerbietigste Hochachtung und innigste Liebe; der Sohn aber war seines Alters schönste Zier. Er erlebte noch den vollen Ruhm desselben und dessen innigste Vereinigung mit Goethe. Die nächsten Jahre gingen heiter und ungetrübt an der glücklichen Familie vorüber. Aber im Frühjahr 1796, als die Franzosen Süddeutschland überzogen hatten, war auf der Solitude in dem daselbst befindlichen österreichischen Hauptspitale ein epidemisches Fieber ausgebrochen und hatte auch die Schillersche Familie ergriffen. Die jüngste Tochter, Nannette, wurde hinweggerafft, und der Vater war bettlägerig an der Gicht. Am 7. September 1796 verschied der Vater in seinem 73. Lebensjahre nach einem achtmonatlichen Krankenlager.

„Der Vater," sagt Schwab in Schillers Leben, „war von der Vorsehung bestellt, über den Verstand des Knaben zu wachen und für die erste klassische Schulbildung zu sorgen, die feste Grundlage, auf welcher selbst das Genie am dauerhaftesten baut. Zugleich wurde jener durch ihn an Ehrfurcht und an Gehorsam gewöhnt, der Mutwille beschränkt, die übermäßige Hingebung des Gemüts an weichliche Eindrücke nicht geduldet und so sein Charakter frühzeitig in sittlichen Grenzen geformt."

§ 12.

III. Dispositionen.

1. Wie Lieschen, die Wirtin zum goldenen Löwen, zu ihrem Gatten kam.

Zweiter Gesang. V. 1—157 in Goethes „Hermann und Dorothea".

I. Einleitung. Hermann, der wohlgebildete Sohn des Wirtes zum goldenen Löwen, war mit einem Bündel Linnen und alten Kleidungsstücken und mit Lebensmitteln von seiner Mutter ausgesandt worden, die in der Nähe des Orts vorüberziehenden französischen Emigranten damit zu unterstützen. Derselbe kehrte muntrer wie sonst zurück und berichtete, daß er einem Mädchen, das sein Zutrauen erweckt habe, alles zur Verteilung

übergeben hätte. Als nun Hermann geredet hatte, da nahm der gesprächige Nachbar, der Apotheker, gleich das Wort und pries die Hagestolze glücklich, die wie er in Zeiten der Flucht nicht für Frau und Kind, sondern nur für sich selbst zu sorgen hätten. Hermann aber stimmte dem Nachbar nicht bei, denn er möchte lieber heute als je sich zur Heirat entschließen. Sein Vater billigte sein Vorhaben, und die Mutter erinnerte sich dabei daran, wie auch sie ihren Gatten in trübseligen Zeiten bekommen habe. (V. 1—106.)

II. Wie die Löwenwirtin zur Verlobung kam.

1. An einem Sonntag-Nachmittag im Sommer vor 20 Jahren war der große Brand in der Stadt gewesen. (V. 107—119.)

2. Lieschens Vaterhaus, das neben dem Gasthaus zum Löwen lag, wurde auch vom Feuer verzehrt, und die geretteten Habseligkeiten brachte man auf den Anger. Hier durchwachte Lieschen einen Teil der Nacht, dann aber schlief sie ein. (V. 120—124.)

3. Am Montag-Morgen erwachte sie; bei dem Blick auf die Trümmerhaufen des Städtchens war anfangs ihr Herz beklemmt; als aber die Sonne herrlich aufging, kam ihr wieder Mut in die Seele. Es trieb sie, ihre ehemalige Wohnung aufzusuchen und nach den Hühnern zu sehen. Da traf sie ihren künftigen Gatten u. s. w. (V. 115—150.)

III. Schluß. Weil die Wirtin sich noch immer gern an jenes Unglück erinnert, da es ihr den Gatten gab und in jene Zeit der wilden Zerstörung auch die Geburt ihres Sohnes Hermann fiel, so lobt sie Hermann, daß auch er es wage, zu freien im Krieg und über Trümmern. (V. 151—157.)

2. Mortimer, ein fanatischer Schwärmer.

(Vgl. Akt I. Sc. 6 in Schillers „Maria Stuart".)

1. Mortimer war bis zum zwanzigsten Jahre Puritaner.

2. Auf einer Wanderung nach Rom wurde er der katholischen Religion zugethan.

3. Der Kardinal von Guise, ein jüngerer Bruder des

Kardinals von Lothringen, bekehrte ihn und schickte ihn nach Rheims zu den Jesuiten, um da katholischer Priester zu werden.

4. Hier fand er verbannte Landsleute katholischen Glaubens und ein Bildnis der Maria Stuart.

5. Aus einem religiösen Schwärmer wird er ein politischer, aus einem politischen ein Liebesschwärmer.

6. Alles zusammen veranlaßt ihn, nach England zurückzukehren und Maria zu retten.

7. Die Gelegenheit war günstig. Maria war von Talbots Schloß nach Fotheringhay gebracht und unter die Aufsicht Paulets gestellt worden, der ein Oheim Mortimers war. Mortimer begab sich zu ihm, verheimlichte seinen Glaubens- und Gesinnungswechsel und wurde Paulets Unterbeamter. In der fünften und sechsten Scene des ersten Aktes enthüllt er sich vor Maria.

3. Die alten Zustände der Schweizer.

(Nach dem Berichte Stauffachers in der Rütli-Scene.)
S. Schillers „Wilhelm Tell".

1. Woher kamen die Bewohner der Urkantone?
2. Was veranlaßte sie zu der Auswanderung?
3. Durch was bestimmte man die Auswanderer?
4. Durch welches Land zogen die Auswanderer?
5. Wo ließen sie sich nieder?
6. Warum im Kanton Schwyz?
7. Was bewahrten sie sich?
8. Ihr Vergleich mit anderen Völkern?
9. Wie stellten sich die Schweizer zum deutschen Reiche und Kaiser?
10. Wie bewahrten sie einst in Bezug auf Einsiedeln ihr Recht?
11. Was haben sie gethan, um die Gegend um den Vierwaldstätter See urbar zu machen?

4. Tells Rettung auf dem Vierwaldstätter See.

(Schillers „Wilhelm Tell". Akt IV.)

5. Der Gang der Verhandlungen in der Rütli-Scene.

I. Eingang.

1. Kurze Schilderung, wie die Verschworenen zusammenkommen.

2. Freiere Besprechung derselben (besonders der Bericht des jungen Melchthal).

II. Die Versammlung selbst.

1. Walther Fürst als Alterspräsident und Rösselmanns Vermittlungs-Vorschlag. Die Tagsatzung wird eingerichtet. (Ring, Schwerter.)

2. Präsidentenwahl (Reding).

3. Die engere Beratung:

a) was wollen sie bezwecken?

b) wie wollen sie es bezwecken? (Mit Mäßigung, möglichst ohne Blutvergießen, durch Vertreibung der Landvögte.)

c) wann wollen sie das Joch abschütteln? (Sofort oder am Festtag des Herrn?)

4. Der Verschwornen eidliche Verpflichtung.

III. Schluß nach Stauffachers letzten Worten.

6. Die Labdakidensage und die Fabel in der „Braut von Messina".

I. Einleitung. Schiller wollte in der „Braut von Messina" die griechische Tragödie nachbilden. Das zeigt sich in der äußeren Ökonomie des Dramas, der Anwendung des Chors, der geringen Zahl der handelnden Personen, der geringen Individualisierung der Charaktere, in der idealen Haltung, in der Schicksalsidee und dem Gange der Handlung, der auf den Ödipus Tyrannos zurückweist.

II. Der Hauptteil der Arbeit:

A. Die Labdakidensage.

Lajus, König von Theben in Böotien, ein Sohn des Labdakus und ein Sprößling des Kadmus in Theben, war vermählt mit Jokaste, einer Thebanerin. Die Ehe war anfangs kinderlos, das Verlangen nach Nachkommenschaft trieb Lajus nach Delphi.

Ein Orakelspruch warnte ihn, doch erzeugte er einen Sohn. Dieser wurde mit durchstochenen und zusammengeschnürten Füßen den wilden Tieren zur Beute am Kithäron ausgesetzt. Der die Aussetzung bewirkende Diener übergab das Kind aber einem korinthischen Hirten und dieser wieder dem kinderlosen Polybos, König von Korinth, der es als Sohn annahm und ihn Ödipus (Schwellfuß) nannte. Als er Jüngling geworden war, bezweifelte ein beleidigter Korinther seine Abkunft von Polybos, deshalb befrug er heimlich das Orakel zu Delphi über seine Abstammung. Die Antwort war unbestimmt. Deshalb kehrte er nicht nach Korinth zurück. Auf seinen Irrfahrten traf er in einer engen Schlucht den Lajus mit vier Gefährten (Jähzorn). Von Daulia zog er weiter nach Theben (Sphinx). Ödipus löst das Rätsel, wird Nachfolger des Lajus und Gemahl der Jokaste. Aus der Ehe vier Kinder: Eteocles und Polynices, Antigone und Ismene. Funfzehn Jahre nach Schließung des Ehebundes kam eine furchtbare Seuche über Theben. Ödipus erfährt durchs Orakel die Ursache, blendet sich und irrt als Verbannter umher, bis er durch Theseus Aufnahme fand und im Haine der Eumeniden gerettet wurde.

B. Die Fabel in der Braut von Messina.

I. Die Vorfabel oder die Ereignisse vor Beginn der Handlung.

1. Es werden uns in Schillers Tragödie die Glieder eines nordischen Fürstengeschlechts vorgeführt, welches zu Schiffe wahrscheinlich aus der Normandie nach Sicilien gekommen ist und um das Jahr 1000 n. Chr. sich der Herrschaft über Messina bemächtigt hat. Das Geschlecht wußte sich durch Ruhm die Erbfolge zu sichern, aber Greuelthaten ohne Namen und schwarze Verbrechen verbarg der fürstliche Palast.

2. Von den Vorfahren der feindlichen Brüder werden zwei genannt, der Großvater und ihr Vater, der von ersterem verflucht wurde. Der Vater wird als Mann von eisernem Willen, harter Strenge und schweigsamem Ernste geschildert, der sich aber durch die Entführung der Braut seines Vaters vergangen hatte. Mit

Hinweis darauf betrat Isabella mit Widerwillen den Palast und bewohnte ihn mit Furcht.

3. Die Träume des Fürsten und Isabellas und ihre Auslegung von seiten des Arabers und des Mönches, der vielleicht mit dem Klausner identisch ist.

4. Aus der Ehe des Fürsten und Isabellas entsprossen zunächst zwei Söhne, Don Manuel und Don Cesar, die von frühester Jugend durch wilden Haß getrennt wurden. Herangewachsen durften sie sich nicht waffentragend nahen, noch in denselben Mauern übernachten; der Vater hatte indessen den Haß bei Lebzeiten nur gebändigt, aber nicht ausgerottet.

5. Die Ehe wurde mit einem dritten Kinde, einer Tochter, gesegnet. Diese sollte nach dem Willen des Vaters ins Meer geworfen werden, aber die Mutter ließ sie durch Diego ins Kloster der Barmherzigen am Ätna retten.

6. Hier hatte sie zwei Monate vor ihres Vaters Tode Don Mannel kennen und lieben gelernt, und bei dem Leichenbegängnisse desselben bat sie ihn, der Feier beiwohnen zu dürfen. Doch Don Manuel schlug es ab, sie aber ging dennoch hin. Bei dieser Gelegenheit machte sie die Bekanntschaft Don Cesars und benahm sich nicht ganz jungfräulich.

7. Nach des Vaters Tode befehdeten sich öffentlich die Brüder. Messina teilte sich, ward zum Schlachtfeld, und die Ältesten hatten Isabella erklärt, sie wollten Frieden oder einen neuen Herrscher.

8. Beatrice war noch drei Monate nach ihres Vaters Tode im Cäcilienkloster verborgen gehalten worden und wurde in der Nacht vorher, ehe die Handlung der Tragödie beginnt, von Don Manuel nach dem Kloster der Barmherzigen bei Messina entführt (Schuld Don Manuels und Beatricens).

II. Die der Tragödie supponierte Fabel.

1. Isabellas Einladung der Söhne behufs der Versöhnung und ihr dem Diego erteilter Befehl.

2. Die Aussöhnung der feindlichen Brüder. Dabei erhält Don Cesars durch einen Spion die Mitteilung, wo sich Beatrice augenblicklich befinde.

3. Während er zu ihr eilt, läßt Don Manuel durch den ersten Chor Brautgeschenke einkaufen, die derselbe nach dem Klostergarten bringen soll.

4. Don Cesar aber findet Beatrice, erklärt sie für seine Braut, läßt den zweiten Chor zu ihrem Schutze am Eingange zurück und begiebt sich in den Palast zu seiner Mutter.

5. Isabellas Geständnis, daß die Brüder noch eine Schwester haben, das Geständnis der Brüder, daß jeder eine Braut habe, Diegos Hiobspost. Schillers Mittel, zu vermeiden, daß die Lösung hier nicht herbeigeführt wird.

6. Don Manuel will Beatrice aufsuchen, findet beide Chöre im Handgemenge, entlockt der Beatrice ein Geständnis und wird vom eifersüchtigen Don Cesar ermordet.

7. Die Befragung des Klausners. Erst wird Beatrice, dann Don Manuel gebracht. Isabellas Verzweiflung. Don Cesar giebt sich als Mörder zu erkennen und faßt den Entschluß der Selbstentleibung. Der Chor, Isabella und Beatrice versuchen ihn vergeblich davon zurückzuhalten.

7. Die Aussöhnung der feindlichen Brüder.

I. Die Ankündigung derselben erfolgt schon in der ersten Scene durch die Fürstin Isabella.

II. Angebahnt wird sie A. durch Isabella, indem sie
1. die traurige Lage schildert, in welcher sie sich als Mutter zwischen den zwei feindlichen Brüdern befindet,
2. die Herzen der Brüder sondiert,
3. den Brüdern zeigt, daß sie sich einander so nahe stehen müßten,
4. sie auffordert, alles Vergangene zu vergessen und die Knabenfehde nicht mehr fortzusetzen.

B. durch den Chor (vgl. Scene 4).

III. Die Aussöhnung selbst (vgl. Scene 5: Beide Brüder. Beide Chöre).
1. Die Brüder kommen zu gegenseitiger Achtung. (Führe die Beispiele an!)

2. Sie entschuldigen ihren gegenseitigen früheren Haß durch ihre Schmeichler, und Don Cesar reicht Don Manuel die Hand.
3. Sie erkennen sich als die nächsten Blutsverwandten.
4. Sie einigen sich über die streitigen Erbschaftsobjekte.

IV. Doch die Ausführung ist nicht offen und ehrlich genug; das erstickt sie im Keime. Vergleiche die folgenden Scenen!

8. Der westfälische Hofschulze.

K. Immermann, Münchhausen. Düsseldorf. I. Tl., 2. Buch, S. 135 der zweiten Ausgabe. Berlin 1858. I. 127. — Lüben und Nacke, Lesebuch, IV. Tl., Nr. 112.

1. Inhaltsangabe.

Das Stück enthält die Schilderung eines westfälischen Hofschulzen. Es wird darin namentlich hervorgehoben: seine Berufsgeschicklichkeit, sein Fleiß und seine Sparsamkeit, sein Reichtum, sein Verhältnis zu den übrigen Bauern, sein Verhalten gegen Vornehmere, seine Grundsätze beim Handel, sein Festhalten am Hergebrachten und seine Zuneigung zu seinen Tieren.

2. Gedankenfolge in Dispositionsform.

I. Thätigkeit des Hofschulzen beim Ausbessern eines Wagenrades. Abschn. 1—3.

II. Gespräch des Pferdehändlers, Rezeptors und Hofschulzen. Abschn. 4—7.
1. Geschicklichkeit des Hofschulzen in mechanischen Arbeiten, übertrieben belobt durch den Pferdehändler. Abschn. 4 u. 6.
2. Ablehnende Erwiderung des Hofschulzen. Abschn. 7.

III. Der Pferdehandel. Abschn. 8—11.
1. Charakteristik des Pferdehändlers. Abschn. 8.
2. Grundsätze des Hofschulzen beim Handel. Abschn. 9.
   a) Er begehrt stets, was die Sache wert ist.
   b) Er läßt sich durch Dingen und Feilschen nicht von seinem Satze abbringen.

3. Beweis des Hofschulzen, daß Handel ohne Vorschlag vorteilhafter sei. Abschn. 11.
   a) Er kostet weniger Zeit.
   b) Käufer und Verkäufer bleiben ruhig beim Handel und wahren sich vor Schaden.

IV. Unterredung des Rezeptors und des Hofschulzen über Umwandlung der Korngefälle in Geld. Abschn. 12—14.
1. Versuch des Rezeptors, den Hofschulzen für Umwandlung der Korngefälle in Geld zu stimmen. Abschn. 12.
2. Gründe des Hofschulzen für seine Ablehnung des gestellten Antrages. Abschn. 13 u. 14.
   a) Glaube an die Strafe des Umgehens nach dem Tode für das Auflegen einer neuen Last.
   b) Vom Oberhofe sind stets nur Körner gegeben worden.
   c) Auf dem Acker wächst nur Korn, nicht Geld.
   d) Es muß alles beim alten bleiben (was durch ein Beispiel nachgewiesen wird).

V. Gespräch des Pferdehändlers und Rezeptors.
1. Über den Hofschulzen. Abschn. 15, 17 u. 18.
   a) Er zieht die besten Pferde und verkauft sie billig.
   b) Er ist reich.
   c) Er genießt Ansehen unter den Bauern.
   d) Er beugt sich vor keinem Vornehmeren.
   e) Er ist sparsam und fleißig.
2. Über das westfälische und sächsische Volk.
   a) Die Westfalen sind starr und widerhaarig, weil sie vereinzelt wohnen und alles besitzen, was sie gebrauchen.
   b) Die Sachsen sind höflich und nachgiebig, weil sie beisammen wohnen.

VI. Abschluß des Pferdehandels. Abschn. 19—22.
1. Der Pferdehändler zahlt die verlangte Summe. Abschnitt. 19.
2. Der Hofschulze sagt ihm, daß er wisse, wieviel er bei diesem Handel verdiene.
3. Prüfung des Goldes. Abschn. 21.

a) Bedachtsamkeit u. Kaltblütigkeit des Hofschulzen dabei.
b) Gezeter des Pferdehändlers über das Zurückweisen zu leichter Goldstücke.

4. Entfernung des Rezeptors. Abschn. 22.

VII. Empfangnahme und Abführen des erkauften Pferdes, Abschnitt 23 u. 24.

1. Abschied vom Pferde.
2. Charakterisierung des Pferdehändlers.
3. Empfindungen des Pferdes und seiner Pfleger beim Abschiede.

9. Zweikampf der Horatier und Kuriatier.

(Liv. 1, 25.)

A. Erwähnung der wichtigsten bezüglichen voraufgegangenen Begebenheiten:

1. Krieg zwischen Rom und Alba;
2. Übereinkunft, denselben durch Zweikampf zu entscheiden.

B. Erzählung des Zweikampfs.

I. Exposition: 1. Personen der Handlung: Forte in duobus exercitibus et cet. I. c. 24.

2. Schauplatz des Kampfes. (Nach freier Erfindung zu beschreiben).

II. Vorbereitungen zum Kampfe;

1. Wappnung der Jünglinge;
2. Ermahnungen an dieselben:
   a) von den Heerführern,
   b) von den Verwandten und Genossen (Form der Rede).

III. Der Kampf selbst (datum signum. cap. 25. § 3).

1. Akt, retardierend:
   a) Haltung der Jünglinge beim Erscheinen auf dem Wahlplatze;
   b) Heftigkeit des Angriffs (Vergleich);
   c) Reflexion der Zuschauer.
2. Akt, accelerierend:
   a) Sturz zweier Horatier;
   b) Situation des Überlebenden;
   c) dessen List und Flucht (sermocinatio).

3. Akt, Katastrophe in drei Scenen, dreifacher Kampf und Sieg des Horatiers.

C. Eindruck des Sieges:

a) Freude der Römer,

b) Niedergeschlagenheit der Albaner.

D. Folgen:

a) für den römischen Staat: Herrschaft über Alba,

b. für den Sieger: Schwestermord.

10. Orpheus und Eurydice.

(Ovid. Metam. VIII. 681 ff.)

A) Orpheus ad Styga Tenaria et ausus descendere portas: nam nupta, per herbas dum vagatur, occidit, in talum serpentis dente recepto.

Übergang: Kurze Beschreibung des Weges bis vor den Thron der Göttin Persephone.

B) Erzählung.

I. Teil: des Orpheus Gesang vor der Göttin:

1. Rechtfertigung des Eindringens durch das Motiv desselben (causa viae coniux).

2. Zweck des Weges: Zurückforderung der allzufrüh Verlornen durch

a) Bitten: properata retexite fata,

b) Gelübde: cum iustos matura peregerit annos, iuris erit vestri,

c) Drohung: si fata negant, leto gaudete duorum.

II. Teil: Eindruck des Gesanges und Folge:

1. Wirkung auf die Umgebung der Göttin:

a) mildert die Qualen der Leidenden,

b) erregt das Mitleid der Seligen.

2. Eindruck auf Persephone selbst.

3. Folge desselben: Entlassung der Eurydice aus dem Totenreiche, diese jedoch an eine Bedingung geknüpft, welche den Gehorsam und die Leidenschaft des Orpheus zugleich auf die Probe stellt.

III. Wird Orpheus die Probe bestehen?

1. Scheinbar, — denn schon ist der größere Teil des Weges glücklich zurückgelegt;

2. dennoch fällt er in Ungehorsam; die Motive enthalten die Worte: metuens und avidus;

3. Strafe des Ungehorsams: illa relapsa est.

C) Schmerz des Orpheus über den abermaligen Verlust seiner Gattin: Septem ille diebus squalidus in ripa Cereris sine munere sedit. Cura dolorque animi lacrimaeque alimenta fuerunt.*)

11. Mein Lebenslauf.

1. Zeit und Ort der Geburt.

2. Die Eltern und Geschwister (Stand des Vaters, Geschlechtsname der Mutter, ob beide leben).

3. Konfession — Konfirmation — Bildungsgang.

4. Hervortretende Neigungen, Gegenstände des Lernens, Lieblingsstudien.

5. Erlebte Ereignisse von Wichtigkeit.

6. Vollendung der Schulzeit, Austritt aus der Schule, was will ich werden, der gerade Weg zur Erreichung dieses Zieles.

12. Schillers Mutter.

1. Elisabeth Dorothea, geb. zu Marbach i. J. 1733, Tochter des Bäckers Georg Friedrich Kodweiß. Dessen ökonomische Verhältnisse.

2. Sie war schlank, ihr Hals lang, Haar blond, fast rot, Stirn breit, Augen krankhaft entzündet, das Gesicht mit Sommersprossen bedeckt, Züge mild.

3. Der siebenjährige Krieg versetzt die junge Frau in Angst und Unruhe; am 10. November 1759 unser Dichter geboren.

4. Sie ist im Hause der Großeltern, bis der Vater heimkehrt.

5. Die Mutter macht den Knaben bekannt mit Spitz's Gedichten, Paul Gerhards und Gellerts frommen Liedern und mit Klopstocks Messias.

6. Sie vergaß auch nicht, den Sinn des Knaben für die Schönheiten der Natur zu wecken.

---

*) 9 u. 10 nach Linnig, Der d. Aufsatz. S. 32 u. 46.

7. Früheste Neigung Fr. Schillers zum Predigerstande; Unterstützung dieser Neigung seitens der Mutter.

8. Zu ihrem Leidwesen muß Friedrich mit seinem unvermeidlichen Eintritt in die Karlsschule diesen Gedanken aufgeben.

9. Sie kränkelt während ihres Sohnes Abwesenheit.

10. Besserung ihres Zustandes und Reise zu dem Dichter nach Jena in Begleitung ihrer jüngsten Tochter.

11. Sie verlebt glückliche Tage, als Schiller mit seiner Gemahlin das Jahr darauf (1793) das elterliche Haus besucht.

12. Trübe und bange Zeiten i. J. 1796, wo sie ihren Gatten ins Grab sinken sieht.

13. Sie verändert zweimal ihren Wohnort. (Leonberg, Kleversulzbach bei Heilbronn.)

14. Ihre Erkrankung und ihr Hinscheiden am 29. April 1802.

15. Der Grabhügel mit einem steinernen Kreuz, Inschrift: Schillers Mutter.*)

13. Inhaltsangabe der ersten drei Gesänge des Goetheschen „Reineke Fuchs“.

Erster Gesang.

I. Einleitung. Es war um die schöne Pfingstzeit, als Feld und Wald grünten und blühten und die neuermunterten Vögel ihre fröhlichen Lieder wiederum sangen, da versammelte Nobel, der König der Tiere, seinen Hof. Alle Tiere waren erschienen, nur der Schelm Reineke Fuchs ward vermißt, denn sein böses Gewissen scheute Licht und Tag.

II. Die ersten drei gegen Reineke gerichteten Anklagen.

1. Isegrimm begann die Klage. Der Gegenstand derselben war, jener habe Frau Girmot und seine Söhne mit Unrat besudelt.

2. Die zweite Anklage geschah durch das Hündchen Wackerlos in französischer Sprache, darum daß Reineke ihm ein Stückchen Wurst, den letzten Wintervorrat, gestohlen habe.

---

*) Nach Traut a. a. O.

3. Darauf trat der Panther als Kläger auf und bezeugte, wie Reineke als Magister Lampe den Hasen am Schopfe genommen habe beim Lernen des Credo und ihm gewiß das Leben genommen hätte, wofern er nicht zum Glück des Wegs gekommen wäre.

III. Verteidigung Reinekes von seiten Grimbarts.

Nachdem der Intrigant Isegrim die Klagen verstärkt hatte, verteidigte Grimbart mit großem Geschick seinen Oheim, indem er Isegrim bewies, wie auch er selbst treulos an R. gehandelt habe (die Fische und das Schwein), indem er ihm als Meister das Recht vindicierte, den Schüler züchtigen zu dürfen, und indem er endlich behauptete, Reineke lebe jetzt wie ein Klausner.

IV. Neue und vierte Anklage: es erschien Henning der Hahn, in Begleitung Krepants und Kantards; und Kratzefuß, die beste der eierlegenden Hennen, ward auf einer Bahre ohne Hals und Kopf einhergetragen; Reineke hatte ihr Blut vergossen. (Hennings Erzählung von Reinekens List.)

V. Das Urteil des obersten Richters lautete dahin, Kratzefuß, die Tochter Hennings, mit allen Ehren zu bestatten.

VI. Jetzt erfolgt die Endberatung:
man beschloß, Braun den Bären zu Reineke zu senden, damit er ihn auffordere, sich am nächsten Hoftage zu stellen.

Zweiter Gesang.

I. Braun wandert über Berg und Thal nach Malepartus.

II. Er kommt glücklich an und richtet seine Botschaft aus. Reineke verspricht folgenden Tages mit nach Hofe zu gehen, weil er heute zu viel Honigscheiben verzehrt. Als dies Braun hört, bekommt er Appetit nach seiner Lieblingsspeise, und Reineke führt ihn zum Bauer Rüsteviel, wo er ihn in einem Baumstamme fängt, aus welchem er sich nur mit Mühe losmachen kann. Jetzt wurde er verfolgt, Rüsteviel hatte die Bauern zusammengetrommelt, es drängte ihn der Haufen, einige mit Spießen, andere mit Beilen, der Schmied mit Hammer und Zange, der krummbeinige Schloppe und der breitnasige Ludolf waren die schlimmsten, dann kam der dicke Kickelrei und auch

Abel Quack und Frau Jutte, des Paters Köchin, ließen es nicht an sich fehlen. Als Rüstevìels Bruder den Bären mit einem dicken Knüttel aufs Haupt schlug, fuhr er wie rasend unter die Weiber, so daß einige ins Wasser stürzten; darunter auch Frau Jutte, für deren Rettung der Pater zwei Tonnen Bier und Ablaß versprach. Da eilten alle, sie zu retten. Inzwischen rettete sich Braun ins Wasser und entging der weiteren Verfolgung; eine Meile abwärts trieb ihn der Strom, dann stieg er ans Land.

III. Reineke hatte sich unterdessen ein Huhn geschnappt und ging dem Ufer entlang, den Bären tot glaubend. Auf einmal sieht und verhöhnt er ihn. Braun schleppte sich mühselig vier Tage lang zu Hofe.

IV. Als ihn der König gewahrte, gelobte er ihm Rache. Schnell ließ er den Rat sich versammeln und man beschloß, durch Hinz, den Kater, Reineke von neuem nach dem Herrentag entbieten zu lassen, was Hinz nach Widerstreben eingeht.

Dritter Gesang.

1. Hinzens Wanderung. Schnell machte sich Hinz auf den Weg, erblickte aber leider ein Unglückszeichen, nämlich einen Martinsvogel zur Linken, aber er faßte Mut und wanderte nach Malepartus.

2. Hinzens Ankunft und Botschaft. Als er in Malepartus ankam, saß R. gerade vor dem Hause. Sie begrüßten sich, und Hinz richtete seine Botschaft aus. In der Nacht wollte R. nicht mit nach Hof gehen, aber am nächsten Morgen. Gastlich wollte R. für ein Abendbrot sorgen; er führte Hinzen in des Pfarrers Scheune, wo Mäuse in Menge waren, aber Martinchen eine Schlinge gelegt hatte, in der sich der arme Kater fing. Martinchen bemerkte es, rief die Insassen des Hauses, und der arme Hinz wurde tüchtig durchgeprügelt und verlor ein Auge, während er aber auch den Pastor verwundete und sich dann, allein gelassen, befreite und nach Hofe zurückkehrte.

3. Der König versammelte aufs neue seine Räte, und Grimbart riet, R. zum dritten und zum letzten Mal vorzufordern; er selbst wolle die Sendung übernehmen. Er wird

freundlich aufgenommen und von R. zurückbegleitet. Unterwegs beichtet er a) der Bär, b) Hinz, c) Henning, d) Isegrim, e) in Elkmar am Läuten, f) im Jülicher Land auf dem Speckfang, g) auf dem Hühnerfang im Bauernhause. Aber R. bekam an einem Nonnenkloster einen Rückfall und fing einen jungen fetten Hahn, nachdem er kaum Absolution erhalten hatte.

14. Übersicht des Inhalts von „Shakespeares Julius Cäsar“.

I. Akt.

1. Scene.

1. Der Schauplatz ist eine Straße in Rom.
2. Die agierenden Personen sind:
   a) Die Volkstribunen und Anhänger des Pompejus Marullus, ein Heißsporn, und Flavius, der verständiger und besonnener ist.
   b) zwei Bürger als Repräsentanten eines Volkshaufens, von denen der eine seines Zeichens ein Zimmermann und simpel und devot ist, der andere verschmitzt und dreist, ein Wundarzt für alte Schuhe.
3. Die Tribunen beabsichtigen, am 15. Februar, dem Luperkalienfeste, einem dem Pan geweihten Hirtenfeste, an welchem zugleich Cäsar sich öffentlich wie im Triumphe zeigen wollte, die Straßen von den Volkshaufen zu säubern, was ihnen auch zum Teil bei dem charakterlosen, zu feilen Seelen herabgesunkenen Volke gelingt.
4. Darauf trennen sich Marullus und Flavius, der erstere geht nach dem Capitol zu und soll die Bildsäulen Cäsars der Binden entkleiden; der letztere schlägt eine andere Richtung ein und will den Pöbel von den Gassen treiben.

2. Scene.

1. Zeitbestimmung. Februar. Luperkal. (Vgl. Akt V. Sc. I. S. 31.)
2. Scenerie: ein öffentlicher Platz in Rom.
3. Gliederung des Inhalts:

A. Cäsar erscheint in einem feierlichen Aufzuge, unterhält sich a) mit der Calpurnia, seiner Gemahlin, der er rät, sich dem Antonius bei dem Wettlauf in den Weg zu stellen (weil man glaubte, daß die Berührung eines solchen Wettkämpfers unfruchtbare Weiber fruchtbar mache. Vgl. Plutarch Kap. 61).
b) mit Antonius, dem er einen damit verwandten Auftrag giebt.

B. Der Wettlauf beginnt — ein Wahrsager ruft Cäsar die gewichtigen Worte zu: „Nimm vor des Märzen Idus (dem 15. März) Dich in acht!" Scheinbar macht sich Cäsar aus der Warnung nichts.

C. Antonius bietet ihm dreimal die Königskrone an. Er weist sie aber ab.

D. Eine Unterhaltung des Cassius und Brutus. Der Zweck derselben ist: Cassius will Brutus für eine Verschwörung gegen Cäsar gewinnen.
a) Cassius beschwert sich über das störrische und fremde Benehmen seines Freundes Brutus.
b) Dieser läßt den Cassius einen Blick in sein Herz thun, worin ihn Regungen streitender Natur quälen (man vgl. Stauffacher im Gespräch mit Pfeiffer von Luzern und Tell im 1. Akt).
c) Cassius vermutet große Entwürfe des Brutus und zeigt ihm schmeichelnd, was das Volk von Brutus denkt und erwartet. (Das Gleichnis vom Spiegel.)
d) Das Gespräch wird von Musik und Freudengeschrei unterbrochen. Dieses benutzt Cassius dazu, die Rede von persönlichen Verhältnissen aufs politische Gebiet zu lenken und zu erforschen, wie Brutus eigentlich zu Cäsar stehe.
e) Brutus zeigt sich weniger als Freund denn als Bürger:

„Stellt Ehre vor Ein Auge, Tod vors andere, und beide seh' ich gleiches Mutes an." Er antwortet hier allgemein,

aber für Cassius deutlich genug: die Ehre des römischen Bürgers geht ihm über das Leben.

f) Cassius' Vergleichung α) des Cäsar mit sich und dann mit Brutus und β) des jetzigen Brutus mit dem früheren Luc. Jun. Brutus.

„Einst gab es einen Brutus, der so gern des alten Teufels Hof als einem König gedient hätte in Rom."

E. Diese Unterredung wird durch das Erscheinen Cäsars und seines Zuges gestört. (Cassius und Brutus wünschen aber von den Vorgängen zu hören, und Casca soll Berichterstatter sein. Man vergl. den Pfarrer und Apotheker in H. und Dorothea.) Cäsar drückt gegen Antonius seinen Argwohn aus über Cassius.

F. Der drolligte Bericht des Casca
a) von dem Anbieten und Ablehnen der Krone,
b) von Cäsars Ohnmacht,
c) von seiner Rede, bei der durch die drei oder vier Weibsbilder von neuem die Charakterlosigkeit des Volkes sich kund giebt.
d) von Ciceros Rede,
e) von der Ergreifung des Marullus und Flavius.

G. Das Ende der Unterhaltung: Cassius lädt den Casca für den folgenden Tag zum Mittagessen ein, Brutus aber bittet den Cassius zu sich. (Cassius' Vorhaben mit den Zetteln, um Brutus noch sicherer zu den Verschworenen hinzuziehen.)

3. Scene.

1. Schauplatz: Eine Straße.
2. Zeitbestimmung: Die Nacht vom 14. März. (Ungewitter und seltsame Erscheinungen.)
3. Gliederung des Inhalts.

A. Cicero und Casca begegnen sich. Casca ist auch ihm gegenüber sehr redselig und erzählt viele Wunderdinge

a) von einem Feuerregen;
b) von der linken Hand eines Sklaven;
c) vom Löwen bei dem Capitol;
d) von den feurigen Männern;
e) vom Vogel der Nacht (Eule). Cf. Jungfrau von Orleans — Hermann und Dorothea!

Cicero erfährt von Casca, daß Cäsar den folgenden Tag auf das Capitol kommen wird. Darauf nehmen sie Abschied.

B. Cassius und Casca treffen zusammen und unterhalten sich:

a) von der furchtbaren Nacht;
b) von Cascas Furcht vor dem Ungewitter, während er sich vor dem Manne fürchten solle, der dieser Nacht gleiche. (Casca versteht dies richtig von Cäsar.)
c) von dem weibischen Sinn der jungen Römer;
d) von der Absicht des Senats, Cäsar am nächsten Tage zum Könige auszurufen;
e) von der Absicht des Cassius, die Knechtschaft nicht zu überleben. (Casca erklärt sich desselben Freiheitssinnes für fähig und zeigt sich für die Verschwörung geeignet.)
f) Cassius sondiert noch weiter, ob Casca vielleicht doch ein williger Knecht des Cäsar sei. Da erklärt sich Casca deutlich gegen Cäsar. Und der Handel ist geschlossen.
g) Endlich giebt uns Cassius noch näheren Aufschluß über die Verschwörung, die schon länger im Gange ist; Mitverschworene erwarten ihn in der Halle des Pompejus.

C. Zu Casca und Cassius tritt Cinna, der bereits für die Verschwörung gewonnen ist. Er sucht Cassius und bringt das Gespräch sofort auf Brutus, welchen die Verschwornen gern in ihren Bund ziehen möchten. Cassius stellt das in Aussicht und giebt dem Cinna einen dreifachen Auftrag: a) einen Zettel

in des Prätoren Stuhl zu legen, b) einen zweiten ihm ins Fenster zu werfen und c) einen dritten ans Bild des alten Brutus anzukleben.

Cinna verspricht das und nachher in der Halle des Pompejus sich einzufinden. Cassius und Casca wollen Brutus noch vor Tagesanbruch in seinem eigenen Hause aufsuchen, um den ganzen Mann für sich zu gewinnen, nachdem sie drei Viertel desselben schon erobert hätten.

II. Akt.

1. Scene.

1. Die Handlung spielt im Garten des Brutus.
2. Die ganze Scene zerfällt in vier Abschnitte.
   A. Brutus und Lucius.
   B. Die Verschworenen und Brutus. (Vgl. die Rütliscene.)
   C. Porcia (vgl. Gertrud in W. Tell) und Brutus. Gegensatz: Hedwig in W. Tell und Calpurnia.
   D. Ligarius und Brutus.
3. Gang der Handlung:
   A. Seitdem sich Brutus von Cassius verabschiedet hatte, wurde er unruhig, erhob sich plötzlich vom Nachtmahl, ging sinnend und seufzend umher und starrte finstern Blickes vor sich hin. Des Nachts aber floh ihn der Schlaf, er beschäftigte sich mit Cäsar und kam in seinen Meditationen auf den Schluß: „Es muß durch seinen Tod geschehen". Lucius, der eine Kerze ins Lesezimmer bringen soll, findet im Fenster einen Zettel, der Brutus nur ermutigen kann. Bald darauf meldet er den Cassius und noch andere an, die Brutus bereits als seine Bundesbrüder ansieht.
   B. Die Verschworenen.
      a) Cassius stellt sie vor,
      b) verständigt sich mit Brutus.
      c) Brutus verpflichtet sie, aber ohne Eidschwur;
      d) man berät, was zu machen sei:

α) mit Cicero,
β) mit Antonius,
γ) mit Ligarius.
e) Man spricht ab, spätestens um die achte Stunde sich bei Cäsar zu treffen.
C. Porcia will das Geheimnis ihres Mannes erforschen:
a) sie läßt sich nicht täuschen;
b) sie macht die Ansprüche des Weibes geltend;
c) sie beruft sich auf die Abstammung von Cato;
d) bringt sich eine Wunde bei.
D. Brutus wird von Ligarius besucht, der für die Verschwörung gewonnen wird.

2. Scene.

1. Die Handlung spielt in einem Zimmer in Cäsars Palast.
2. Eine stürmische, gewitterschwangere Nacht ist vorausgegangen.
3. Der Gang der Handlung:
A. Gegenwirkungen der Verschwörung.
a) Calpurnias Traum.
b) Das Abraten der Augurn.
c) Cäsars Entschluß, zu Hause zu bleiben.
B. Hebel der Verschwörung:
a) Decimus Brutus beredet Cäsar, in den Senat zu kommen, indem er
α) Calpurnias Traum anders deutet,
β) indem er Cäsar mit der Königskrone herauslockt,
γ) indem er ihn vor Spott warnt.
b) Auch die übrigen Verschworenen erscheinen, und Cäsar begiebt sich mit ihnen nach dem Capitol.

3. Scene.

Gegenwirkung der Verschwörung. Artemidorus, ein Sophist von Knidos, erwartet Cäsar nahe beim Capitol und will ihm in einer Bittschrift von der Verschwörung Anzeige machen.

4. Scene.

Auf derselben Straße, aber vor dem Hause des Brutus. (Gegenwirkung der Verschwörung.)

1. Unvorsichtigkeit der Porcia.

2. Ein Wahrsager will Cäsar die Verschwörung entdecken.

III. Akt.

1. Scene.

1. Die Handlung spielt zuerst auf einer nach dem Capitol führenden Straße. Cäsar scheint von aller Furcht und jeglichem Aberglauben frei zu sein und läßt sich weder durch den Wahrsager, noch durch Artemidorus einschüchtern und retten.

2. Gegenwirkungen der Verschwörung gehen nicht bloß von diesem letzteren aus, sondern auch Popilius Laenas vereitelt beinahe dieselbe.

3. Cäsar nimmt, sobald er das Capitol erreicht hat, mit den Senatoren Platz und eröffnet die Senatssitzung mit einem Gesuch des Metellus Cimber. Er schlägt es ab und sinkt alsbald mit 23 Wunden bedeckt tot an der Säule des Pompejus nieder.

4. Die Wirkung dieses Mordes auf das Volk und die Senatoren.

5. Die Vorkehrungen der Verschworenen.

6. Antonius' Anfrage.

7. Antonius' Unterhandlung mit den Verschworenen und Befugnis, dem Cäsar eine Leichenrede halten zu dürfen.

2. Scene.

1. Der Schauplatz ist das Forum.

2. Die Bürger erscheinen haufenweise und verlangen von den Verschworenen Rechenschaft. Brutus und Cassius sind sie zu geben bereit.

3. Die Rede des Brutus.

   a) Einleitung von seiner Bürgerehre ausgehend.

   b) Der Hauptteil: er tötete Cäsar, weil er Rom mehr liebte als ihn.

c) Schluß: Er fragt, wer nicht lieber ein freier Römer als ein roher Knecht sein wolle.

(Die Rede ist einfach und schmucklos, aber kurz und bestimmt und so ein schöner Gegensatz zu der des Antonius.)

4. Wirkung dieser Rede auf das Volk: „Brutus lebe hoch, er werde Cäsar!“

5. Die Rede des Antonius.

A. Einleitung, anknüpfend an die Worte des Brutus daß Cäsar voll Herrschsucht gewesen wäre.

B. Hauptteil.

a) Entkräftung dieses Vorwurfs (Lösegeld, Luperkusfest).

b) Er macht auf Cäsars Testament aufmerksam.

c) Durch Hinweis auf Cäsars Leiche entflammt er das Volk wider die Verschworenen.

C. Der Redner entschuldigt sich mit glatten Worten, daß ihm nicht mehr Beredsamkeit verliehen sei, nicht so viel wie dem Brutus; sonst würde die Empörung in wilder Flamme ausbrechen.

6. Wirkung dieser Rede auf das Volk: Empörung bricht aus, die Häuser der Verschworenen will man in Brand stecken, besonders als Antonius ihnen die Testamentsbestimmungen dargelegt.

7. Ein Diener meldet hierauf dem Antonius die Ankunft des Octavius Cäsar, der mit Lepidus in Cäsars Hause verweile. Antonius begiebt sich sofort dahin als Dritter in diesem Bunde.

3. Scene.

1. Schauplatz: eine römische Straße.

2. Die Handlung zeigt die blinde Wut der Bürger an dem unschuldigen Poeten Cinna.

IV. Akt.

1. Scene.

1. Sie versetzt uns in das Haus des Antonius zu den Triumvirn und zeigt uns:

a) wie alle drei gemeinsam Proskriptionslisten aufsetzen;
b) wie sich Antonius und Octavius Cäsar über Lepidus lustig machen, ihn mit einem Esel und Pferde vergleichen und von der künftigen Zweiteilung des Reiches reden;
c) wie die Triumvirn in völliger Eintracht den Republikanern Brutus und Cassius die Spitze bieten wollen.

2. Scene.

1. Die Handlung trägt sich zu in Kleinasien bei Sardes im Lager des Brutus.
2. Sie gliedert sich also:
   A. Brutus und Lucilius und Pindarus unterhalten sich von Cassius, und wir merken, daß Zwietracht zwischen den Führern der republikanischen Partei herrscht.
   B. Cassius erscheint selbst und beschwert sich darüber, daß ihm Brutus zu wehe gethan hätte.

3. Scene.

1. Brutus und Cassius treten in des ersteren Zelt, damit die Untergebenen von ihrem Hader nichts merken sollen.
2. Ihre Unterhaltung.
   A. Die Beschwerde des Cassius, daß Brutus den von den Sardern bestochenen Lucius Pella so hart verdammt hätte.
   B. Die Ursachen zum Groll des Brutus:
      a) Lucius Pella;
      b) er sieht in Cassius selbst einen Bestochenen und erinnert ihn an des Märzen Idus;
      c) weil Cassius ihm eine Summe Goldes abgeschlagen.
   C. Cassius gerät in Jähzorn, und Brutus entwaffnet denselben durch kalte Rede.
   D. Cassius wird ruhiger, bietet dem Brutus sein eigenes Herz zur Rache dar und reicht ihm die Hand zur Versöhnung.

E. Ein Poet (welcher aber nach der Geschichte ein närrischer, cynischer Philosoph ist) sucht sie vom Streiten abzubringen.

F. Lucinius und Titinius kommen und erinnern die Feldherrn an praktische Aufgaben.

G. Jetzt wird auch das Herz des Brutus weich wegen des Todes der Porcia.

H. Der Kriegsrat.

I. In der Nacht erscheint dem Brutus der Geist Cäsars.

V. Akt.

Der Schauplatz ist die Ebene bei Philippi.

1. Scene.

I. Zuerst treten uns Octavius und Antonius mit ihrem Heere entgegen, welche die Republikaner in der Ebene erwarten und den Mut derselben verspotten.

II. Bald nahen sich auch Brutus und Cassius, Lucilius, Titinius und Messala mit ihren wohlgeschlossenen Reihen.

III. Ehe man zum Angriff schreitet, unterhandelt man, doch kommt man über bittere persönliche Bemerkungen nicht hinaus, so daß Octavius und Augustus sich zuerst in Schlachtordnung aufstellen.

IV. Cassius übernimmt auf der Seite der Republikaner den Oberbefehl, doch ist sein Mut etwas erschüttert. (Vgl. die symbolische Handlung von den zwei großen Adlern.)

V. Brutus kommt, um auf alle Fälle von Cassius, dem edlen Römer, Abschied zu nehmen.

2. Scene und 3. Scene.

Die Schlacht selbst.

I. Brutus kommandiert den linken Flügel und steht dem Octavius gegenüber, dessen rechter Flügel nur schwachen Stand hielt; Cassius aber den rechten Flügel dem Antonius gegenüber, welcher die Oberhand behält, so daß sich Cassius auf einen Hügel zurückzieht, wo er sich voreilig von seinem Sklaven Pindarus töten läßt. Deshalb kommen Plinius und Messala zu

spät, um seinen Mut neu aufzurichten, denn sie finden ihn als Leiche. Brutus läßt den Leichnam nach Thasos bringen.

II. Brutus übergiebt nun den Oberbefehl dem Flavius und Labeo und läßt nach kurzer Rast 3 Uhr nachmittags das Schlachtenglück zum zweiten Mal versuchen.

4. Scene.

Brutus und Cato werfen ihr ganzes persönliches Gewicht in die Wagschale, um die Republikaner zu begeistern; doch um ihre Sache steht es schlecht. Zwei Soldaten nehmen den Lucilius gefangen, der fälschlich vorgiebt, Brutus zu sein.

15. Die Catilinarische Verschwörung.

Nach C. Sallustii De Coniur. Catilinae Cap. 14—61.

1. Günstige Zeitumstände für Catilina Kap. 14.

2. Catilinas schlechte Thaten vor der Verschwörung. Kap. 15.

3. Wie er seine Genossen anleitet und die Verschwörung beginnt. Seine erste Rede und deren Wirkung. Kap. 16—23.

4. Gegenwirkungen: Quintus Curius — Cicero — Sempronia 24—26.

5. Weiterer Verlauf der Verschwörung: Catilina bereitet einen Krieg vor — Mordanschlag auf Cicero 27—30.

6. Rom in Bestürzung — Ciceros Reden gegen Catilina — Catilina zum Feind des Vaterlandes erklärt 31.

7. Catilina reist ins Lager des Manlius nach Fäsulä in Etrurien ab — Cethegus und Lentulus bleiben in Rom — Manlius schreibt an Martius Rex — Catilina an Quintus Catulus 32—35.

8. Er organisiert den Aufstand in Etrurien — Antonius zieht gegen ihn, Cicero bleibt in Rom 36.

9. Lentulus als Aufwiegler in Rom — Die Allobroger — Cethegus klagt über Lässigkeit 39—44.

10. Gefangennahme der Allobroger und des Lentulus, Cethegus u. a. — Stubenarrest derselben 46—48.

11. Senatsversammlung:

A. Decius Junius Silanus.

B. Rede Cäsars.

C. Rede Catos 50—52.

12. Hinrichtung der Verschwornen.

13. Catilina bildet 2 Legionen — unvollständige Bewaffnung — Catilina führt sein Heer nach Pistoja zwischen Lucca und Florenz, um ins diesseitige Gallien zu gelangen.

14. Qu. Metellus Celer hielt die Picenischen Pässe besetzt. Im Rücken stand Antonius und Petrejus.

15. Catilinas Ansprache — Furius aus Fäsulä und Manlius auf Catilinas Seite — Petrejus Stellvertreter des Antonius.

16. Schneller Angriff — Handgemenge — Bravour auf beiden Seiten — Catilina stürmt in den Feind und fällt. Kap. 56—61.

16. Die Handlung in Schillers „Wilhelm Tell".

Das ganze Schauspiel zerfällt in 5 Akte: der 1. Akt hat 4 Scenen, der 2. hat 2, der 3.—5. umfassen je 3.

Akt I. Exposition.

1. Scene. Die Handlung spielt am westlichen Gestade des Vierwaldstättersees, Schwyz gegenüber. a) Zuerst tritt ein singender Fischerknabe auf, sodann ein Hirt auf dem Berge, darauf ihm gegenüber ein Alpenjäger. (Die drei Stände des Schweizer Volkes.) b) Der Jäger Werni (Werner), der Hirte Kuoni (Konrad) mit Seppi (Joseph) treffen an der Hütte des Fischers Ruodi (Rudolf) zusammen, ihre Angelegenheiten besprechend. c) Zu ihnen tritt der von den Reitern des tyrannischen Landvogts verfolgte Baumgarten, welcher Wolfenschieß erschlagen hat. Vergebens fleht er den Fischer an, ihn auf seinem Kahn angesichts eines drohenden Sturmes zu retten. Da erscheint Tell, der Mann der That, und fährt ihn sicher hinüber. Bald darauf erscheinen verfolgende Reiter, plündernd, sengend und brennend.

(Wir erfahren in der 1. Scene: a) die den Vögten feindselige Stimmung des Volkes, b) die Scheußlichkeit des Tyrannen Wolfenschieß und seiner Schergen, c) die Thatkraft Tells.)

2. Scene: Zu Steinen in Schwyz bei Stauffachers Hause.

Pfeifer von Luzern, das sich der habsburgischen Botmäßigkeit unterworfen hatte, nimmt Abschied von seinem Gastfreund und warnt ihn, sich Österreich anzuschließen. Gertrud, Werner Stauffachers Frau (die Schweizer Porcia) stachelt zu einer Verschwörung an. Zuletzt kommt Tell mit dem geretteten Baumgarten.

(Wir sehen aus der 2. Scene: a) daß die dem Scepter Österreichs unterworfenen Landschaften unzufrieden sind, und b) daß es in den Urkantonen freiheitsliebende, hervorragende Volksmänner giebt.)

3. Scene: Ein öffentlicher Platz bei Altorf. Geßler läßt eine Zwingburg erbauen. (Der Hut — der Schieferdecker! Stauffacher sucht Tell vergeblich für eine Verschwörung zu gewinnen.)

(Wir lernen: a) einen neuen Akt der Tyrannei, b) Stauffachers Entschiedenheit, das Joch abzuschütteln, kennen.)

4. Scene: Walter Fürsts Wohnung in Altorf. W. Fürst und Arnold von Melchthal besprechen sich über das Unglück des gedrückten Landes. Stauffacher bringt die Nachricht von der Blendung des alten Melchthal zu Sarnen durch den Landenberger. Die Schweizer Triumvirn knüpfen die ersten Fäden der Verschwörung.

(Neue Bedrückungen — unerhörte Grausamkeit des Landenbergers — angeknüpfte Verschwörung)

Akt II.

(Engere Schürzung des Knotens der dramatischen Handlung.)

1. Scene im Edelhof des Freiherrn von Attinghausen, der seinen den Österreichern anhängenden Neffen Rudenz ermahnt, auf der Seite seines Volkes zu stehen.

(Gedankengang: Wir lernen die Stellung des Schweizer Adels kennen und zwar a) die des alten, absterbenden, der zum Volke hält, und b) die des jüngeren, der zu Habsburg neigt.)

2. Scene: Die Verschwörung der 33 Schweizer auf dem Rütli. a) die Versammlung, b) Präliminarien, c) Ziel: Selbsthilfe.

(Die Verschwörung greift um sich.)

Akt III.

(Ein gewaltiger Zusammenstoß hebt die Handlung auf ihre höchste Spitze.)

1. Scene zu Bürglen. Tell als Familienvater. Seine ängstliche Gemahlin Hedwig.

(Wir lernen den wirklichen Befreier aus dem Volke kennen.)

2. Scene: Bertha gewinnt Rudenz für die Sache ihres Volkes. (Wir sehen einen neuen Befreier aus dem Adel.)

3. Die Apfelschußscene zu Altorf.

(Die 3. Scene stellt die Tyrannei auf ihrer Höhe dar.)

Akt IV.

(Es tritt ein bedeutender Umschwung ein.)

Die 1. Scene versetzt uns an das östliche Ufer des Vierwaldstättersees. Es herrscht gerade ein Sturm. Der Fischer (Ruodi?) ist mit einem Fischerknaben am Ufer; Kunz von Gersau tritt zu ihnen und erzählt, was zu Altorf sich zugetragen. Er geht weiter; die Zurückgebliebenen aber sehen, wie das Schiff des Landvogts auf dem See hin- und hergetrieben wird. Bald darauf erscheint Tell, ihnen mitteilend, was er erlebt, und den Fischer bittend, den Seinen von ihm Nachricht zu geben. Sodann läßt er sich auf dem nächsten Wege nach Küßnacht geleiten.

(Diese 1. Scene zeigt uns, wie Tell aus Geßlers Händen befreit worden ist.)

2. Scene auf dem Edelhof zu Attinghausen. Der alte Freiherr liegt in den letzten Zügen; er stirbt mit der Mahnung an die Landleute, einig zu sein. Rudenz konnte dem Greise die Augen nicht mehr zudrücken; denn letzterer war schon verschieden. Wir erfahren von dem jungen Ritter, daß ihm Geßler Bertha entrissen hat.

(Rudenz wird darin bestärkt, auf der Seite seines Volkes zu stehen.)

3. Scene in der hohlen Gasse bei Küßnacht. a) Tells Monolog, b) Armgart, c) Geßler und Harras, d) Geßlers Tod.

(Geßlers Sturz durch Tell.)

Akt V.

(Völlige Lösung und Abschluß der Handlung.)

1. Scene auf einem öffentlichen Platz zu Altorf. Die Zwing-Uri wird niedergerissen; die Burg zu Sarnen liegt in Asche; Bertha ist befreit, die Vögte sind verjagt; die Freiheit ist gerettet. Der Pfarrer Rösselmann meldet die Ermordung des Kaisers Albrecht. Ein Reichsbote bringt ein Schreiben der Königin, worin sie verlangt, den Mord ihres Gatten zu rächen; aber die Landleute weisen diese Forderung zurück.

(Diese Scene zeigt den glücklichen Ausgang: die Rettung der bedrohten Freiheit unter Erhaltung der bestehenden Zustände.)

2. Scene auf Tells Hausflur. Johannes Parricida erscheint vor Hedwig, als Mönch verkleidet; bald tritt Tell hinzu, und wir werden zu einem peinlichen Richtergeschäft veranlaßt, indem Tell seine That als reine Notwehr, die Parricidas als gemeinen Mord hinstellt. Doch weist Tell den Parricida nach Rom, daß er dort Ruhe des Gewissens finde.

(Tells That wird zum Schluß durch Vergleichung mit der des Neffen Albrechts gerechtfertigt.)

3. Scene im Thalgrund zu Tells Wohnung. Die hervorragenden Volksmänner und der große Haufe des Volkes begrüßen Tell als Schützen und Erretter. Bertha verlobt sich mit Rudenz und erklärt ihre Knechte frei.

(Das letzte hat man ebenfalls getadelt, weil es aussieht, als sei alles geschehen, um ein liebendes Paar zusammen zu bringen.)

17. Inhalt der „Piccolomini“.

I. Akt.

Wallenstein hat eine Empörung vorbereitet; die Generale sind ihm bis auf Octavio, Gallas und Altringer ergeben.

1. Scene: Illo mit Buttler und Isolani: Die Obersten von 30 Regimentern sind von Wallenstein zusammenberufen. — Wallensteins Frau und Tochter sind angekommen. — Buttler ist General-Major geworden und Isolani dem Wallenstein aufs

V. Akt.

(Ein Zimmer in Piccolominis Wohnung. Die Nacht nach dem Bankett.)

Octavio weiß von der drohenden Empörung und arbeitet ihr insgeheim entgegen, Max aber kann nicht an dieselbe und an Wallensteins Abfall glauben.

1. Scene. Octavio und Max. Der erstere offenbart seinem Sohn den Verrat Wallensteins, ohne ihn zu überzeugen.

2. Scene. Die Vorigen. Der Kammerdiener. Ein Kourier. Gallas hat den schwedischen Unterhändler Sesin aufgefangen.

3. Scene. Beide Piccolomini. Max will den graden Weg gehen und die Sache mit Wallenstein offen besprechen.

18. Inhaltsangabe von „Wallensteins Tod".

I. Akt.

(Wallensteins astrologisches Zimmer. Der Tag nach dem Bankett.)

1. Scene. Wallenstein. Seni. Die Gestirne sind günstig für Wallenstein.

2. Scene. Wallenstein. Graf Terzky. Sesina gefangen! (Gegenwirkung.)

3. Scene. Vorige. Illo kommt. Terzky und Illo treiben zu raschem Handeln an.

4. Scene. Wallensteins Monolog. Er gesteht sich, noch nicht ernstlich den Abfall beabsichtigt zu haben — sieht aber, wie schwer ihm die Umkehr ist, und wie man ihn trotz allem in Wien als Verräter behandeln wird, wogegen ihn nur Gewaltthat schützen kann, die freilich ein gewagtes Spiel ist.

5. Scene. Wallenstein und Wrangel. Der letztere drängt wie Terzky und Illo zu einer Entscheidung.

6. Scene. Wallenstein, Terzky und Illo. Die beiden letzteren reden Wallenstein das Schlimme des Treubruchs aus.

7. Scene. Gräfin Terzky zu den Vorigen. Sie weiß Wallenstein zur That zu bringen, indem sie a) seinen Ehrgeiz aufstachelt, b) seinen Verrat beschönigt, und c) auf die Gunst der Sterne hinweist.

II. Akt.

A. Die 1. und 2. Scene enthalten eine Heiratsgeschichte der Elisabeth, die eine wahrhafte Heiratskomödie und ein diplomatischer Hokuspokus ist, um Frankreich von den katholischen Mächten zu trennen.

Die 3. Scene führt uns in eine Sitzung des Staatsrats. Drei Ansichten herrschen darin:

a) Burleigh verlangt den Tod der Maria,

b) Talbot verlangt ihre Begnadigung,

c) Leicester vermittelt.

Scene 4—8 sind Intriguenscenen, in denen Mortimer die wichtigste Rolle spielt.

a) Scene 4. Mortimer wird von Paulet der Elisabeth vorgestellt. Der Brief der Maria wird der Königin überreicht.

b) Scene 5. Elisabeth prüft Mortimer, eröffnet ihm ihre geheimen Wünsche und ersucht ihn unter Versprechungen, Maria heimlich aus dem Wege zu schaffen.

c) Scene 6. Monolog Mortimers; er bleibt der Maria ergeben.

d) Scene 7. Mortimer wird von Paulet gewarnt, sein Gewissen nicht durch einen Mord zu beschweren.

e) Scene 8 zeigt Mortimer und Leicester zusammen. Der erstere entwickelt seinen Rettungsplan, während Leicester zur Vorsicht mahnt.

Scene 9. Elisabeth wird von Leicester bestimmt, mit Maria zusammenzukommen: a) um sie zu beschämen, b) sie zu strafen, c) sie neidisch zu machen, d) weil es die Staatskunst fordere.

B. Elisabeth beharrt darauf, Maria zu töten. Ihre Räte sind geteilter Ansicht; in Mortimer hat sie ein unzuverlässiges Werkzeug zur Verwirklichung ihrer Pläne gefunden und dem Leicester glückt es, sie zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Maria zu bestimmen.

III. Akt.

1. Scene. Maria genießt in heftiger Schwärmerei die lang entbehrte Freiheit und vergißt, mit Vergangenheit und Zukunft beschäftigt, ganz die bittere Gegenwart.

2. Scene. Paulet bereitet Maria auf eine Begegnung mit Elisabeth vor.

3. Scene. Shrewsbury giebt der Maria gute Ratschläge in Bezug auf das bevorstehende Zusammentreffen.

4. Scene. Die Begegnung selbst:

a) Einleitung derselben,

b) Elisabeths Vorwürfe,

c) Abbruch der Unterhaltung.

5. Scene. Maria ist mit dem Verlauf der Begegnung zufrieden; denn sie hat sich gerächt und ausgesprochen.

6. Scene. Mortimer versteigt sich zu einer Liebeserklärung und sichert Maria Befreiung zu.

7. und 8. Scene. Paulet stürzt in den Park mit der falschen Nachricht vom Tode der Elisabeth und nimmt Maria wieder in festen Gewahrsam. Mortimer ist wie wahnwitzig, aber doch macht ihm Okelly, ein Mitverschworner, begreiflich, daß sie zur schleunigen Flucht genötigt seien, da der Mordversuch eines gewissen Sauvage auf Elisabeth vereitelt worden sei. (So ist Elisabeths und Mortimers Plan gescheitert!)

IV. Akt.

Der Schauplatz ist im Palast der Elisabeth und zwar Scene 1—4 im Vorzimmer, Scene 5—12 im Empfangzimmer.

Scene 1. u. 2. Graf Aubespine, der französische Gesandte, wünscht Elisabeth zu beglückwünschen; aber Burleigh läßt ihn nicht vor und bedeutet ihm sogar, sofort den englischen Boden zu verlassen, da er mit in die Verschwörung verwickelt sei.

Scene 3. Burleigh beschuldigt Leicester, Elisabeth deshalb der Maria gegenüber gestellt zu haben, um sie zu demütigen.

Scene 4. a) Leicesters Monolog, b) Mortimers Enthüllung über die Verschwörung, c) Leicester wird rein gewaschen durch das Blut des Mortimer.

Scene 11—15. Elisabeth ist in Ungeduld über den Ausgang, Kurl hat falsch gezeugt, Elisabeth straft ihre Räte und Diener in gräßlicher Verstellung und verlangt vergebens nach ihrem Leicester.

20. Inhalt von Goethes „Hermann und Dorothea".

I. Gesang.

(Kalliope, d. i. die Schönstimmige.)

I. Gespräch des Wirtes mit der Wirtin (V. 1—64), und zwar:
   1. Der Wirt wundert sich über die Neugier der Bewohner (V. 1—12).
   2. Er belobt die Mildthätigkeit seiner Frau (13—15).
   3. Er drückt seine Freude über das Gespann und seinen Sohn aus (16—21).
   4. Aufzählung der geschenkten Sachen (22—37).
   5. Bemerkungen der Wirtin über die Zurückkehrenden (38—43).
   6. Andeutungen des Wirtes über Ernte und Wetter (44—50).
   7. Die Straßen füllen sich (51—64).

II. Bericht des Pfarrers und Apothekers.
   1. Der Apotheker tadelt die Neugier (65—77).
   2. Der Pfarrer hebt ihre guten Seiten hervor (78—99).
   3. Der Apotheker schildert den Zug der Vertriebenen (100—150).

III. Bemühungen des Wirtes, die trüben Gedanken abzuwehren (151—213).
   1. Einladung zum Trinken im kühlen Stübchen (151—213).
   2. Gespräch beim Wein (165—210).
   3. Ankunft Hermanns (211—213).

II. Gesang.

(Terpsichore, d. i. die frohe Tänzerin.)

I. Der sonst stille und in sich gekehrte Hermann tritt heiter und wohlgemut ins hintere Stübchen, und der Pfarrer bemerkt die Veränderung (V. 1—10).

II. Bericht Hermanns über die Verwendung seiner Gaben. Dorothea tritt dabei in den Vordergrund (10—81).

III. Der egoistische Apotheker preist sich als Junggesellen glücklich (82—96), Hermann aber zeigt gerade Heiratslust (97—104).

IV. Der Vater und die Mutter loben seinen Entschluß, und letztere erzählt, wie sie selbst auch im Unglück einst ihren Gatten gefunden (105—157).

V. Die Gegenwirkungen zu Hermanns Plan.
1. Der Vater wünscht eine reiche Schwiegertochter, besonders gern eine der benachbarten Kaufmannstöchter (158—196), der Sohn aber widerspricht, weil sie eitel und lieblos seien (197—237).
2 Auch die Mutter wünscht es (Minchen), aber Hermann beharrt auf seiner Weigerung (238—244).
3. Da braust der Vater auf, Hermann geht weg, es tritt eine Spannung ein zwischen Vater und Sohn (245—273).

III. Gesang (Episode).

(Thalia, d. h. die Blühende, die Muse der ländlichen Dichtkunst.)

Die Bürger.

I. Die Rede des Vaters (V. 1—43).

II. Die Mutter nimmt den Sohn in Schutz (44—60).

III. Der Vater schilt Weiber und Kinder ein wunderlich Volk (61—66).

IV. Der Apotheker erklärt, er würde sich auch gern nach Neuerem und Besserem umsehen, wenn es nur nicht so kostspielig wäre.

IV. Gesang.

(Euterpe, d. i. die Erfreuerin.)

Mutter und Sohn.

I. Die Mutter sucht den Sohn:
a) auf der steinernen Bank,
b) im Stalle,
c) im Garten und Weinberg,
d) auf dem Felde.

VII. Hermann will allein der Dorothea seinen Heiratsantrag machen, die beiden andern fahren nach der Stadt zurück (275—316).

VII. Gesang.
(Erato, die Liebliche.)
Dorothea.

I. Hermann geht halb träumend, das Bild der Dorothea vor Augen, dem Dorfe zu (V. 1—10).

II. An einem Brunnen fand er sie, zwei Krüge tragend. Sie fragt nach der Ursache seines Erscheinens, er dingt sie als Magd seiner Eltern (11—80).

III. Sie entschließt sich, mit ihm zu gehen (81—96).

IV. Dorothea drängt, den Brunnen zu verlassen, um Abschied von der Wöchnerin zu nehmen (97—128).

V. Sie sagt derselben, ihren Kindern, dem Richter und anderen Bekannten Lebewohl; alle hegen Liebe und Zuneigung zu ihr (129—202).

VI. Hermann entriß sie den Umarmungen kaum und trieb zur Eile an, denn der Tag neigte sich, und das Städtchen war fern (202—204).

VIII. Gesang.
(Melpomene, Muse der Tragödie.)
Hermann und Dorothea.

I. Hermann und Dorothea gingen vom Dorfe in westlicher Richtung nach der Stadt durch wallende Kornfelder. Ein Gewitter drohte, das Wetter leuchtete, der Mond war aufgegangen (V. 1—4).

II. Ihre Unterhaltung:
a) von der Ernte (5—8),
b) darüber, wie Dorothea das Wohlgefallen der Eltern Hermanns erlangen könne (9—51).

III. Ihre Ankunft unter dem Birnbaum, der Blick von da auf die Stadt und das Giebelstübchen (52—76).

IV. Sie gehen durch den Weinberg, Hermann leitet Dorothea die vielen Platten hinunter; sie strauchelt, ohne es aber als ein böses Omen aufzufassen (77—104).

IX. Gesang.

(Urania, d. i. die Himmlische)

I. Der Dichter ruft die Musen an (V. 1—6).

II. Der Löwenwirt, der Pfarrer und Apotheker, sowie auch Hermanns Mutter warten sehnsüchtig auf die Rückkehr Hermanns und verkürzen sich die Zeit durch Unterhaltung. Der Apotheker erzählt, wie er Geduld gelernt habe (7—54).

III. Die Thür ging auf, das herrliche Paar zeigte sich; Hermann nimmt den Pfarrer beiseite, der Wirt verletzt Dorothea, die umkehren will, nachdem sie ihre Liebe zu Hermann gestanden hat (55—181).

IV. Doch die Mutter hielt sie zurück und versicherte ihr auch, daß sie ihres Sohnes Verlobte sei; der Pfarrer vermittelte die Sache auch jetzt, Hermann gestand sein eigentliches Vorhaben, der Vater war ausgesöhnt, die Mutter küßte herzlich die künftige Schwiegertochter, der Pfarrer verlobte die beiden Liebenden. Erzählung Dorotheas von ihrem ersten Bräutigam. (V. 182 bis 318.)

21. **Der peloponnesische Krieg.**

Hauptquelle ist Thukydides, außerdem Plutarch in seinen Biographien.

I. Ursachen:

1. Die ältere: Rivalisation zwischen Athen, das an der Spitze einer vorwaltend den ionischen Stamm umfassenden Symmachie stand, und Sparta, das meist dorischen und äolischen Landstaaten von aristokratischer Verfassung vorstand.
2. Zwei zufällige Anlässe, daß man zu den Waffen griff und den Bürgerkrieg begann.

   A. Kerkyra war mit seiner Pflanzstadt Epidamnos (Dyrrhachium) in Streit geraten; Epidamnos rief Korinth um Hilfe an, die gemeinschaftliche Stammmutter. Die Kerkyräer wurden von den Korinthern heftig bedroht und wandten sich an die Athener. Diese gewährten eine Unterstützung in einem Seetreffen.

B. Zu gleicher Zeit fiel Potidäa, vom makedonischen König Perdikkas aufgereizt, von der makedonischen Symmachie ab, wurde von den Athenern bedrängt und rief die Korinther und Peloponnesier um Hilfe an. Eifersüchtige Staaten: Korinth, Ägina, Megara drängten die Spartaner zum Kampfe wider Athen.

3. Die Spartaner verlangten nun von den Athenern Verzichtleistung auf Rechte, die ihnen den Vorrang in der Symmachie genommen haben würden. Die Athener unter Perikles wiesen die spartanischen Forderungen zurück. So begann der Krieg.

II. Der Krieg (431—404).

A. Bis zum Frieden des Nikias.

1. Beginn: Die Thebaner überfielen 431 Platää.
2. Der Spartanerkönig Archidamos rückte mit 6000 Mann in das attische Gebiet ein: die Athener waren zu Land in der Defensive, zur See in der Offensive.
3. 430 Ausbruch der Pest; um 429 † Perikles. Jetzt fehlte den Athenern ein Haupt, daher traten Demagogen auf. Ihnen gegenüber stand eine Oligarchie:
   a) am besonnensten war Nikias,
   b) ein echter Demagoge war Kleon.
4. Bis 427 eroberten die Athener Potidäa und Lesbos, es fiel aber Platää. Überall Parteikrieg zwischen Demokraten und Aristokraten.
5. Gefangennahme der Spartiaten auf Sphakteria 425. Die Athener standen auf dem Gipfel des Glücks.
6. Da wandte sich das Glück:
   a) Der Mitfeldherr des besten athenischen Strategen Demosthenes wurde bei Delion 424 geschlagen;
   b) Der kühne spartanische Stratege Brasidas

3. Beschreibungen von Vorgängen streifen oft an den Charakter der Erzählung, die es mit dem Nacheinander in der Zeit besonders zu thun hat; im allgemeinen aber hat es die Beschreibung wie die Malerei mehr mit dem Nebeneinander zu thun und richtet sich vorzugsweise auf das Zuständliche, so daß sie selbst bei Vorgängen die einzelnen Teile des Fortgangs als Zustände ansieht und sie zu fixieren sucht.

4. Auch der Fall tritt häufig ein, daß in einer Beschreibung Zuständliches und Vorgänge zugleich in Betracht kommen, z. B. bei der Beschreibung von Tieren und Personen und ganzen Gruppen von solchen. (Vgl. K. A. J. Hoffmanns Rhetorik II. S. 11 ff.)

5. Lessing hat in seinem „Laokoon", dem großen Vorbild Homers folgend, auch für Beschreibungen das als das beste Verfahren hingestellt, daß man den zu beschreibenden Gegenstand nicht als einen fertigen hinstelle, sondern als einen werdenden. Goethe folgte ihm in der vortrefflichen Schilderung der Besitzungen des Wirts zum goldnen Löwen und Schiller im „Kampf mit dem Drachen".

6. Stellt der Beschreibende zugleich den Eindruck dar, den ein Gegenstand, Zustand oder Vorgang auf sein Gemüt machten, so wird die Beschreibung zur Schilderung. Diese richtet sich nicht bloß an den Verstand, sondern auch an die Phantasie des Lesers, setzt aber auch dieselbe voraus. Man hüte sich bei Schilderungen vor dem Gebrauch leerer Phrasen, Überschwänglichkeit des Ausdrucks und Gesuchtem!

7. Die Biographie ist die Lebensbeschreibung eines einzelnen Menschen und oft zugleich ein Charaktergemälde. Man muß in einer solchen getreu darstellen, in welche Verhältnisse des Lebens eine Person gekommen ist, was fördernd oder hemmend auf sie einwirkte, was hervorstechende Eigenschaften der Person sind, wie sie sich in den Lebenslagen benommen hat, von welchem Einfluß sie auf ihre nähere und weitere Umgebung gewesen ist. Das folgende Schema kann die Biographie erleichtern:

1) Geburt, Eltern, Konfession, Geburtsort, Zeitumstände.

1. Für die unmittelbar Beteiligten,
2. in allgemeiner Beziehung.

Zur hierbei fördernden Lektüre können dienen:

Goethes „Wahrheit und Dichtung“ und Reisebeschreibungen — Lenz, Naturgeschichte — Humboldts Ansichten der Natur — Masius' Naturstudien — Brehm, Tierleben.

II. Musterbeispiele.

1. Die Troer im Seesturm.

S. Verg. Lib. I. 35—156.

Kaum segelten sie aus dem Angesichte des Siculerlandes froh auf die hohe See und furchten mit dem Erze den Schaum der Salzflut, da sprach Juno, die ewige Wunde im Herzen bewahrend, also bei sich: „Soll ich besiegt von meinem Beginnen abstehen und nicht können von Italien fern halten den König der Teucrer? Freilich mir verbeut's das Geschick. Konnte nicht Pallas die Flotte der Argiver verbrennen und sie selbst im Meere versenken ob der Frevelthat und der Wut des einen Ajax Oileus?*) Sie selber schleuderte Jupiters reißenden Blitz aus den Wolken, zerstreute die Schiffe und wühlte durch Stürme das Meer auf; ihn, der Flammen hauchte aus der durchbohrten Brust, raffte sie im Wirbel dahin und heftete ihn an eine spitzige Klippe. Aber ich, die ich als Königin der Götter einhergehe, des Jupiters Schwester und Gattin, führe mit einem Volke so lange Jahr Krieg. Wird jemand ferner die Macht der Juno anbeten oder flehend ihren Altären ein Opfer bringen?“

Solches bei sich im glühenden Herzen erwägend, kam die Göttin in der Stürme Heimat, Gegenden, angefüllt mit rasenden Südwinden, nach Äolien. Hier hält König Äolus in weiter Höhle die kämpfenden Winde und brausenden Stürme unter seiner Herrschaft und bändigt sie mit Fesseln und Kerker. Jene toben unwillig mit großem Getöse des Berges um die Verschlüsse; hoch auf der Burg sitzt Äolus, das Scepter haltend,

*) Ajax, Sohn des Oileus, hatte die Kassandra im Tempel der Pallas entehrt.

und besänftigt die Gemüter und mildert den Zorn; thäte er es nicht, Meere und Erde und den hohen Himmel rissen sie stürmend gar mit sich fort und fegten sie durch die Lüfte. Aber der allmächtige Vater verbarg sie in dunkele Höhlen, dieses befürchtend, und legte die Masse der hohen Berge darüber und gab ihnen einen König, der nach bestimmtem Gesetz die Zügel anzuziehen und auf Geheiß sie schießen zu lassen verstände. Zu ihm sprach jetzt Juno bittend folgende Worte:

„Äolus, denn dir verlieh der Götter Vater und der Menschen König, die Fluten zu stillen und im Sturm zu erheben, ein mir verhaßtes Geschlecht befährt das Tyrrhener Meer, Ilion nach Italien tragend und die besiegten Penaten: flöß' Kraft den Winden ein, und versenke und bedecke die Schiffe, oder wirf sie auseinander und verschleudre die Leichen im Meere. Ich habe zweimal sieben Nymphen von ausgezeichnetem Körper; von diesen will ich, die an Gestalt die schönste, Deiopa, in fester Ehe dir vereinen und zu eigen weihen, daß sie mit dir für solche Verdienste alle Jahre verlebe und zum Vater dich mache durch schönen Nachwuchs."

Äolus entgegnete also: „Deine Sache, o Königin, ist's, was du wünschest, zu bedenken, mir ist's Pflicht, die Befehle auszuführen. Du verschaffst mir dieses ganze Reich, du das Scepter und Jupiters Huld, du vergönnst mir, den Mahlen der Götter beizuwohnen und machst mich zum Herrscher der Wolken und Stürme."

Nachdem er also gesprochen, stieß er mit umgewandter Spitze in des hohlen Berges Seite: und die Winde, wie in geschlossener Heerschar, stürzen, wo ein Ausgang sich bietet, hervor und durchwehen im Wirbel die Länder. Sie legen sich über das Meer, und ganz von den untersten Gründen wühlen es Eurus und Notus zugleich und der stürmenreiche Afrikus auf und wälzen gewaltige Wogen zu den Gestaden. Es erfolgt Geschrei der Männer und Knarren der Taue. Es entreißen plötzlich die Wolken den Himmel und den Tag aus den Augen der Teucrer; auf dem Meere lagert sich schwarze Nacht. Die Pole erdröhnen, und von häufigen Blitzen erglüht der Äther,

knecht mit den Kantinen verloren hatte und Sie zu mir kamen und sagten: Werner, hast Du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemt sich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr wert war als aller der Quark! Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie sich ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für alle geschaffen.“ — „Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn Sie es denn aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte?“ (S. 208.)

Minna: „Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören?“ (S. 172.)

Tellheim: „Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.“ Minna: „Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und seinem Unglück zu sprechen.“ Tellheim: „Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.“ (S. 190.)

Tellheims Ritterlichkeit giebt sich kund, als Minna sich „ein sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen“, nennt. Auffahrend und wild um sich sehend, erwidert er: „Wer darf so sprechen? — Ah, Minna, ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß jemand anders dies gesagt hätte als Sie. Meine Wut gegen ihn würde ohne Grenzen sein.“ (S. 257.)

Von der Festigkeit in seinen Grundsätzen giebt unter anderem der II. Aufzug im 8. und 9. Auftritt Kunde.

„Nein, Franziska, ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten.“ (S. 237.)

„Eher soll mich hier das äußerste Elend vor den Augen meiner Verleumder verzehren.“ (S. 238.)

Als Tellheim das Sachverhältnis mit dem Wechsel Minna

auseinandergesetzt hat, sagt er: „Hierdurch halte ich meine Ehre für gekränkt.“ (S. 236.)

„Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit —“ (S. 238.)

„Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit, meine Ehre —“ (S. 239.)

„Nein, Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urteilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht die Stimme unseres Gewissens, nicht das Zeugnis weniger Rechtschaffenen —“ (S. 239.)

Als Franziska versuchend sagt, daß er seinem guten Geschick danken solle, daß er so von dem enterbten Fräulein loskomme, muß sie den harten Ausdruck hinnehmen: „Elende! für wen hältst Du mich?“ (S. 242.)

Graf Bruchsall: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.“ (S. 265.)

Tellheim zum Wirt: „Ich bin Ihnen schuldig, Sie räumen mir in meiner Abwesenheit das Zimmer aus, Sie müssen bezahlt werden, ich muß wo anders unterzukommen suchen. Sehr natürlich!“ (S. 154.)

Minna: „Er (Tellheim) hat das rechtschaffenste Herz.“ (S. 172.)

Tellheim: „Ich habe diese Bitterkeit schon vergessen.“ (S. 162.)

Just: „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thaler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler.“ (S. 162.)

Tellheim hat dem Rittmeister Marloff 400 Thaler geborgt. Als dessen Witwe kommt, diese Summe zurückzuzahlen, sagt er: „Marloff ist mir nichts schuldig geblieben“. (S. 159.) Als die Marloff ihn von neuem bittet, das Geld zu nehmen, er-

verbinde uns das heiligste Band; und sodann wollen wir um uns sehen und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel suchen, dem zum Paradiese nichts fehlt als ein glückliches Paar." (S. 255.)

B. Charakteristik.

Tellheim stammt aus Kurland, wo die Glieder der Familie, den Vater ausgenommen, zu der Zeit noch lebten, von der hier die Rede ist. Er diente im siebenjährigen Kriege in Friedrichs II. Heere als Major in einem Kavallerie-Freibataillon und erhielt mit anderen Offizieren nach dem Friedensschluß seinen Abschied ohne Pension.

Wegen eines den sächsischen Ständen im Kriege gemachten Vorschusses von 2000 Pistolen wurde er bei seiner Entlassung in einen Prozeß verwickelt, der ihn in große Verlegenheit brachte, schließlich aber gerecht und zu seinen Gunsten entschieden wurde. Nachdem seine Ehre gerettet und sein Vorschuß ihm wieder zurückerstattet worden war, verheiratete er sich mit Minna von Barnhelm.

Tellheim ist das Bild eines edlen deutschen Mannes und musterhaften Offiziers.

Als er die gerechte Sache in Gefahr sieht, greift er freiwillig zu den Waffen und erweist sich im Kriege so mutig und tapfer, daß Freund und Feind das offen anerkennen. Aber nie prahlt er mit seinen Thaten, vermeidet jedes Gespräch darüber. Mit den Soldaten geht er kameradschaftlich um, gegen seine Diener ist er wohlwollend, gegen Unglückliche wohlthätig und edelmütig. In seinem Benehmen gegen andere waltet sittlicher Anstand, selbst dann, wenn er unwürdig behandelt wird. Seine Freundschaft kann nur der Würdige erlangen; solchen Freunden ist er aber treu im Glück und Unglück. Die Ehre ist sein höchstes Gut; und wer sie ihm antastet, der ist sein schlimmster Feind, der erbittert ihn; selbst die Liebe muß der Ehre weichen. Die volle Anerkennung seiner makellosen Ehre durch die Gerechtigkeit des Königs ist daher der höchste Lohn für ihn. Ebenso bestrebt er sich, gegen jedermann gerecht zu sein, fordert

aber auch unerbittliche Gerechtigkeit für sich. Not erträgt er ohne Klage und würde lieber darin zu Grunde gehen, als sich auf Unkosten anderer aus derselben befreien.

Seine Liebe zu Minna entspringt aus Ehrfurcht und Hochachtung gegen die Frau, und ist darum so tief und innig. Er will lieber die Treue brechen als seine Braut unglücklich machen und erniedrigen. Stolz erfüllt ihn, wo er allein empfangen soll, Demut und Hingebung, wo er die Aussicht hat, leisten zu helfen. Die Liebe trägt endlich auch den Sieg über die ruhmvolle Aussicht, die der König ihm eröffnet, davon.

Tellheim ist seinem Wesen nach Lessing selbst.*)

3. Karl Theodor Körner.

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren, wo sein Vater Appellationsrat war. Die Schwäche und Kränklichkeit des Knaben in den ersten Jahren machte viel Sorgfalt für seinen Körper nötig, so daß die Ausbildung seines Geistes nicht sehr gefördert wurde. Er zeichnete sich deshalb nicht durch frühzeitige Kenntnisse und Talente aus, hatte aber als Kind schon ein weiches Herz, verbunden mit Festigkeit des Willens, treue Anhänglichkeit an diejenigen, die seine Liebe gewonnen hatten, und eine leicht aufzuregende Einbildungskraft. Mit dem Gedeihen seines Körpers entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Er begriff schnell und zeigte besondere Neigung zur Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, als er in andern ältern und neuern Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte. Vielfältige gymnastische Übungen gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit, und der Jüngling galt für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter. Daneben hatte er viel Sinn für Musik und vor allem für die Dichtkunst, und das war kein Wunder, da Schiller und Goethe die Lieblingsdichter in dem elterlichen Hause und Schillers

*) Vergl. Einf. in die d. Lit von A. Lüben und C. Nacke I. S. 505 ff. und III. S. 200—205.

bepflanzt und mit einem in Eisen gegossenen Denkmal bezeichnet; das Unvergänglichste aber bleiben seine Schriften, von denen sein Vater noch mehrere unter dem Titel: „Leier und Schwert“ (31 kriegerische Gedichte), und „Poetischer Nachlaß“ nach Theodors Tode herausgegeben hat.

Körner gehörte zu den leicht erregbaren, lebenslustigen, aber durchaus edlen Naturen. Für Poesie war er schon sehr früh empfänglich, was sich leicht aus dem Umstande erklärt, daß Schiller der vertraute Freund seines Vaters war. Körners Dichtungen lassen auch unschwer erkennen, daß er sich Schiller zum Vorbild genommen hatte. — Zu dem Besten, was Körner geliefert hat, gehören seine Schlacht- und Freiheitsgesänge. Hierzu lieferte ihm die unmittelbare Bekämpfung des Feindes und seine eigene glühende Vaterlands- und Freiheitsliebe das Material; er schöpfte aus dem Leben und aus sich selbst und ist darum so wahr und ergreifend, so ohne Phrase. Auch hat er in diesen Liedern in hohem Grade den rechten Ausdruck für seine Gefühle gefunden; weit besser wenigstens als in seinen andern Liedern. Die Sammlung seiner patriotischen Lieder, welche sein Vater nach seinem Tode (1814) unter dem bezeichnenden Titel „Leier und Schwert“ herausgab, haben Körners Dichterruf begründet und werden ihn auch ferner erhalten. — Körners dramatische Arbeiten haben den Vorzug, bühnengerecht zu sein, sind aber nicht von bedeutendem innerem Gehalt; die heitern sind einfach und besser ausgearbeitet als die tragischen. Man darf bei diesen Dichtungen nicht vergessen, daß sie in einem Alter gearbeitet sind, in welchem es dem Dichter noch an innern Lebenserfahrungen fehlte, seine Bildung überhaupt noch lange nicht vollendet war. Sicher würde Körner Bedeutendes geleistet haben, hätte die feindliche Kugel ihn nicht so früh dahingerafft. (S. Lüben III, S. 200—205.)

4. Die Meistersänger.

Schon unter den staufischen Kaisern 1158—1254 hatten einige Städte einen erfreulichen Aufschwung genommen, besonders wichtig aber wurden sie in der Zeit des Interregnums 1254—73

berg, Straßburg, Augsburg, überhaupt in den süddeutschen freien Reichsstädten, bestanden mehrere Jahrhunderte hindurch solche Singschulen der Meistergenossenschaften.

Die Mitglieder zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Meister hieß derjenige, welcher eine neue Strophenform nebst Melodie erfunden hatte; aus den Meistern wurde der Vorstand (das Gewerk) gewählt, nämlich der Büchsenmeister oder Kassierer, der Schlüsselmeister oder Verwalter, der Merkmeister oder Kritiker und der Kronmeister oder Austeiler der Preise. Der Inbegriff der Gesangregeln hieß Tabulatur. Der Töne oder Gesangweisen gab es 200, darunter viele mit seltsamen Namen, z. B. eine Rosmarinweis, schwarze Tintenweis, kurze Affenweis u. a.

Das Leben der Meistersänger ging in folgender Weise von statten. Wer ein solcher werden wollte, meldete sich bei einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hatte, und wurde dann von diesem unentgeltlich unterwiesen, besonders in den Gesetzen der Tabulatur. Hatte der Schüler diese begriffen, so bat er die Gesellschaft um Aufnahme. Vorher mußte er den Singstuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelang sie, so wurde ihm sein Wunsch gewährt, falls es sonst ein untadliger Mensch war. Feierlich mußte er dann geloben, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft stets wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen: Gelöbnisse, die auch unserer Generation noch wohl zur Beherzigung zu empfehlen sind. Sodann mußte er das Einschreibegeld bezahlen und 2 Maß Wein zum besten geben; eine Sitte, die, wenn auch in umgekehrter Weise, ja auch noch heutzutage in Gesellschaften bekannt ist. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger und wann sie sich in der Schenke zusammenfanden, waren weltliche Lieder erlaubt, nie aber in den Festschulen, die an den drei Hauptfesten im Jahre in der Kirche stattfanden. Wurde einer aus dem schönen Kreise durch den Tod abgerufen, so versammelten sich seine Genossen um sein Grab und sangen ihm das letzte Lied.

Die Richtung der Poesie der Meistersinger ging auf das Verständige hinaus, wie es bei dem sich entwickelnden Bürgertum mit seinem praktischen Sinn nicht anders zu erwarten war. Die Stoffe wählte man nicht wie die adeligen Minnesänger aus der Fremde, sondern man holte sie aus den nächsten Verhältnissen des Bürgertums und lieferte meist didaktische Gedichte. Wahres poetisches Leben zeigte sich nur im Volksliede, das, aus der Tiefe des Gemüts hervorgegangen, auch bei unzureichender Darstellung die Wirkung aufs Gemüt nicht verfehlt.

Bei der großen Verbreitung des Meistergesangs mußte die Zahl derjenigen, welche sich mit der „holdseligen Kunst" (wie man damals sich ausdrückte) beschäftigten, sehr groß sein; der von den Meistersängern herrührenden Gedichte giebt es eine zahllose Menge, doch sind die wenigsten durch den Druck bekannt, und sie werden auch wohl nie gedruckt werden, da sie in näherer Beziehung keine Aufmerksamkeit verdienen. Daher sind im ganzen auch nur sehr wenige Meistersänger näher bekannt, wie z. B. H. v. Müglin, Muskatblüt, M. Beheim, H. Rosenblüt und Hans Folz. Der bedeutendste von allen ist Hans Sachs.

Fragen wir uns nun, von welchem Einfluß die Meistersänger auf die Entwickelung unserer Litteratur gewesen sind, so müssen wir allerdings gestehen, daß derselbe, da ihre Bestrebungen zu sehr auf das Äußerliche gerichtet waren und schulgerechte Reimerei ihr höchstes Ideal war, nicht sehr groß war, und daß sie weder in Bezug auf die Form noch hinsichtlich des Inhalts etwas Bedeutendes hervorbrachten. Aber das läßt sich nicht verkennen, daß diese Vereine von schlichten Bürgern und Handwerkern der deutschen Poesie doch wesentliche Dienste geleistet haben; denn gerade ihnen ist zum Teil der religiöse und sittliche Geist zu verdanken, der die Bewohner der Städte in jener Zeit so sehr vor dem rohen und zuchtlosen Adel auszeichnete. Jeder Meistersänger war durch die Tabulatur zum frommen, sittlichen Leben, zu strengster Rechtlichkeit verpflichtet, und man muß zugeben, daß, jemehr das Ansehen der Genossenschaft zunahm, desto größer auch der Einfluß ihres reinen Lebens auf ihre Mitbürger werden mußte. Auch auf die geistige Bildung der

die niemals rastende Sonne, alle Gestirne, darunter der Orion, Bärengestirne, Plejaden, Hyaden).

B. Gebilde auf dem innern Teile des Schildes (490—606):

1. Zwei herrliche Städte,
   a) in der einen
      α) Hochzeitsfest (490—496), Bräute unter Fackelschimmer zogen umher, das Brautlied erklang weitschallend. Jünglinge tanzten behend; Lauten und Flöte; Weiber an den Thüren.
      β) eine Gerichtsscene auf dem Forum — zwei Männer, Sühngeld, ein Richter, alte Beisitzer, Heroldsruf — 2 Pfd. Gold.
   b) Während Hephästos in der ersten Stadt zwei friedliche Bilder entrollt, schildert er dann eine andere Stadt zur Kriegszeit.
      α) Zwei Kriegsheere belagern dieselbe,
      β) die Belagerten machen einen Ausfall und legen sich an einem Flusse in den Hinterhalt,
      c) hier kommt es zum Kampfe (509—540).
2. Andere Bilder auf dem Lande.
   a) Ein ergiebiges lockeres Brachfeld — viele Ackernde, Männer mit ihrem Gespann, nach je einer gezogenen Furche ein Glas Wein (541—549).
   b) Ein tiefwallendes Saatfeld — Schnitter mähen mit scharfen, gekrümmten Sicheln — Knaben binden die Schwaden zu Garben. — der Herr mit dem Stabe — unter einer Eiche wird eine Mahlzeit bereitet und ein Stier geschlachtet.
   c) Winzerfest (561—573). Ein üppiges Rebengefilde aus Gold — dunkle Trauben, silberne Pfähle — stahlblauer Graben — ein Gehege von Zinn — nur ein Pfad — blühende Jungfrauen und Jünglinge mit geflochtenen Körben, die mit Trauben gefüllt sind. Ein Knabe spielt auf der Lyra den Reigengesang von Linos. Die Jünglinge und Jungfrauen tanzen und begleiten die Musik durch taktmäßiges Stampfen.

C. Das Meer, 671—674.

B. Die Mitte des Schildes, 675—728.

A. Die Schlacht bei Actium.

1. Die Flotte des Augustus und Agrippa, 675—684.
2. Antonius und seine Hilfsvölker und Kleopatra mit ihrer Flotte, 685—688.
3. Der Kampf und die Flucht des Antonius und der Kleopatra, 689—713.

B. Der Triumph des Augustus.

1. Er hält seinen Einzug in Rom, 714.
2. Er gründet Tempel, 715—719.
3. Er mustert die im Triumph aufgeführten Völker und Waffen, 720—728.

III. Schluß. Die Freude und Bewunderung des Äneas, trotzdem er fast alles von den dargestellten Dingen nicht verstand.

3. Die wichtigsten Örtlichkeiten in Goethes „Hermann und Dorothea".

I. Einleitung. Die Örtlichkeiten, welche in diesem epischen Gedicht als Schauplatz für die handelnden Personen vorkommen, sind das Gasthaus zum goldenen Löwen, die Apotheke, der Wiesenplatz und der Brunnen bei dem Dorfe. Man kann diese Örtlichkeiten entweder als solche unterscheiden, an welche die Handlung vorzugsweise geknüpft ist, oder als solche, deren nur beiläufig Erwähnung geschieht. Wir haben in dieser Arbeit nicht alle in „H. und D." vorkommenden Örtlichkeiten zu schildern, sondern nur die wichtigsten. Zu denen, die sich in der Stadt befinden, gehört das Gasthaus zum goldenen Löwen und seine Umgebung, und zu denen außerhalb derselben der Brunnen vor dem Dorfe.

II. Die Hauptarbeit:

A. Der Gasthof zum goldenen Löwen und das dazu gehörige Besitztum. S. Gesang 4. V. 1—59. Die Schilderung dieses Gasthofes ist eine der berühmtesten, die wir in klassischen Werken antreffen. Das Vorbild Goethes ist der Vater der epischen Dichtkunst: Homer. Wie dieser den Schild

des Achilles allmählich vor unseren Augen entstehen läßt, so beschreibt uns Goethe, wie es auch Lessing für die dichterische Darstellung eines Gegenstandes verlangt, das Besitztum des Wirtes zum goldenen Löwen, so daß Viehoff, einer der besten Erklärer der Goetheschen Gedichte, mit Recht ausruft: Welche Partie eines anderen epischen Gedichtes liefert wohl auf gleich kleinem Raume ein plastischeres Gemälde!

1. In welchem Teil der Stadt lag das Gasthaus?
2. War das Gebäude schon alt?
3. Was befand sich vor dem Hause?
4. Wodurch gelangte man in den Hof? Vgl. Gesang 2, 59. Was stand unter dem Thorweg? I, V. 65 ff.
5. Was befand sich auf dem Hofe? IV, 4 ff.
6. Wohin gelangte man vom Hofe? IV, 7 ff.
7. Beschreibung des Gartens: Äpfelbäume, Birnbäume, Kohl, Laube von Geisblatt.
8. Ein Pförtchen führte an der Stelle der alten Stadtmauer durch einen trockenen Graben an den wohlumzäunten Weinberg: eine Fülle der Trauben, ein hoher Laubgang in der Mitte, zu dem kunstlose Stufen hinaufführten und der aus edlen Obstbäumen gebildet war.
9. Aus dem oberen Teil des Weinbergs führte eine Thür auf das Feld und den Rücken eines Hügels. V. 47 ff.: Korn. Ein Rain, d. i. ein schmaler Rasenweg, führte zwischen den Äckern hin nach einem Birnbaum, der auf dem Hügel stand und der auf der Grenze der zum Gasthaus gehörenden Ländereien stand.

B. Der Brunnen bei dem Dorfe. Gesg. VII, 18 ff., besonders Vers 37 ff.

1. Er lag ziemlich fern vom Dorfe. V. 18.
2. Hier floß rein und unablässig eine Quelle. V. 29.
3. Breite Stufen führten zu der Quelle hinab. V. 37.
4. Die Quelle war mit einem Mäuerchen eingefaßt, V. 38. und angenehm zu trinken. V. 140 ff.

4. Antonius.

(Nach Shakespeares „Julius Cäsar".)

1. Seine Stellung im Staate. Er war gerade in dem Jahre, in welchem die Handlung des Stückes spielt, Konsul.

2. Sein Verhältnis zu Cäsar. Er ist ihm unbedingt ergeben, stets seines Winks gewärtig I, 2. Wenn Cäsar sagt: „Thu' das!" so ist's vollbracht. (Beispiel des Antonius beim Wettlauf.) Als Cäsar im Triumphkleid auf dem goldenen Sessel saß, bot ihm Antonius dreimal die Königskrone an, wie Cäsar 1, 2 berichtet. Cäsar schätzt ihn und benutzt ihn oft als seinen Stellvertreter. (S. 37.) Antonius fehlt nicht unter Cäsars Klienten, selbst wenn er eine Nacht durchschwärmt hat (Seite 39).

3. Charakteristische Eigentümlichkeiten.

Nach Plutarchs Biographie gehört er zu den fetten Leuten mit schmuckem Haar, die Cäsar nicht fürchtete. Nach Brutus (I, 2) lebte in ihm ein munterer Geist. Er scheint ebenso abergläubisch zu sein als Cäsar und alle Römer (Wettlauf). Auch in ihm ist der alte Römersinn nicht mehr anzutreffen. Er kann auf die Freiheit des römischen Bürgers verzichten und einem Alleinherrscher sich unterordnen, deshalb redet er Cäsar schon vor dem Anbieten der Königskrone „Erlauchter Cäsar" an.

4. Antonius' Stellung zu den Verschworenen.

a) zu Cassius. Dieser dringt darauf, daß Marc Anton den Cäsar nicht überleben dürfe, weil er ihn als einen schlauen Feind fürchtet (S. 28 ff.);

b) zu Brutus. Dieser hält ihn für ungefährlicher, weil er seine Lust an Spiel und Saus und Braus und viel Gesellschaft habe. Ihm stimmt Trebonius bei (S. 29).

c) Nach Cäsars Ermordung paart er wie Pylades List mit Klugheit und stellt den Verschworenen in Aussicht, zu ihrer Partei überzugehen, wenn sie den Mord Cäsars rechtfertigen könnten. Ein Muster der rhetorischen Kunst ist seine vor dem Volk bei der Leichenfeier gehaltene und gegen die Verschworenen, besonders gegen Brutus gerichtete Rede.

5. Antonius als Triumvir. Er entwirft mit Eifer Proskriptionslisten und streicht selbst die Namen der Proskribierten an. Wie früher den Verschworenen gegenüber, so zeigt er auch jetzt hinter dem Rücken des Lepidus seinen verschlagenen, schlau berechnenden Charakter. Den Octavius beredet er, stracks gegen die Republikaner mit ihm ins Feld zu rücken (S. 66 ff.). Es gelingt dem Marc Anton und Octavius, in Rom mächtig zu werden (S. 77). In ihrer Macht vollziehen sie die angesetzten Ächtungen (S. 78).

5. Welche Anzeichen der neueren Zeit finden wir in Goethes „Götz von Berlichingen"?

A. Einleitungen.

I. Einleitung: Im Götz, der 1773 erschien, verband Goethe eine Reihe von Genrebildern in frei dramatisierter Erzählung.

II. Einleitung: Litterarhistorisch.

B. Ausführung: Anzeichen der neueren Zeiten finden wir

I. Auf religiösem Gebiet.

1. Martin, ein Hinweis auf Luther.
   a) Er will lieber Martin als Augustin heißen.
   b) Er kann das müßige Leben, zu dem das Kloster verurteilt, nicht ausstehen. — Garten — Reisen.
   c) Ihm ist aber ein bewegtes Leben wie das des Götz viel lieber.
   d) Er ist verliebt in den Harnisch — der alte Sinn des Mittelalters für anschauliches Stillleben in den Klöstern wird uns als schwindend dargestellt.
   e) Die alte Ansicht von dem Nutzen der drei Klostergelübde wird nicht mehr aufrecht gehalten, denn M. ist der Ansicht, daß das wahre Wesen des Menschen durch die Klostergelübde verändert werde.
   f) Die Ehrfurcht vor dem Kloster ist verschwunden, da M. dasselbe einen Käfig nennt, in dem er gefangen ist.
   g) Aus seiner Ansicht über das Cölibat geht hervor, daß man anfängt einzusehen, wie unnatürlich es

ist, das Familienleben in irgend einer Weise für nachteilig zu halten.

n) Die eiserne Hand des Götz erscheint dem M. ebenso heilig als eine Reliquie — hierin sehen wir die kindliche Ehrfurcht vor heiligen Überresten mehr und mehr verschwinden.

II. Im Rittertum und Adel.

2. Götz und Karl. — Aus dem Gegensatze dieser beiden geht hervor, daß das Rittertum zu Ende geht, daß Götz der letzte Ritter im Sinne des Mittelalters ist.

3. Hof zu Bamberg.

a) Studierende aus dem Bürgerstande beweisen, daß die Vorzüge der Adelsgeschlechter im Abnehmen begriffen sind — der Kaiser will die ersten Stellen mit Bürgern besetzen.

b) Die niedrige geistige Stufe, auf der die Geistlichkeit steht, veranschaulicht in der Flachheit des Abts von Fulda, des Bischofes.

c) Liebetraut sagt, daß durch die sich immer mehr verbreitende Aufklärung der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit, der viele Personen umgebe, zu verschwinden drohe.

d) Das früher so große Ansehen des Kaisers schwindet dahin — die Ritter, ausgeartet in Raubritter, spotten des Reiches.

4. Richtungen des Ritterwesens.

a) Die alte, biedere Richtung, die, die Pflichten des Ritterstandes beobachtend, nur Gott und dem Kaiser sich unterordnet, vertreten durch Götz, Selbitz, Sickingen, geht unter, und macht

b) einer neuen schlechten Richtung Platz, die, vertreten durch Weislingen, Ehre und Ritterwort verletzt, um die Gunst der Fürsten buhlt, auf Kosten der Bürger sich bereichert.

III. Im Rechtswesen.

5. Das römische Recht verdrängt das deutsche.

IV. In den sozialen Verhältnissen.

6. Die Unterthanen lehnen sich auf gegen die Obrigkeit, die Fürsten und den Adel — Ausbruch des Bauernkrieges.

7. Der Kaiser selbst sieht nach den Aussagen Weislingens und der Adelheid ein, daß es mit seinem Ansehen vorbei ist, er wird mißmutig und verliert den Geist des Regenten.

Danach läßt sich leicht das Thema bearbeiten: Die Vertreter der alten Zeit in „Götz v. B." gegenüber denen der neuen Zeit.

6. Die Schilderung der Vertriebenen durch den Apotheker und Hermann.

(Vgl. Goethes H. u. D. Kalliope und Terpsichore.)

I. Die Schilderung des Apothekers von den Vertriebenen im allgemeinen. V. 100—150.
   1. Seine Wahrnehmungen aus der Ferne 102—107.
   2. Seine " " " Nähe 108 ff.
      a) Ein großes Gedränge und Getümmel der Wanderer und Wagen.
      b) Die Schilderung der Habseligkeiten im Vergleich mit der höheren häuslichen Ordnung: das bunte Durcheinander desselben, der Schrank, das Sieb, die wollene Decke, der Backtrog, das Bett, das Leintuch, der Spiegel — alte Bretter, Fässer, Gänsestall und Käfig auf den Wagen,
      c) Weiber und Kinder schleppten sich mit Bündeln, mit Körben und Butten voll Sachen.
      d) Die Wagen und Wanderer kamen ins Gedränge, man hörte Geschrei von Menschen und Tieren; manches Fuhrwerk stürzte in den Graben.

II. Die Schilderung der Vertriebenen im speciellen von seiten Hermanns V. 10 ff.

Auf der neuen Straße, nahe dem Dorfe, wo die meisten Vertriebenen schon angelangt waren, stieß er auf einen Wagen.

(Man schildere denselben genauer nach Goethe: zwei Ochsen — ein Mädchen — die Wöchnerin und ihr neugebornes Kind — die Bitte des Mädchens.)

7. Leben und Charakter des ersten Jägers in Wallensteins Lager.

cf. Scene 5—11.

I. Gewinnung des Stoffes.

A. Aus Scene 5:

1. Im Lager angelangt, stößt der erste Jäger zuerst auf den Trompeter und den Wachtmeister, der die Grünröcke mit ihren silbernen Tressen als Holkische Jäger erkennt.
2. Sofort sieht er in der Markedenterin eine alte Bekannte: „Das ist ja die Gustel aus Blasewitz" (Erinnerung an die Wirtstochter in Blasewitz, das Loschwitz gegenüberliegt, wo Schillers Freund, Körner, einen Weinberg hatte).
3. Von ihr erfahren wir den Namen und die Heimat des ersten Jägers: „Und er ist wohl gar, Mußjö, der lange Peter aus Itzehö;" und einen Jugendstreich, den er zu Glückstadt verübte, wo er zugleich die Feder mit der Kugelbüchse vertauschte.

B. Aus Scene 6:

1. Der Trompeter beschreibt den Anzug des ersten Jägers näher: den sauberen Spitzenkragen, die gut sitzende Hose, feine Wäsche, den Federhut.
2. Der erste Jäger weist redegewandt den Wachtmeister zurecht: „Wie er räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt."
3. V. 58 ff. seine Freiheitsliebe (Schiller scheint ihn deshalb mit Vorliebe gezeichnet zu haben). Er lief aus der Schule, aus der Lehre, aus der engen Schreibstube, um flott zu leben, müßig zu gehen,

alle Tage etwas Neues zu sehen, und nur die Gegenwart zu genießen. Mit seiner Freiheitslust verbindet er wackeren Mut. (Freiheit ist Jägers Element.)

4. Sein Soldatenleben.
   a) Bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager. (Man detailliere!)
   b) Bei den Ligisten (die Leipziger Fatalität);
   c) Handgeld von den Sachsen (109 u. ff.);
   d) Anwerbung vom Friedländer (124), seinem Ideal als Feldherrn.

C. Aus Scene 7:

1. Der erste Jäger dem Bürger und Rekruten gegenüber: „Wir auch nicht auf der Straße gefunden sind.“ (Ehrgefühl.) „Pfui, wer handelt mit Schwefelfaden.“ Er ist nicht sparsam. — Er hat selber Bildung und schätzt dieselbe. — Ein lustiger Geselle.

D. Aus Scene 8:

Der erste Jäger wagt zuerst, gegen den Kapuziner aufzutreten (112 u. ff.).

E. Aus Scene 10:

Verachtung des Bauernstandes. Als ihn der Arkebusier verhindern will, weist er ihn wie früher das Befehlbuch zurecht: „Laß sie gehen, sind Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher.“

F. Aus Scene 11:

Auch der erste Jäger will nichts von einer Trennung, Schwächung des Heeres wissen: 838 u. 39: „Nein, das darf nimmermehr geschehen, kommt, laßt uns alle für einen stehen!“

Er ist am meisten beteiligt an dem Schluß- und Reiterlied.

II. Arbeitswinke:

1. Man schildert erst das Leben und dann den Charakter des ersten Jägers.
2. Man webt die Charakteristik in die Lebensverhältnisse ein.
3. In beiden Fällen befolge man einen planmäßigen Gang und verbinde Gleichartiges mit einander!

8. Die Charaktere in Wallensteins Lager.

I.

1. Vorbemerkung. Man kann dieselben behandeln:
   a) nach der im Schauspiel angegebenen Reihenfolge,
   b) als Repräsentanten ihrer Nation und ihres Regiments,
   c) nach ihrem Rang und Stand,
   d) teilweise nach ihrer Stellung zu Wallenstein:
      α) Charaktere, die für Wallenstein sind;
      β) „ die gegen ihn sind;
      γ) „ die neutral sind.
2. Einleitungen:
   a) „Wallensteins Lager" ist ein lebhaftes Gemälde, das uns den Geist, die Gesinnung und Zusammensetzung des Wallensteinschen Heeres vergegenwärtigt. Die Lebendigkeit des Gemäldes geht aus der individuellen objektiven Gestaltung und der Verschiedenheit der Charaktere hervor.
   b) Schiller führt in „Wallensteins Lager" eine Anzahl Personen aus den verschiedensten Ländern und Truppenteilen vor und läßt es auch nicht an Repräsentanten des Bauern-, Bürger- und geistlichen Standes fehlen.
   c) Man geht aus von der Bedeutung des Lagers für das Ganze. Vgl. Prolog.

II.

Die Charaktere im einzelnen.

1. Der Bauernknabe: er ist bange, er scheut die Soldaten. Woran zeigt sich das?
2. Der Bauer: er ist ruiniert und sucht sich durch betrügerisches Spiel zu retten (Würfel V. 12), er ist schlau (die neuen Völker), er kann sich verstellen (2. Scene).
3. Der Trompeter: Stimmführer der Terzkyschen Regimenter, dem Wallenstein unbedingt ergeben; er verachtet die anderen Stände:

   „Ei, das muß immer saufen und fressen."

Er hat Selbstvertrauen:

„Aber wir erhalten ihn aufrecht, wir.“

4. Der Wachtmeister: sein Landsmann, ein breitstiliger Pedant, das Befehlbuch, eine Karikatur Wallensteins, der besonders vom ersten Jäger ins rechte Licht gestellt wird, seine Wichtigthuerei. Er ahmt Wallenstein nach wie Don Quixote der alten Ritterzeit.

5. Der Scharfschütz: ein Tyroler, deshalb gut kaiserlich.

6. Der Kroat repräsentiert den niedrigsten und dümmsten Soldatenhaufen. (Der Tauschhandel, der Kapuziner, Isolani.)

7. Der erste Jäger: Der lange Peter aus Itzehoe, ein Holkischer Jäger mit seinem Kameraden, zu Friedländers wilder Jagd gehörig, ein Thu-nicht-gut, ein Abenteurer, seine Moral:

„Flott will ich leben und müßig gehen u. s. w.“

Er kennt keine Furcht, er ist nicht ohne Bildung, er pocht auf seine Soldatenehre, seinem Oberfeldherrn ist er mit Leib und Seele ergeben. Weil er nicht ungebildet ist und mutig, so gehört er unter die Stimmführer (das Reiterlied).

8. Der Dragoner wird durch einen einzigen Vers charakterisiert:

„Der Irländer folgt des Glückes Stern.“

9. Der Kapuziner als Repräsentant des geistlichen Standes.

10. Der Rekrut (vgl. Scene 7 und 8).

11. Erster Arkebusier: er steht auf der Seite des Kaisers, hat etwas Herz für den Bürger- und Bauernstand, er „drückt sich“, der erste Jäger sagt von ihm: „Das denkt wie ein Seifensieder“, er gehört zum Tiefenbachschen Regiment, ein Deutscher.

12. Der erste Kürassier: ein Pappenheimer, vom jüngeren Piccolomini befehligt. Er stellt die edle Seite des Kriegshandwerks dar. (Der Bauer!)

9. Thekla in Schillers „Wallenstein“.

1. Im Alter von 8 Jahren sah sie ihren Vater zuletzt (Picc. II. 3. 21) und wurde, als Wallenstein ging, dem Kaiser ein Heer aufzurichten, einem Stift zur Erziehung übergeben. (Ebend. V. 8—12.) Hier war sie fein, verständig und hold herangewachsen. (Ebend. V. 15 und 26 f.)
2. Als Wallenstein mit dem Abfall vom Kaiser umging, ließ er durch Max Piccolomini, seinen jugendlichen Freund, die Herzogin und seine Tochter nach Pilsen führen. Auf der 20tägigen Reise hatten sich Max und Thekla liebgewonnen. (Vgl. Picc. III. 3. V. 65 ff.) Auf einem Jagdschloß zwischen Silien und Nepomuk gestand ihr Max seine Liebe. (Ebend. V. 77 ff.)
3. Im Lager interessierte Thekla die bunte kriegerische Bühne und der astrologische Turm. (Picc. III. 4. V. 37 ff.); und sie hat Lust, zum heitern Glauben an die Sternkunst sich zu bekennen. V. 127 ff.
4. Ohne von der Welt viel gesehen zu haben, hat sie doch Menschenkenntnis. Sie traut der schlauen Tante Terzky nicht. (Picc. III. 5. V. 1.)
5. Ihre Mutter liebt sie zärtlich (vgl. ebend. V. 10 ff.) W.'s Tod III. 2. V. 42—50; aber zu ihrem Vater hat sie geringeres Vertrauen. (Picc. III. 5. V. 29 ff. W.'s Tod III. 3. 58 f. III. 4.)
6. Eine böse Ahnung verkündet ihr nur ein kurzes Liebesglück. (Vgl. Picc. II. 7. V. 9 u. 10 und Scene 9.)
7. Sie hat ein gutes Herz und kann es nicht ertragen, daß ihr jemand böse ist. (Picc. II. 8. V. 22 ff.)
8. Sie will vor Max, den sie so heiß liebt, die Achtung nicht verlieren und ihn nicht von der Bahn des Rechts und der Pflicht ablenken, W.'s Tod III. 21. V. 73; selbst wenn sie ewig von ihm scheiden muß. V. 78.
9. Ihr Abschied am Ende des 21. Auftritts. Ein gewisser Scherfenberg bringt sie mit ihrer Mutter und der Gräfin nach Eger. W.'s Tod IV. 17.

10. Als der schwedische Hauptmann die Nachricht von dem Sieg der Schweden bei Neustadt nach Eger bringt, erfährt es Thekla und fällt in Ohnmacht. W.'s Tod IV. 5. Nachdem sie sich erholt hat, bittet sie ihren Vater um die Gunst, sich die Schlacht, in der Max gefallen ist, vom schwedischen Hauptmann beschreiben lassen zu dürfen. W.'s Tod IV. 9, V. 35 ff. Sie hört ihn mit ziemlich großer Fassung an (ebend. Sc. 10) und faßt sofort den Entschluß, nach dem Kathrinenstift zu entfliehen. Die Fräulein Neubrunn und der Kavalier Rosenberg sind bei der Flucht behilflich (Sc. 11 und 13 und V. 13, V. 5).

10. Der Zustand Frankreichs vor dem Auftreten der Jungfrau von Orleans nach Schiller.

I. Die ersten Äußerungen darüber thut der Landmann Thibaut d'Arc in der ersten Scene des Prologs: Er befürchtet die Herrschaft der Engländer auch über Dom Remy, denn sie haben allerorten gesiegt, Frankreichs schöne Gefilde verwüstet und bereits ihren Einzug in Paris gehalten, wo mit der alten Krone Dagoberts, des Frankenkönigs und Gründers von St. Denys, der englische Prinz Heinrich bereits geschmückt worden ist. Karl, der Dauphin von Frankreich, irrte aber enterbt und flüchtig in Frankreich umher, während sein nächster Vetter, der Herzog Philipp der Gute von Burgund, wider ihn die Waffen führt und seine eigne Mutter Isabeau es mit den Feinden hält. Auch Lothringen war von den Engländern bedroht.

II. Weitere Aufschlüsse über Frankreichs Lage giebt Bertrand, ein Landmann in der 3. Scene des Prologs. Er kommt aus Vaucouleurs und hat dort von zwei großen Schlachten gehört, in denen die Franzosen besiegt worden waren und von der Belagerung der Stadt Orleans. Der König hält Hof zu Chinon. Die Heere sind mutlos. Nur ein Ritter zieht dem Dauphin dort mit 16 Fähnlein zu.

III. Akt I. Scene 1—7 zeigt die hoffnungslose Lage des Königs und des Landes, wenn nicht ein Wunder hilft.

11. Geschichte der Johanna nach Schiller.

Vgl. Akt I. Scene 10. — Im Prolog Akt I. Scene 9 (die zweite epische Darstellung Raouls).

A. Johanna in Dom Remy.

1. Johanna ist nur eines Hirten niedere Tochter aus Dom Remy im Kirchensprengel von Toul. Akt I. Sc. 10.
2. Von Kindheit auf hütete sie die Schafe ihres Vaters (s. ebendas.).
3. Wenn sie auch ihr stilles, sinniges Wesen in die Einsamkeit zog, sie der Schwestern fröhliche Gesellschaft fliehen ließ und sie nach dem Druidenbaum in stiller Nacht zog (vgl. Prolog Sc. 2), so war doch ihr Herz dem von den Engländern hart bedrängten Vaterlande warm zugewendet, und sie lauschte gern den Berichten über das fremde Inselvolk. Das gesteht sie selbst vor dem König Karl (Akt I. Sc. 10), das zeigt sich deutlich bei der Erzählung Bertrands.
4. Seine Schilderung vom Schlachtenglück der Engländer und das dreimalige Erscheinen der Mutter Gottes (Akt I. Sc. 10) bestimmte sie, zur Rettung des Vaterlandes beizutragen.
5. Im Monolog nimmt sie von ihrer Heimat Abschied.

B. Johanna im Kampf.

1. Bei den Höhen von Vermanton, nahe der Yonne, stieß Johanna zu den sechzehn Fähnlein des Ritters Baudricour aus Vaucouleurs. Vor den Franzosen stand in weiter Ebene der Feind, Baudricour wird umzingelt: da erscheint Johanna, ergreift die Fahne und führt die Franzosen zum ersten Siege. (Bericht Raouls Akt I. Sc. 9.)
2. Akt I. Sc. 10 erscheint sie zu Chinon und wird von Karl, dem Erzbischof und den Rittern als Retterin anerkannt u. s. w.

12. Zwei Liebhaber der Jungfrau von Orleans.

I. **Raimond** (Prolog Sc. 2 u. 3) ist der wackerste Jüngling im Dorfe Dom Remy. Er wirbt schon drei Jahre um Johanna, aber ihr Herz ist dem Ehestand nicht sehr zugewandt. Trotzdem ihn Johanna kalt zurückstieß, bleibt er ihr treu und nimmt sie gegen die ungerechten Beschuldigungen ihres Vaters in Schutz. Er kennt Johanna besser als ihr eigener Vater, er ahnt in ihr etwas Großes.

II. **Dunois** (Akt I. 10), dieser wackere Degen, muß sein Ritterherz der Liebe aufschließen, sobald er Johanna nur erblickt hat. Er ist kein Freund von Wundern, für ihn bedarf Johanna keiner kirchlichen Sanktion: er glaubt ihrem Auge und der reinen Unschuld ihres Angesichts. Er ist darum auch der erste, welcher verlangt, daß die Jungfrau an des Heeres Spitze gestellt werde.

13. König Karl und Rudenz in Wilhelm Tell.

Zwei werdende Charaktere.

I. **Karl der Siebente, König von Frankreich.**

A. **Zuerst erscheint er seiner königlichen Stellung unwürdig.** Akt I. Sc. 1—11.

a) **Seine schlechten Eigenschaften:** Er ist sorglos, höfischen Vergnügungen und Tändeleien ergeben; er merkt anfangs die Gefahr gar nicht, in welcher er schwebt, er träumt mitten in der höchsten Not von süßer Minne. Und als er sich über sein Unglück klar wird, da bietet er das Bild eines verzärtelten Weichlings, der verzagt.

b) **Seine guten Eigenschaften:** Doch von vornherein zeigt er ein edles, weiches Herz, das ihn zu persönlichem Mut befähigt, das einer Umwandlung fähig ist. Diese wird bewirkt durch Johannas Erscheinen.

B. **Karl, der ermutigte Streiter für seinen Thron.**

II. **Rudenz.**

A. Er hat sich **anfangs** von Eitelkeit und Ruhmbegierde so verblenden lassen, daß er sich mit seinen Standes- und

Altersgenossen an die Tyrannen seines Vaterlandes angeschlossen hat. (Vgl. das Gespräch mit Attinghausen. Auch die Liebe zu Bertha von Bruneck bestimmte ihn dazu.) Er sieht in seiner Bethörtheit mit Verachtung auf den schlichten Landmann und schämt sich des vertraulichen Umgangs mit demselben. Auch auf ihn muß, wie auf Karl die Sorel und Johanna mächtig einwirken, ein weibliches Wesen läuternden und veredelnden Einfluß ausüben, ehe er seine Pflicht erkennt. Dieser geht aus von Bertha von Bruneck, die er wahrhaft liebt und die mit patriotischer Hingebung an ihrer Heimat hängt.

B. Rudenz tritt zu den Befreiern der Urkantone über, er wandelt in den Fußstapfen seines Oheims, des alten würdigen Attinghausen, er wagt es, dem Tyrannen Geßler zu widersprechen (W. Tell, Akt III. Sc. 3), er versüßt dem sterbenden Oheim die Todesstunde (Akt IV. Sc. 2) und ermahnt die Landleute zu schnellem Handeln und schenkt schließlich seinen Knechten die Freiheit (Akt V. Sc. 3).

14. Die romantischen Elemente in der Jungfrau von Orleans.

I. Einleitung. Schiller selbst hat dem Drama „Die Jungfrau von Orleans" den Namen „Romantische Tragödie" beigelegt, um damit anzudeuten, daß Stoff und Form desselben diese Bezeichnung rechtfertigen.

II. Die „Jungfrau von Orleans" hat romantische Elemente:

A. in Bezug auf die Form der Darstellung:

1. Neben den fünffüßigen Jamben wendet er den antiken Senar, die Strophen und Reimverse an (vgl. die Monologe im Prolog und Akt IV. Sc. 1),
2. er befolgt eine losere Einheit des Ortes und der Zeit wie in seinen anderen besseren Werken (Dom Remy — Chinon — englisches Lager — Chalons an der Marne — Rheims — Ardennen),
3. er bedient sich der epischen Berichterstattung (vgl. die Berichte Bertrands und Raouls!),
4. er hat die Scenerie auf Glanz und opernhaften Pomp berechnet (vgl. das erste Erscheinen der Johanna vor

dem König Karl, die Krönung zu Rheims und besonders die Schlußscene!),

5. er hat den historischen Stoff ziemlich ideal behandelt.

B. Aber auch im Inhalt des Dramas liegen mancherlei romantische Elemente:

1. Er gebraucht das Wunder, und zwar
   a) den Druidenbaum,
   b) die dreimalige Erscheinung der Maria,
   c) den mittelalterlichen Aberglauben an böse Geister (vgl. Thibaut im Prolog Sc. 2), den Köhlerbuben,
   d) das männliche Auftreten der Johanna schon vor der Teilnahme am Krieg (vgl. Prolog Scene 3) den Tigerwolf,
   e) den schwarzen Ritter;
2. Wahrsagen und Weissagung, Akt III. Sc. 5 ff.:
   a) das wahrsagende Bohemerweib (ebend.),
   b) die Gabe der Weissagung bei Johanna (vgl. Akt I. Sc. 10);
3. er verwendet die Religion und die Autorität der Kirche:
   a) für Johannas Berufung (vgl. Monolog und Akt I. Sc. 10),
   b) für Johannas Weihe, Einsegnung oder Sanktion (Akt I. Sc. 10);
4. an die Gottesurteile (Ordalien) erinnern uns die Donnerschläge bei Thibauts Anklage.

Man kann auf Spieß „Schillers Leben und Werke" verweisen.

15. Just.

Eine Charakteristik nach Lessings „Minna v. Barnhelm".

A. Inventio.

Akt I.

Scene 1: 1. Er ist erbost auf den Wirt, so erbost, daß er sich in Träumen mit ihm herumschlägt.

2. Gleich bei seinem ersten Auftreten zeigt er, daß er derbe

Ausdrücke liebt und ein Raufbold sein kann, daß er aber auch seinen Herrn liebt.

Scene 2: 3. Seinen Grimm verbirgt er nicht vor dem Wirt.

4. Er ist kurz angebunden.

5. Sein Zorn ist nachhaltig. (Vgl. Ephes. 4, 46!)

6. Wir erfahren den Grund seines Grolls auf den Wirt

7. Er verschmäht den Branntwein und Likör nicht. (Er trinkt 3 Glas veritablen doppelten Danziger Lachs nüchtern!)

8. Der Wahrheit giebt er auch nach Gunstbezeugungen die Ehre: „Herr Wirt, er ist doch ein Grobian." (Gegensatz der Wirt!)

9. Er hat Mutterwitz.

10. Er ist leicht aufgebracht.

Scene 3: 11. Just besitzt soldatischen Stolz.

12. Er haßt die Schmeichelei und kriechendes Wesen. „Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte!" — „Daß ich ihm nicht die Zähne austreten soll!"

Scene 4: 13. Just hat gemeine Manieren. (Er stampft mit dem Fuße und spuckt dem Wirte nach.)

14. Das edle Benehmen v. Tellheims macht ihn wütend. („Bestie!")

15. Er vergißt zuweilen seine Stellung v. Tellheim gegenüber.

16. v. Tellheims Noblesse geht über seinen Horizont.

17. Der Major kündigt ihm, weil er glaubt, Just sei indiskret gewesen. (Die 100 Pistolen!)

18. Dem Just ist die Kündigung überraschend.

Scene 8: 19. Er hat darüber geweint.

20. Seine Rechnung ein Beweis der Dankbarkeit und Ehrlichkeit.

21. Er wünscht sich lieber den Tod als die Kündigung seines Dienstes und erklärt, sie nicht anzunehmen.

22. Der Major wirft ihm seine Hartnäckigkeit, seinen Trotz, sein wildes, ungestümes Wesen, seine tückische Schadenfreude, seine Rachsucht vor.

23. Der Vergleich mit dem Pudel! (Vgl. Nodnagel „Lessings Dramen" p. 103!)

24. Er kann für seinen Herrn betteln und stehlen.

Scene 9: 25. Der sächsische Bediente dient Just zur Folie.

Scene 10: 26. Just soll ausräumen und den Verlobungsring des Majors versetzen.

Scene 11: 27. Die Versetzung des Rings wird für Just ein Mittel, den Wirt zu ärgern.

Scene 12: 28. Der Wachtmeister Paul Werner steht auf einer höheren Stufe. „Kerl, man hört's, daß Du Packknecht gewesen bist und nicht Soldat!"

Akt II.

Scene 6: 29. Just und seine lakonischen Antworten.

Akt III.

Scene 2: 30. Die übrigen Bedienten des Majors bilden eine Parallele zu Just: Wilhelm, der Kammerdiener; Philipp, der Jäger; Martin, der Kutscher; Fritz, der Läufer.

Akt V.

Scene 10: 31. Just tritt in Betreff der Versetzung des Rings auf.

Scene 14: 32. Just geht mit Werners Geld ab.

B. Dispositio.

I. Einleitung: In Lessings „Minna von Barnhelm sind die Charaktere der Haupt- wie Nebenpersonen gleich glücklich durchgeführt.

II. Abhandlung:

A. Was für eine Stelle nimmt Just ein?

A. Er war Packknecht gewesen

B. und wurde später der Bediente des Majors.

B. Was für Eigenschaften besitzt Just?

A. Was für gute?

a) Er ist aufrichtig,

b) anhänglich, er gleicht hierin:

a) Parmenio in Lessings „Philotas",

b) und dem Neger Antonio in Tiecks „Tod des Dichters".

c) ehrlich und bieder.

B. Was für schlechte, und worin haben dieselben ihren Ursprung?
a) In seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn:
a) seine Streitsucht,
b) seine Rachsucht.
b) In seinem Stande:
a) er trinkt gern und viel,
b) er vergißt seine Stellung seinem Herrn gegenüber,
c) er besitzt keine vollständig ehrenhafte Gesinnung,
d) er hat gemeine Manieren.
C. Wie urteilen andere Personen über Just?
A. der Major?
a) er ist hartnäckig, trotzig, wild, ungestüm,
b) tückisch und rachsüchtig.
B. Werner? er ist roh.
D. Besondere eigentümliche Eigenschaften Justs sind:
A. sein Mutterwitz, der sich zeigt:
a) dem Wirte gegenüber,
b) in der Erzählung von den andern Dienern,
c) in der Geschichte von dem Pudel.
B. sein soldatischer Stolz;
C. seine lakonischen Antworten.
E. Wodurch wird Justs Charakter noch gehoben?
A. Durch die untreuen Diener des Majors.
B. Durch den Diener des Fräuleins von Barnhelm.
III. Schluß: Was mag Lessing veranlaßt haben, den Diener gerade so zu zeichnen?
A. Hat der Dichter einen ähnlichen Diener gehabt?
B. Oder gleicht derselbe in manchen Zügen Lessing selber?

16. Der Wirt des „Königs von Spanien".

Eine Charakteristik nach Lessings „Minna von Barnhelm".

Heuristisches Verfahren.

Akt I.

Scene 1: 1. „Schurke von einem Wirte!" Just. Er schlägt sich mit ihm im Traum herum.

Scene 2: 2. „Guten Morgen, Herr Just, guten Morgen!" (Unterwürfigkeit, gleisnerische Höflichkeit).

3. „Ei, schon so früh auf? Oder soll ich sagen: noch so spät auf?" (Spöttisches, hämisches Wesen.)

4. — „und er hat hier auf ihn gelauert?" (Neugierde.)

5. „Ich habe ihm aus Not ein ander Zimmer einräumen müssen." (Er lügt, ist doppelzüngig.)

6. „Ich will's auf andere Weise wieder gut machen." (Er ist der Bestechung fähig.)

7. „Er ist doch ein Grobian, Herr Wirt!" Just. (Sein Ehrgefühl ist abgestumpft.)

8. „Einem Manne wie meinem Herrn" u. s. w. (Er ist vom redlichen Just durchschaut mit seinen schlechten mores.)

9. „Sollte ich einem anderen Wirt so einen Verdienst mutwillig in den Rachen jagen?" (Er ist selbstsüchtig, neidisch und mißgünstig.)

10. „Herr, ich glaube gar, er vexiert uns noch obendrein?" Just. (Der Wirt treibt gern Spott.)

Scene 3: 11. „Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben könnte!" Just. „Daß ich ihm nicht die Zähne austreten soll!" J. (Kriecherisches und heuchlerisches Wesen des Wirts.)

12. Er hat des Majors Pult untersucht. (Seine Geldgier!)

13. Er ist aufdringlich.

Scene 4: 14. „Er ist ein hämischer, unbarmherziger Racker." J.

15. „Lieber Bestie als so ein Mensch." J.

Akt II.

Scene 2—5: 16. Seine Neugierde tritt wieder hervor. Er sucht sich an Franziska zu rächen.

17. Er spricht hinter dem Rücken der Leute anders als ins Gesicht. Vgl. seine Äußerungen über den abgedankten Offizier! Über Just II. 4!

18. Er zeigt dem Fräulein von Barnhelm den von Just versetzten Ring. (Sein Mißtrauen gegen andere tritt hervor.)

19. Er gerät leicht in Angst und Unruhe. (Der Ring.)

Scene 6: 20. Der Wirt zeigt wieder am Ende der Scene sein kriechendes und verunglimpfendes Wesen.

Scene 8: 21. Des Wirts Neugierde und Aufdringlichkeit.

Scene 9: 22. Er hat Tellheim belauscht.

Akt III.

Scene 3: 23. Beleg zur vorausgehenden Behauptung — seine Neugierde (der Schlüssel!).

24. Er ist ein Betrüger. (Die 100, dann die 90 Pistolen statt der 80!)

Scene 4: 25. Er ist ein eitler Geck.

26. Er kann sich verstellen und ist dumm dabei.

Akt V.

Scene 8: 27. Der Wirt tritt noch einmal des Rings wegen auf.

Scene 14: 28. Der Wirt, neugieriger Statist.

17. Jung Stilling und Lerse.

Mit besonderer Berücksichtigung des 9. Buches von Goethes „Dichtung und Wahrheit".

A. Einleitung: Inhaltsangabe des 9. Buches bis zu der einschlägigen Stelle.

B. Ausführung:

I. Jung Stilling.

A. Körperliche Eigentümlichkeiten:

1. Kleidung,
2. Frisur,
3. Stimme.

B. Geistige Eigenschaften.

C. Gemüt und Sinnesart:

1. Fester Glaube. Fatalismus.
2. Verhalten gegen Spott.

D. Sein Lebensgang.

II. Lerse.

1. Sein Äußeres.
   a) Gestalt,
   b) Gesicht,
   c) Reinlichkeit und Sauberkeit.
2. Hervorstechende Charakter-Eigenschaften:
   a) Er besaß einen beständigen Sinn.
   b) Er liebte, was recht und billig war.
   c) Er war unparteiisch. (Sekundant, Rolle des Unparteiischen bei Streitigkeiten und Händeln.)
   d) Er war treuherzig und liebte trocknen Witz.
   e) Er war sparsam und haushälterisch.
3. Besondere Geschicklichkeit besaß er im Fechten.
4. Verwendung Lerses in Goethes „Götz von Berlichingen."

18. Charakteristik von Lenz, Klinger und Lavater.

Nach Goethes „D. u. W." Buch 14.

Zweiter Teil.

Philosophische Prosa.

---

§ 16.

Vom abhandelnden Stil im allgemeinen.

1. Unter einer Abhandlung versteht man einen solchen Aufsatz, zu welchem der Stoff aus einer Wissenschaft, einer Kunst, dem Leben oder der Dichtung genommen ist und der eine wissenschaftliche Behandlung hat, indem Ergebnisse des Nachdenkens mitgeteilt werden oder eine Wahrheit erörtert wird.

2. Der Zweck der Abhandlung ist die Belehrung.

3. Der Stil der Abhandlung erfordert besonders unterordnende Sätze (das Satzgefüge), ferner Verständlichkeit als Haupteigenschaft und unter den Redefiguren die Anwendung des Gleichnisses, des Kontrastes und des Paradoxon. Auch muß die Darstellung knapp und bündig sein und nicht zu sehr auf Nebensächliches hinleiten; die Begriffe sind klar und bestimmt zu unterscheiden.

4. In der Abhandlung muß man ganz besonders einen wohldurchdachten und einen logisch wohlgegliederten Plan verfolgen. Nähere Andeutungen über den zu entwerfenden Plan lassen wir bei den einzelnen Arten der Abhandlung folgen.

5. Hier unterscheiden wir mit Rücksicht auf die praktische Verwertung folgende Arten von Abhandlungen:

A. Erläuterungen oder Kommentare.

B. Entwicklungen als die beste Darstellungsform für zu bearbeitende Sprichwörter.

C. Die Chrie als Vorübung für die Bearbeitung von Sentenzen.

D. Abhandlungen anderer Art im engeren und weiteren Sinne.

Erster Abschnitt.

Erläuterungen oder Kommentare.

§ 17.

I. Regeln.

1. Unter einem Kommentar versteht man einen erklärenden Aufsatz über irgend ein klassisches Prosastück oder Gedicht.

2. Bei einer solchen Arbeit gilt es, Inhalt und Form des betreffenden Vorwurfs in das rechte Licht zu stellen.

3. Dies erreicht man im allgemeinen dadurch, daß man dunkle Stellen aufhellt (indem man die nötigen Wort- und Sachaufschlüsse giebt), auf Schönheiten und etwaige Fehler aufmerksam macht, den Gedankengang und Grundgedanken beachtet u. dergl.

4. Man muß sich bei solchen Arbeiten einer bestimmten, deutlichen, einfachen und wohlgeordneten Ausdrucksweise befleißigen und darf nicht etwa, von dem zu behandelnden Gedicht veranlaßt, in zu großen Bilderprunk und zu poetische Darstellung geraten.

5. Als Disposition beachte man:
   1. Ursprung des Gedichts.
   2. Inhalt desselben (entweder nach einzelnen Strophen oder im ganzen).
   3. Gedankengang und Grundgedanke.
   4. Form: a) Strophenbau, b) Reim, c) Versmaß, d) Mängel und Schönheiten der Darstellung.
   5. Wert, Gattung und Art, Zweck des Gedichts.
   6. Charakteristik der Personen.

Anmerkung: Musterbeispiele von erklärenden Aufsätzen finden sich in Viehoffs Erklärungen sämtlicher lyrischer Gedichte Schillers und Goethes; in Düntzers Erläuterungen; im Kommentar von Lüben und Nacke; in Vetterleins und Delbrücks Erläuterungen Klopstockscher Gedichte; in Gudes Erläuterungen deutscher Dichtungen, Hoffmann, Schillers Leben und Werke, Schäfer und bei anderen.

§ 18.

II. Musterbeispiele.

1. Der Fischer, von Goethe.

1. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Teilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

2. Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

3. Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?"

4. Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.

Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Wie bei den Griechen der Glaube an die Nymphen einen reichen Sagenkranz erzeugte, so hat bei den Germanen der Glaube an die Elfen und Nixen nicht minder Sagen bildend gewirkt, wenn schon der Charakter dieser Wesen ein anderer ist als der der Nymphen. Die Nymphen führten nach dem Glauben der Griechen ein heiteres, harmloses Leben und Weben auf Wiesen und Bergen, in Wäldern und an Quellen, jagten im Gefolge der schnellfüßigen Artemis, schwärmten im Geleit des Dionysos, erzogen die göttlichen Kinder und pflegten Liebesverkehr mit den Göttern des Waldes und der Flur.

Meer und Land, Wiesen und Berge, Quellen, Wasser und Wälder waren mit Nymphen bevölkert, die durch ihre liebliche Mädchengestalt, durch die Anmut ihrer Bildung, die Heiterkeit und Keckheit ihrer Bewegung, die Anmut, Regsamkeit und Üppigkeit des Naturlebens nach griechischer Auffassungsweise wiederspiegelten.

Unter dem nordischen Himmel mit seinen Nebeln und Sümpfen, seinen Sorgen und seinen Mühen konnte ein so heiteres, harmloses und liebliches Volk, wie die Nymphen waren, nicht entstehen. Die Elfen der Germanen sind mehr dämonischer Natur. Kunstfertig in allen Stücken, zeigen sie in ihrem Charakter eine eigentümliche Mischung von Gut und Böse, von List und Aufrichtigkeit, so daß sie sich bald als sehr edel und hilfreich erweisen, dann aber auch wieder im höchsten Grade boshaft und tückisch erscheinen. Alle besitzen einen unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tanz sowie eine unbesiegbare Neigung, schöne Menschen in ihre Gewalt zu bekommen. Die Nixen insbesondere lieben es, durch verzaubernde Gesänge unbekannter Lieder die Herzen zu verstricken, und den, der sich dem Gesange hingiebt, in ihr Bereich zu ziehen. Sie haben ein Land unten im Wasser, wo die Sonne schöner scheint als oben, wo Wiesen ewig grünen, wo Bäume und Wälder, Städte und Paläste in nie geahnter Pracht sich erheben.

In den Gestalten der Nixen hat der germanische Volksgeist das Verführerische, Verlockende und Einschmeichelnde des Wassers in mystisch-phantastischer Weise verkörpert. Goethe hat in dem Fischer jenem dunkeln, geheimnisvollen Naturgefühl, in welchem der Glaube an die Nixen wurzelt und zum Teil noch fortlebt, den sinnlichsten Ausdruck in einer modernen Dichtung gegeben. Das Tückische, welches den meisten Sagen von den Nixen und Elfen innewohnt, hat er in dem Fischer nicht hervortreten lassen, wenigstens nicht in der Weise, wie er es bei den Elfen im Erlkönig gethan hat. Der Erlkönig wendet, nachdem die Schmeicheleien und Versprechungen nichts gefruchtet, Gewalt an; das feuchte Wasserweib im Fischer lockt und schmeichelt nur und zwar in einer Weise, wie kein irdisch Weib locken und schmeicheln kann. Auch wird im Erlkönig, abweichend vom Fischer, die ganze Begebenheit im Wechselgespräch dargestellt; im Fischer tritt nur das Wasserweib handelnd und sprechend auf, der angelnde Jüngling giebt sich stumm und willenlos der verlockenden Gestalt hin. Motiviert ist dieses teils durch die unwiderstehlich einschmeichelnde Gewalt des Wasserelements, teils durch die Stimmung unseres Anglers. Mit sinnendem Gemüte (Str. 2) „kühl bis ans Herz hinan" sitzt der träumerische Jüngling am Ufer und schauet „ruhevoll", zu keinem Widerstande bereit und geneigt, nach dem Angel und nach dem rätselhaften Wasserspiegel. Sein Geist ist in einer Stimmung, in der allein die geschäftige Phantasie ihr wunderbares Spiel treibt und die Vernunft keine Gewalt übt über das Denken. Die Stille der Umgebung — der Jüngling hört nur das Wasser rauschen — wirkt nicht minder auf sein Gemüt. Nichts zieht ihn ab von seinem Sinnen und Träumen; immer eifriger lauscht er den verlockenden Tönen des Wassers. Und gar mannigfaltig locken und schmeicheln diese Stimmen. Es plätschert und flüstert, es seufzt und schluchzt da unten, als ob das sich hebende und schwellende Wasser eine Seele berge, die bald in leisen Seufzern, bald in gedämpftem Schluchzen ein ungestilltes Sehnen auspreßt. Tief holt es Atem und schwellend hebt sich die Brust des Wassers. Ein Seufzer bebt durch die stille Luft wie eine Bitte um Erlösung. Und je länger

der ganz in sich versunkene Angler sitzt und lauscht, je mehr wird ihm der Schein zur Wahrheit. Es teilt sich die Flut, und aus dem bewegten Wasser rauscht ein feuchtes Weib hervor. Das mühevolle Menschenleben höhnend, um dasselbe dem Jüngling zu verleiden, singt dann das Weib mit verlockender Stimme von einem ungetrübten Glück, welches alle Wesen, die da unten leben, in reichem Maße genießen, von einem Glücke, welches nie das Tageslicht schauet, und dem ewig verborgen bleibt, der nicht hinunter steigt in die Flut (Str. 2). Sonne und Mond und der ganze Himmel steigen hinunter in die geheimnisvolle Tiefe und tauchen verklärt aus derselben wieder auf; das eigene Angesicht strahlt schon vom Hineinschauen verschönt wieder und lockt nicht minder hinunter in den rätselhaften Spiegel. Und dem lauschenden Jünglinge, der sich ganz dem bestrickenden Zauber hingiebt, ist's, als gäbe es nichts mehr zu hoffen da oben, als bliebe das Leben über dem Wasser ein unerfüllter Wunsch. Eine Sehnsucht ergreift seine Seele wie bei der Liebsten Gruß, und als habe er in die Tiefe eines Auges geschaut, das seine Sehnsucht teilet und ihn versteht, sinkt er, halb freiwillig, halb gezogen, hinunter, auf immer der Licht- und Tageswelt entrückt.

Es liegt unserm Gedichte keine bestimmte Sage wie der Loreley zum Grunde; dasselbe schließt sich nur im allgemeinen der uralten Wunderwelt des Volksglaubens an. Goethe sagt selbst, er habe in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausdrücken wollen, das Anmutige, was den Menschen im Sommer lockt, zu baden. Er hat diesem Gefühle aber zugleich im Sinne des dichtenden Volksgeistes Gestalt gegeben und hat in dem Weibe die geheimnisvollen Eindrücke, welche das Wasser auf das Gemüt eines in der Mythe befangenen Geistes als sinnbethörendes Element auszuüben vermag, wie in einem Spiegel reflektiert.

Das unentwickelte Bewußtsein, dem alles, Mensch und Natur, als Rätsel erscheint, findet stets in Phantasiegebilden die Lösung der Rätsel, welche die in der Unklarheit befangene Vernunft nicht zu lösen vermag. Und so haben wir es denn hier nicht, wie z. B. im Taucher von Schiller, mit einer von sittlichen Ideen im Denken und Handeln gehobenen und darum sich

frei über die Gewalten der Naturmächte erhebenden Persönlichkeit zu thun, sondern mit einem Geiste, „der in seiner Unfreiheit von der ihm fremd, geheimnisvoll und dämonisch gegenüberstehenden Natur so überwältigt wird, daß er aus den Umstrickungen dieser Mächte nicht zu reflektieren und wieder zu sich selbst zu kommen vermag". Den Fischer zieht es nach unten, den Taucher von Schiller nach oben. Derselbe erliegt zwar auch den Elementen, aber nichtsdestoweniger wird hier der Sieg des sittlichen Geistes gefeiert. So Furchtbares der Taucher auch erlebt hatte und so nahe er dem entsetzlichen Tode gewesen war: er ist seines Geistes Herr geblieben und hat der „purpurnen Finsternis" und ihren Schrecknissen mit wachen Sinnen in das Auge geschaut. — Das Wagnis von neuem zu bestehen, hieße „die Götter versuchen", gälte es nur den Mut noch einmal zu bewähren; aber jetzt tritt die Liebe an die Stelle der Ehre und zu ihr der Preis, mit der Königstochter an die Seite des Herrschers gerückt und so auf einmal über all' die Ritter und Großen hinausgehoben zu werden, aus deren Mitte er, ein unbekannter Knappe, noch eben getreten. — So legen beide Gedichte, der Taucher von Schiller und der Fischer von Goethe, klar den Unterschied der Balladen und Romanzen an den Tag. Auch in der Behandlung tritt die Verschiedenheit beider Dichtungsgattungen hervor. Die Ballade verlangt, wie Goethe sagt, eine mysteriöse Behandlung, welche uns zwingt, in der Phantasie und Empfindung Zustände zu durchleben, denen wir mit unserer Bildung entwachsen sind, und die keine objektive, keine reale Wahrheit für uns haben. Dies wird insbesondere erreicht durch ein glückliches Ergreifen der Naturelemente, der Sprache und der Metrik, durch bildliche Worte, frappanten Rhythmus, wirksame Laut- und Tonverbindungen, welche die wunderbare, unserm Bewußtsein entfremdete Welt in der Anschauung schnell erstehen lassen und das Sensorium des Geistes in eine momentane Mitleidenschaft, in einen unmittelbaren Anteil an ihren Zuständen, Erscheinungen und Vorgängen versetzen.

Machen wir die Anwendung von dem eben Gesagten auf unsere Ballade! Schon das Versmaß mit seiner ruhigen, gleich-

mäßigen Hebung und Senkung paßt trefflich zu der sehnsüchtigen Wehmut des Fischers wie zu der sich gleichmäßig hebenden und senkenden Wellenbewegung des Wassers, die durch den Rhythmus der Phantasie mittelst des Ohres gleichsam vorstellig und gegenwärtig gemacht wird. Die oft wiederkehrende Halbierung der Verse durch die Cäsur ist dabei besonders wirksam.

Das Wasser rauscht' — das Wasser schwoll.
Und wie er sitzt — und wie er lauscht.
Sie sang zu ihm — sie sprach zu ihm.
Halb zog sie ihn — halb sank er hin.
Mit Menschenwitz — und Menschenlist.
Sie sprach zu ihm — sie sang zu ihm.

Der Parallelismus, welcher durch diese Halbierung der Verse entsteht, wird in seiner Wirkung noch erhöhet durch die übereinstimmende Wiederkehr desselben Wortes. Nicht minder trägt zur Nachahmung der äußeren Erscheinung die angemessene Wahl der Laute und ihre Verbindungen bei. So ahmt das öfter wiederkehrende sch, s, ss das Geräusch des fließenden Wassers nach. In den lieblichsten Tönen erklingen ferner die Worte, welche die lockende, einschmeichelnde Verführung des Weibes enthalten, wobei die Anhäufung des l, i und ei zu beachten ist.

Labt sich die liebe Sonne nicht —
Lockt dich der tiefe Himmel nicht —
Lockt dich dein eigen Angesicht. —

Wie dem r ein kräftiger, energischer, gleichsam männlicher Charakter innewohnt, so trägt das l einen gelinden, milden, gleichsam weiblichen Charakter an sich, insbesondere wenn es in Verbindung mit dem i und ei auftritt. Das i ist auch unter den Reimwörtern unseres Gedichts der vorherrschende Vokal, und so ist denn durch das ganze Gedicht hindurch Metrum und Sprache durchaus mannigfaltig und durchweg angemessen moduliert. Ganz abgesehen von dem Inhalte, wirkt das Gedicht schon durch seinen musikalischen Bau höchst effektvoll auf jeden Sinnbegabten. Kurz erzählt darüber in seinem Handbuche der poetischen Nationallitteratur; er habe einst einigen der deutschen Sprache unkundigen Ausländern das Gedicht vorgelesen, und diese hätten

aus dem unendlichen Reichtum an Wohlklang, den ihnen dieses Gedicht darbot, den Schluß gezogen, es sei in italienischer Sprache abgefaßt, und hätten selbst dann noch zweifelnd und im halben Unglauben den Kopf geschüttelt, als ihnen der Beweis seiner Nationalität geliefert worden war. Jedenfalls ist dies ein schlagender Beweis von der geheimnisvollen Wirkung, welche das Gedicht schon durch den Wohllaut seiner Sprache übt.

Auch ganz neue, höchst charakteristische Wortbildungen hat das Gedicht aufzuweisen, wie: wohlig, hervorrauschen, wellenatmend, feuchtverklärt.

Von Bürgers Lenore ist der Fischer in Ton, Form u. s. w. wesentlich verschieden. Am Ende der Lenore sehen wir nichts als Tod, Verwesung, Gericht und Grauen; am Schlusse des Fischers lächelt die uns in der Nixe verkörperte Naturgestalt noch ebenso freundlich und einschmeichelnd an wie zu Anfang. Goethe hat seinen Stoff fast spielend behandelt; Bürger dagegen hat die Balladenschauer ausführlich ausgemalt.*)

2. Der Sänger, von Uhland.

1. Ein edles Sängerpaar (Vater und Sohn), der eine im Schmucke greiser Locken, der andere noch in schönster Jugendblüte, pilgern nach dem Schlosse eines mächtigen, aber wegen seiner Tyrannei gefürchteten Königs, um dort ihre Lieder ertönen zu lassen. Der finstere Herrscher empfängt sie an der Seite seiner gefühlvollen Gemahlin, welche durch die Milde und Sanftmut ihres Wesens die Schrecken einflößenden Züge des Gatten noch mehr hervorhebt. Um das „steinerne Herz" des Königs zu rühren, bieten sie alle ihre Kunst auf. In echter Begeisterung singen beide ihre schönsten Lieder, deren Inhalt Freundschaft und Liebe, Freiheit und Männerwürde, kurz alles Schöne, was eines Menschen Brust erheben kann, umfaßt.

Die Wirkung bleibt nicht aus. Selbst die Höflinge, welche gleich ihrem Herrn sanfteren Regungen fremd sind, empfinden eine Ahnung des Göttlichen, vor allen aber wird die Königin

---

*) S. C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. I. S. 56—62.

tief ergriffen; Wehmut und Lust erfüllen ihr Herz; im Gefühl der Dankbarkeit nimmt sie die Rose von ihrer Brust und wirft sie den Sängern zum Lohne hin.

Nur der König bleibt kalt. Die Rührung, welche er an seiner Umgebung bemerkt, und die sanften Thränen seiner Gemahlin machen keinen erhebenden, bessernden Eindruck, sondern lassen es ihn erst recht empfinden, wie kalt und leer sein Herz, wie abgestumpft gegen alles Edlere es ist. Da ergreift ihn teuflische Wut, und in dem Augenblicke, in dem seine Gattin die Sänger mit dem Geschenke jener Rose lohnt, wirft er das Schwert in des Jünglings Brust, daß dieser blutend zu Boden sinkt.

Erschrocken zerstiebt der Höflinge Schwarm; der greise Vater jedoch setzt in stummem Schmerze den Sohn aufrecht aufs Roß und verläßt mit der Leiche die blutigen Hallen. Erst vor deren Pforten wird sein Schmerz laut. Da zerschellt er die Harfe an den Säulen des Portals und flucht den Gärten, dem Palaste, dem gekrönten Mörder. Fruchtlos solle sein Streben nach blutigem Ruhme, sein Name vergessen sein und kein Andenken von ihm der Nachwelt verbleiben. Der schreckliche Fluch ging in Erfüllung. Die Gärten und der Palast sind verschwunden; eine öde Haide trat an ihre Stelle, und des Königs blutbefleckter Name ging im Strome der Zeit unter.

2. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht zerfällt in vier Abteilungen.

Die erste Abteilung umfaßt die Strophen 1 und 2 und schildert die Macht und den Reichtum des Königs (Str. 1), jedoch auch seinen grausamen, finstern Charakter (Str. 2), wodurch eben das Folgende passend vorbereitet wird.

Die zweite Abteilung (Str. 3 und 4) schildert das Sängerpaar bei seinem Einzuge ins Schloß und macht in der Rede des Alten darauf aufmerksam, daß des Königs Menschenhaß und Tyrannei wohl bekannt sind. Hierdurch wird abermals die Wahl der Gesänge (Str. 7) motiviert, weil der wahre Künstler ergreifen, bessern will.

Die dritte Abteilung umfaßt die Strophen 5—9 und

schildert nicht bloß die Sänger in der Ausübung ihrer hohen Kunst, sondern auch die Persönlichkeit des Herrschers und seiner Gemahlin. Sie schildert ferner (Str. 8) die Wirkung des Gesanges auf die Herzen des besseren Teiles der Zuhörer und die Rührung der Königin, auf deren Erguß die schreckliche Katastrophe des Mordes (Str. 9) folgt.

Die vierte Abteilung (Str. 10—16) enthält neben der Erzählung dessen, was der Greis mit der Leiche des Ermordeten thut, besonders den Fluch, welcher nicht bloß den gekrönten Mörder, sondern auch das Schloß und dessen Umgebungen trifft. Die Schlußstrophen des Ganzen (Str. 15 und 16) schreiten, was ihren Inhalt anlangt, der Zeit voraus und melden kurz die Erfüllung des Fluches.

Sondert man die Erfüllung des Fluches von der vierten Abteilung ab, so erhält man folgende fünf Teile:

I. Das Schloß und der König. (Str. 1 und 2.)
II. Die Sänger. (Str. 3 und 4.)
III. Die Sänger im Palaste. (Str. 5—9.)
IV. Des Sängers Fluch. (Str. 10—14.)
V. Die Erfüllung des Fluches. (Str. 15 und 16.)

3. Grundgedanke.

Obwohl in diesem Gedichte die Macht des Gesanges auf die Höflingsschar, die Krieger und die Königin sich deutlich zeigt, so scheitert sie doch vollkommen an dem steinernen Herzen des Königs. Es kann daher nicht Absicht des Dichters gewesen sein, wie einige Ausleger meinen, in seinem Gedichte einen recht schlagenden Beweis von der unwiderstehlichen Macht des Gesanges geben zu wollen; vielmehr bezweckt er, wie Löw treffend bemerkt, „den Konflikt der idealen Weltanschauung und Lebensrichtung mit der selbstsüchtigen, der Idealität feindseligen“ zu zeigen.

4. Die Personen des Gedichts.

Handelnd treten in dem Gedicht vier Personen auf: Der König, seine Gemahlin und die beiden Sänger; die Höflingsschar und die Krieger verhalten sich passiv.

a) Der König liebt die äußere Pracht in höchstem Maße. Sein Schloß glänzt herrlich in weite Fernen und ist im Innern prachtvoll eingerichtet, mit hohen, weiten, von Säulen getragenen Sälen und anderen Prunkgemächern versehen. Rings um dasselbe finden sich die schönsten Gärten, erfüllt mit duftenden Blüten und kostbaren Springbrunnen. Der Pracht des Schlosses entspricht die Kleidung des Königs. Um ein schlichtes Sängerpaar zu hören, legt er den Purpurmantel an („blut'ger Nordlichtschein") und setzt sich auf den Thron, den die Herrscher in der Regel nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten benutzen.

Aus dieser Pracht blickt ein bleiches, finsteres, Furcht und Schrecken einflößendes Antlitz heraus, der Spiegel seiner finsteren Seele. Getrieben von Herrsch- und Habsucht hat er mit den Nachbarfürsten blutige Kriege geführt, sie in zahlreichen Schlachten besiegt und ihre Güter an sich gerissen. Neben sich noch jemand anzuerkennen, vermag er nicht.

Auch für seine Unterthanen hat er keine Liebe. Allen mißtraut er. Wer von ihnen es wagt, ein freies Wort zu reden, mit männlichem Mute seiner Willkür entgegenzutreten oder in irgend einer anderen Beziehung sein Mißfallen erregt, wird mit unerhörter Strenge behandelt; wenn es ihm nötig erscheint, sofort vernichtet. Sich zu beherrschen, ist er nicht im stande, liegt auch gar nicht in seiner Absicht. Sein ganzes Dichten und Trachten ist darauf gerichtet, Furcht und Schrecken um sich her zu verbreiten. Er öffnet den Mund nur, um zu strafen, schreibt nur, um Todesurteile zu vollziehen. Die Treue bricht er, so oft sie ihm unbequem ist, wäre sie auch mit den heiligsten Eiden beschworen worden.

Ein solches Gemüt kann natürlich auch keine Freude empfinden über das wahrhaft Schöne wie Musik und Poesie. Was andere entzündet und erhebt, läßt ihn kalt; ja er vermag nicht einmal zu begreifen, daß das Schöne und Erhabene einen Menschen ganz ergreifen, daß Lieder im stande sind, alle Gefühle zu erregen, die Wehmut und die Lust.

Der König ist das vollendete Bild eines gefühllosen, leidenschaftlichen und grausamen Despoten.

b) Die Königin ist in ihrer ganzen Erscheinung das Gegenteil von ihrem Gemahl, weshalb der Dichter ihren Blick mit dem milden, sanften Lichte des Mondes vergleicht. Die Pracht und Herrlichkeit, welche ihr geboten wird, befriedigt sie nicht; ihr Sinn ist auf das Edle und Schöne gerichtet und findet nur darin wahrhafte Befriedigung. Musik und Poesie, die zum Herzen sprechen, erregen ihre Gefühle lebhaft und gelten ihr mehr als alle Kostbarkeiten. Darum drückt sie ihre Dankbarkeit für den Hochgenuß, den ihr das edle Sängerpaar bereitet hat, auch nicht durch Gold und Silber aus, sondern durch das Herrlichste, was ihr zarter Sinn in der Natur als Symbol des Liebwertesten hat auffinden lassen — „sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust".

c) Die beiden Sänger haben sich ganz dem Schönen, dem Idealen gewidmet. Sie wollen es aber nicht bloß für sich genießen, sondern auch andere damit erfreuen und dafür gewinnen. Das Reich des Idealen zu erweitern, ist ihr schöner Beruf. Der Jüngling besitzt eine herrliche Stimme; seine Lieder trägt er mit Begeisterung vor und versetzt darum auch die empfänglichen Zuhörer in die gewünschte Stimmung. Der Greis ist des Jünglings erfahrener Meister, wie man aus seinen an denselben gerichteten Aufforderungen ersieht. Das Saitenspiel wie den Gesang beherrscht er vollständig. Sein Blick zeugt von tiefem Ernst und männlicher Entschlossenheit. Mit aller Kraft strebt er, dem Ideellen Raum in der Wirklichkeit zu verschaffen. Er scheut in diesem Dienste weder Mühe noch Gefahr. Als er alle Kunst und Anstrengung an der Leidenschaft und dem Egoismus des despotischen Königs scheitern sieht, da erfaßt ihn der Unmut. In heiligem Eifer für sein edles Werk verflucht er den „verruchten Mörder", den „Fluch des Sängertums", mit allen Werken seiner Herrschergier, mit allem, was an ihn erinnern könnte. Der Tod des edlen, hoffnungsvollen Jünglings hat ihn so ergriffen, daß er Musik und Poesie für immer aufgiebt.

d) Die Höflingsschar besteht aus einer Gesellschaft von feilen Sklavenseelen, in denen sich nicht eine Spur von höherem, edlerem Streben findet. Sie scheinen die eintretenden Sänger

mit spöttischem Blick gemustert zu haben. Der Gesang verfehlt aber seine Wirkung nicht ganz auf sie. Wirklich ergriffen werden sie zwar nicht, weil ihnen solche Empfindungen gar zu fremd sind; aber sie verlernen doch den Spott, wagen es nicht mehr, sich schamlos in ihrer ganzen Gemeinheit zu zeigen.

e) Die Krieger des Königs stehen etwas höher. Ihr rauhes Handwerk hat ihnen eine gewisse mannhafte Selbständigkeit und Kraft im Denken und Fühlen gelassen, und wenn auch ihr Herz zu tieferen, milderen Erregungen nicht kommt, so werden sie doch hingerissen von der göttlichen Gewalt, die in des Liedes Zauber sich verkündet; sie haben noch einen natürlichen Sinn für Freiheit, Männerwürde, für Treu' und Heiligkeit; darum legen sie ihren Trotz ab und „beugen sich vor Gott".

5. Darstellungsweise.

Nach dem Urteil aller Kenner wahrer Poesie gehört dies Gedicht zu den vorzüglichsten, die wir in dieser Gattung besitzen. So oft man dasselbe auch liest, immer freut man sich seiner von neuem. Es geht uns damit gerade wie mit schönen Melodien, die man auch unzählige Male wiederholen kann, ehe das Gefühl ihren Zauber erschöpft. Der Grund hiervon liegt weder allein in der Wahl des Stoffes, noch allein in der Behandlungsweise, der Sprache und dem Strophenbau, sondern darin, daß dies alles meisterhaft und harmonisch zu einem Ganzen, man könnte sagen, zu einem schönen Organismus verbunden ist.

a) Die Thatsachen des Gedichts sind sämtlich in ruhiger epischer Folge vor unseren Augen entrollt und so glücklich gewählt und so geschickt behandelt, daß sie sich ganz von selbst zu Bildern gestalten, die von einem geistreichen Maler ohne große Schwierigkeit in ansprechenden Gemälden dargestellt werden könnten. Alles ist anschaulich; nicht bloß die einzelnen Personen treten in sicherer Individualität hervor, auch die Scenerie ist zu einem sichern und festen Bilde gestaltet, ungeachtet dazu verhältnismäßig nur wenig Worte oder Zeilen verwendet sind. Hauptursache des Gelingens ist die überaus glückliche Anwendung des Kontrastes und die geschickte Zusammenstellung verschieden-

artiger Erscheinungen, z. B. in Str. 1, 3, 5, 6, 7 u. a. m. Die ansprechende, den raschen Gang des Ganzen fördernde Kürze ist vorzüglich dadurch erreicht worden, daß alle unwesentlichen Mittelglieder in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten weggeblieben sind, ohne dadurch der Verständlichkeit auch nur im entferntesten Eintrag zu thun.

b) Der Satzbau unseres Gedichtes ist äußerst einfach und übersichtlich, wie wir das bei allen Uhlandschen Poesien gefunden haben. Die Sprache der Poesie nähert sich dadurch der Sprache des ungebildeten Volkes; beide verschmähen verwickelte Satzgefüge, ziehen also die Beiordnung der Gedanken der Unterordnung derselben vor. Die Gründe für diese Erscheinung sind beim Volke und Dichter natürlich nicht dieselben. Das ungebildete Volk spricht in nebengeordneten Hauptsätzen, weil es vermöge seines ungeübten Verstandes, seiner mangelhaften Erkenntnis nicht fähig ist, die oft feinen und komplizierten Beziehungen, welche mehrere Summen von Vorstellungen zu einander haben, aufzufassen und sprachrichtig wiederzugeben. Im Dichter ist die Thätigkeit der Phantasie und der Empfindung in dem Maße vorherrschend, daß die Verstandesthätigkeit zurückgedrängt wird. Was also beim Ungebildeten Folge eines Mangels ist, entsteht beim Dichter aus einseitiger Geistesthätigkeit.

Unbemerkt darf hierbei aber nicht bleiben, daß Balladen und Rhapsodien, die meistens durch die ihnen zu Grunde liegenden Sagen im Volksleben wurzeln, an und für sich schon eine einfachere Darstellung fordern, daß also jeder mit Bewußtsein arbeitende Dichter auch dieserhalb Einfachheit der Darstellung anstreben wird und muß.

c) Der epischen Ruhe, mit welcher die Begebenheiten des Gedichts fortschreiten, entspricht der gewählte Strophenbau ganz vortrefflich. Jede Strophe besteht aus vier Versen, jeder Vers aus sechs Hebungen. Nach der dritten Hebung folgt eine überzählige Silbe und nach dieser eine Cäsur. Wegen der großen Ähnlichkeit dieser Strophe mit der Nibelungenstrophe wird sie die neue Nibelungenstrophe genannt.

d) An dem Reime dieses Gedichtes ist auch nicht das

Geringste zu tadeln. Er ist allenthalben vollkommen rein und echt, großenteils neu, reich an mannigfachem Lautwechsel, aus vollen, gewichtigen Klängen bestehend, und worauf besonders zu achten ist, von ausgezeichneter relativer Schönheit. Welche Bezeichnungskraft liegt z. B. in den Reimen: Meer, hehr (Str. 1); Wut, Blut (Str. 2); wundervoll, schwoll (Str. 6); durchdringt, springt (Str. 9); zerschellt, gellt (Str. 11); Schritt, Tritt (Str. 12).

e) Hohe relative Schönheit, Angemessenheit der Sprachlaute zum dargestellten Gegenstand findet sich aber in dieser Ballade (Rhapsodie) nicht bloß im Reime, sondern durch die ganze Darstellung. Leider sind wir hier noch in dem Falle, an das Gefühl eines jeden Lesers appellieren zu müssen, statt die Befolgung fester Regeln nachzuweisen. Die Versuche, die mannigfache bezeichnende Kraft der verschiedenen Sprachelemente auf feste Gesetze zurückzuführen, sind bis jetzt ohne entschiedenen Erfolg geblieben. Die wirkliche Existenz bezeichnender Kraft in dem rein materiellen Teil der Sprache kann indes keinem zweifelhaft bleiben, der Verse, wie die folgenden, mit Aufmerksamkeit liest:

Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.
Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit.
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt.
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt.
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

Aber auch an absolutem Wohllaut ist die Sprache der hier in Rede stehenden Ballade (Rhapsodie) reich. Alles, was dieser verlangt, steten Wechsel der Vokale, das Vorherrschen der vollen, klangreichen Vokale a, o, u, ä vor dem farblosen, schwachen e und dem dünnen i, wohllautende Consonantenverbindungen finden wir überall, wo nicht relative Schönheit eine Abweichung von diesen Gesetzen motiviert. (Viehoff, Ausgewählte Stücke, I. S. 259 und Lüben Bd. III.)

Anmerkung. Reichlichen Stoff zu solchen Arbeiten bietet die Klassen- und Privatlektüre. Die mündliche Besprechung

muß deshalb hierbei das Beste thun, und wir begnügen uns daher mit einigen Andeutungen.

§ 19.

III. Dispositionen.

1. Die Tanne.

Siehe Freiligraths Gedichte. Wohlf. Ausgabe. 2. Aufl. S. 129. Hopf und Paulsieks Lesebuch. Teil für Quarta.)

1. Das Gedicht zerfällt in zwei Teile; der erste behandelt die Tanne im Forste, der zweite ihre Reise als Mast auf dem Meere.

A. Die Tanne im Forst:
- a) Standort, ihre Wurzeln, ihre Nadelkissen;
- b) das Waldleben (die Sonne, der Berggeist, die Gespräche der Vögel und Bäche, der Haushalt der wilden Tiere);
- c) Preis der Tanne.

B. Die Tanne als Mastbaum einer Fregatte:
- a) ihr Zustand;
- b) ihre Klage;
- c) ihre Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen.

2. Grundgedanke. Die Heimat mit ihren schönsten Jugenderinnerungen läßt sich in der Fremde auch in der buntesten Mannigfaltigkeit nicht ersetzen.

3. Darstellung:
- a) Die Sprache ist kräftig und lebhaft;
- b) die Strophen sind für die gedrängte Darstellung passend gewählt;
- c) es finden sich im Gedichte sinnvolle Anschauungen und treffende Vergleiche, doch sind
- d) mehrere Strophen (vergl. 4 und 5, 7 bis 9) gegen die Regel nur durch Kommata getrennt, weil sich einzelne Bilder nicht in den engen Raum einer Strophe zusammendrängen ließen.

2. Das Schloß Boncourt.

1. Über Ad. v. Chamissos Lebensgang. (Vergl. Naumanns Einführung in die deutsche Litteratur und Dichtung. S. 129 f.)

2. Inwiefern ist er eine sehr merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Litteratur?

3. Inhalt und Gedankengang des vorliegenden Gedichts.

4. Die hohe und edle Sinnesart, welche Chamisso in diesem Gedicht bekundet.

3. Sprüche des Konfucius.

Von Dr. W. Tobien.

Der erste Spruch, die Zeit betreffend, ist wahrscheinlich auf einen Weisheitsspruch des Konfucius (Kong=fu=tse), eines chinesischen Weisen und Gesetzgebers (der ums Jahr 500 v. Chr. lebte) zurückzuführen; der zweite Spruch, der von den drei Dimensionen des Raumes handelt, muß wohl für Schillers Eigentum gehalten werden. — 1. Der erste Spruch zerfällt in drei Teile, der erste Teil hat zum Thema den Ausspruch: „Dreifach ist der Schritt der Zeit", d. h. die Zeit scheint dem Menschen nicht immer mit gleicher Schnelligkeit fortzuschreiten. Daß dies wirklich nur Schein ist, lehrt die einfache Erwägung, daß eine Stunde so lang ist wie die andere. Der Schritt der Zukunft erscheint uns als ein „zögernder", und so hört man oft sagen, daß zehn Jahre, die noch in der Zukunft liegen, eine sehr lange Zeit sind, während zehn Jahre, welche an uns vorübergegangen sind, als ein viel kürzerer Zeitraum erscheinen. „Das Jetzt," d. h. die Gegenwart, scheint „pfeilschnell" an uns vorüberzufliegen; das Jetzt ist eigentlich nur ein einziger Augenblick, und indem derselbe sofort dem nächsten Augenblicke Platz macht, scheint er mit der Schnelligkeit eines Pfeiles, den wir in seinem Fluge nicht festhalten können, an uns vorüberzugehen. Dagegen erscheint die Vergangenheit uns als „stillstehend".

In dem zweiten Teile unseres Spruches wird der Gedanke ausgesprochen, daß der Mensch nicht die Macht hat, an

jenem scheinbaren dreifachen Schritte der Zeit etwas zu ändern. Vergebens versuchen wir den Schritt der Zeit, wenn sie verweilt, d. h. den Schritt der Zukunft zu „beflügeln" (zu beschleunigen); zu einem solchen Versuch treibt uns unsere „Ungeduld", sobald wir von der Zukunft Glück, Belehrung, Aufschluß oder die Befreiung von Not und Sorge erwarten. Vergebens wünschen wir, den „enteilenden" Augenblick der Gegenwart zurückhalten zu können, wenn entweder „Furcht" vor einem herannahenden Übel uns bewegt oder wenn wir schnell einen Entschluß fassen sollen und nun über unseren „Zweifeln" und Bedenken die Gegenwart und mit ihr die Bedenkzeit unaufhaltsam uns entflieht. Vergebens beschwören wir die Vergangenheit, noch einmal wiederzukehren, wenn „Reue" über das, was wir gethan oder über das, was wir versäumt haben, unser Herz ergreift; „keine Reu', kein Zaubersegen (d. h. keine Beschwörung) kann die Stehende bewegen".

Es folgt der dritte Teil des Spruches; in diesem Teile werden wir darüber belehrt, wie wir uns gegenüber dem dreifachen Schritte der Zeit zu verhalten haben, wenn wir „beglückt und weise des Lebens Reise endigen" wollen. „Nimm die Zögernde (die Zukunft) zum Rat," d. h. denke bei allem, was du thust, an die Zukunft, bedenke immer den möglichen Erfolg deines Handelns. („Was du thust, bedenke das Ende!" Jes. Sir. 7, 40). Nimm aber die Zukunft „nicht zum Werkzeug deiner That", d. h. verlange nicht, daß die Zukunft mit ihren Möglichkeiten, Zufälligkeiten u. s. w. dir helfe bei der Ausführung deiner Pläne, daß dieselbe als ein bequemes, hilfreiches Werkzeug für dich arbeite, — baue nicht in träger Ruhe zu fest darauf, daß die Zukunft dir alle die Hilfsmittel darbieten werde, welche du nach deiner Berechnung und Vermutung von ihr erwartest oder erhoffest. (Aus diesen Anweisungen ergiebt sich auch die richtige Auffassung des Sprichwortes: „Kommt Zeit, kommt Rat". Vgl. auch Horaz, Oden 1. 11, 8: „Carpe diem quam minimum credula potero"). — „Wähle nicht die Fliehende (die Gegenwart) zum Freund": Gieb dich nicht zu sehr an den gegenwärtigen Augenblick und an seine Freuden

hin, — denn dieser „Freund“ (der angenehme Augenblick der Gegenwart) verläßt dich bald — sondern benutze weise die Gegenwart, damit nicht „die Bleibende“ (die Vergangenheit) dein „Feind“ werde, der dich anklagt wegen deiner Versäumnisse und deiner Fehltritte in den einzelnen Augenblicken der zu weiser Benutzung dir geschenkten „fliehenden“ Zeit.

2. Der zweite Spruch zerfällt in drei Teile. Der erste Teil beschreibt die drei Dimensionen des Raumes, in denen alles Körperliche sich ausdehnt und sich uns darstellt, und nach denen alles Körperliche gemessen werden kann. Hier findet sich statt des gewöhnlichen Ausdrucks „Höhe“ die Bezeichnung „Tiefe“, welche ja aber mit jener identisch ist, — und zwar wählte Schiller diesen Ausdruck, weil an denselben die nachfolgenden Betrachtungen und Lehren besser sich anschließen, welche der zweite Teil des Spruches enthält. Die drei Dimensionen werden als „Bild“, d. h. als Vorbild für uns bezeichnet: Unser Streben soll sich nach drei Dimensionen entfalten. „Rastlos vorwärts mußt du streben“ (so wie die Länge rastlos fortstrebt) — d. h. du mußt dem von dir ins Auge gefaßten Ziele ohne Rast (ohne dir träge Ruhe zu vergönnen) zustreben, du mußt auf diesem Wege „nie ermüdet stille stehen“. Aber du mußt daneben auch „ins Breite dich entfalten, soll sich dir die Welt gestalten“ — d. h. soll in deinem Geiste sich ein möglichst richtiges und vollständiges Bild der Welt, der Dinge um dich her und der Dinge in dir gestalten: so mußt du, während du vorwärts strebst, auch nach rechts und links dich umsehen, die Erscheinungen, welche zu beiden Seiten des von dir verfolgten Weges liegen, ins Auge fassen, deinen Gesichtskreis mehr und mehr erweitern; sonst wird dein Streben ein mangelhaftes, deine Bildung eine einseitige und dürftige werden; mit Recht aber stellt man an jeden Menschen, welchem Stande er auch angehöre, die Forderung, daß er nicht nur auf dem von ihm zurückgelegten Wege der Berufsbildung wohl bewandert sei, sondern daß er auch sonst in der Welt sich umgesehen habe. — Wie man nun bei dem Streben nach vorwärts (in die Länge) nicht

die Entfaltung ins Breite vergessen darf, so darf doch neben dieser Entfaltung ins Breite auch das Eindringen in die Tiefe nicht unterbleiben: „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen.“ Das Wesen der Dinge, der rechte Gehalt und Wert derselben, liegt nicht immer klar zu Tage, ist nicht immer an der Oberfläche zu erkennen. Was nun der Dichter hier fordert, wird man leicht erkennen, wenn man folgende in unserer Sprache gebräuchliche Ausdrücke einander gegenüberstellt: Ein gründlicher Mensch — ein flacher, oberflächlicher Mensch; gründliche, tiefe, eingehende Studien — oberflächliche Studien; tiefe Einsicht — oberflächliche Ansicht u. s. w. Vgl. „das Ideal und das Leben“ Str. 8: „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.“ — Daß nun aber bei einer zu bedeutenden Entfaltung in die Breite es nicht möglich ist, auf allen Punkten bis zu der erwünschten Tiefe vorzudringen, sagt der Dichter in seinem Gedicht „Breite und Tiefe“, auf dessen Erklärung hier hinzuweisen ist.

Der dritte Teil unseres Gedichts hebt noch einmal die Vorzüge des Strebens nach dem Vorbilde einer jeden der drei Dimensionen hervor. „Nur Beharrung (beharrliches, rastloses Vorwärtsstreben) führt zum Ziele;“ „nur die Fülle führt zur Klarheit“, d. h. nur derjenige, der durch Entfaltung in die Breite eine Fülle von Anschauungen und Kenntnissen sich erworben hat, wird über das Wesen und den Wert vieler Dinge, selbst vieler in seinem Berufskreise liegenden Dinge, mit größerer Klarheit und Sicherheit urteilen als derjenige, der eben nur einseitig sich bildete (s. oben), nur in die Länge strebte und daher nur einen engen Gesichtskreis besitzt, nur einen kleinen Kreis von Dingen übersieht; nur derjenige, der eine Übersicht über das Ganze sich erworben hat, wird auch das Einzelne immer richtig auffassen. — Das Gedicht schließt bedeutungsvoll und nachdrücklich mit einer Hinweisung auf die Notwendigkeit eines gründlichen, zur Tiefe dringenden Strebens: „Im Abgrund wohnt die Wahrheit“.

4. Breite und Tiefe.

Dieses Gedicht schließt sich in Hinsicht der Idee, wie oben bemerkt wurde, an das vorhergehende an. — St. 1. „Es glänzen viele in der Welt" durch ihre sehr ausgebreiteten, aber nicht tiefbegründeten Kenntnisse; sie wissen am besten zu berichten von dem, was „reizet" und „gefällt", d. h. von dem, was leicht ins Auge fällt und durch äußeren Schimmer besticht; sie „glänzen", indem sie viele Bewunderer finden, und wenn man sie „hört reden laut", d. h. wenn sie mit einer gewissen Anmaßung, mit großem Selbstbewußtsein reden, so möchte man glauben, daß sie die „Braut", d. h. die von vielen mit mehr oder weniger Glück umworbene und begehrte Wahrheit erobert und sich zu eigen gemacht hätten. Str. 2. „Doch gehen sie aus der Welt ganz still", d. h. ihr Scheiden aus der Welt wird kaum in dem Kreise ihrer Bewunderer, nicht aber in weiteren Kreisen bemerkt und gefühlt — und sie hinterlassen, nachdem sie geschieden sind, kein bleibendes Andenken ihres Daseins, — „ihr Leben war verloren", weil sie nichts Tüchtiges, Dauerndes während ihres Lebens hervorgebracht haben. Wer daher „etwas Treffliches leisten will" und „gerne was Großes geboren", d. h. hervorgebracht hätte, der möge jene Leute mit ihrer oberflächlichen Entfaltung in die Breite, mit ihrer oberflächlichen Vielwisserei nicht zum Vorbild nehmen, sondern durch Vertiefung seines Strebens und durch Concentrierung seiner Kräfte „die höchste Kraft" auf den „kleinsten Punkt" wirken lassen, um auf diesem einen Punkt etwas Gründliches, Tüchtiges zu leisten. — Str. 3. Die letzte Strophe enthält ein Bild des vorher Ausgesprochenen. Es werden die ins Breite sich entfaltenden, üppig prangenden, aber keine Frucht bringenden Blätter eines Baumes (das Bild jener oben geschilderten Menschen) gegenübergestellt dem unscheinbaren Kern; da in dem Kern einer Baumfrucht „im schmalen (engen) Raum" die Keime eines Baumes liegen, welcher unter günstigen Umständen sich aus demselben entwickeln kann, so sagt der Dichter mit Recht von dem Kern, indem er denselben mit den zur Tiefe

strebenden und auf einen Punkt ihre höchste Kraft concentrierenden Menschen vergleicht: „Der Kern allein im schmalen Raum verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.“

5. Hektors Abschied.

1. Schillers Quelle war die Ilias VI, 395 ff.

2. In der Iliade zürnt Achilles noch und nimmt an dem Kampfe keinen Anteil. Patroklus ist noch nicht gefallen. Schiller verlegt die Trennung der Gatten in eine spätere, gefahrvollere Zeit, um dem Abschied um so mehr Gewicht zu geben.

3. Inhaltsangabe dieses Gedichts.

4. Die Personen, die uns in demselben vorgeführt werden:

A. Andromache: Treue Liebe zu ihrem Gatten, Wehmut über den Abschied. Versuche, ihn zurückzuhalten.

B. Hektor: ein vollkommener Held, voll Vaterlandsliebe, läßt sich nicht durch Gatten- und Kindesliebe von seinem Patriotismus abbringen. Bei Schiller erscheint er mehr als mittelalterlicher Ritter als wie ein homerischer Held.

5. Grundgedanke.

6. Darstellung. Das Gedicht stammt schon aus dem Jahre 1780 und fand sich zuerst in der 2. Scene des II. Aktes in den „Räubern“. Es zeigt sich an der verbesserten Form die feilende Hand des Dichters.

Anmerkung. Zahlreiche andere Gedichte bieten passende Stoffe zu Erläuterungen dar; die Arbeiten lehnen sich am besten an die Besprechung derselben in der Klasse an.

Zweiter Abschnitt.

Entwicklungen als die beste Form für zu bearbeitende Sprichwörter.

§ 20.

I. Regeln über die Sprichwörter.

I. Von der Entstehung und Definition der Sprichwörter.

1. Sprichwörter sind zunächst Aussprüche einzelner gewesen, die ein Ereignis deutlich erkannten, die Wahrheit desselben richtig herauslasen und dieselbe kurz und bündig aussprachen. Anderen, die das Wort vernahmen, leuchtete auch das demselben anhaftende Wahre ein und sie sprachen es deshalb bei ähnlichen Anlässen nach. So wurde das Wort — ein Sprichwort.

2. Ein Sprichwort (proverbium) ist also ein kurzer Denkspruch, der in der Leute Mund fortlebt, meist eine Lehre der Sittlichkeit oder Lebensklugheit enthält und von vielen in einerlei Verständnis genommen wird.

3. Oft ist ein Sprichwort aus einer Sprache in die andere übergegangen. Man vergleiche: *κακου κορακος κακον ωον* — mali corvi, malum ovum — böse Raben, böse Eier.[1]

II. Wert der Sprichwörter.

1. Oft trifft ein Sprichwort, wie ein elektrischer Schlag die geschlossene Reihe Verbundener, die Gemüter mit seiner Wahrheit. Deshalb sind viele Sprichwörter als Gefäße anzusehen, in denen eine tiefe Wahrheit verborgen ist.

2. Alle Wahrheit ist entweder eine allgemeine, unbedingte (absolute), ewige oder eine zufällige, bedingte (relative), zeitliche. Danach ist auch der Wert der Sprichwörter ein verschiedener. Nur wenn die in demselben ausgedrückte Behauptung, Forderung, Warnung u. s. w. den Gesetzen der Religion, Tugend und Natur ganz entsprechend ist, ist dem Sprichwort blindlings zu trauen.

3. Eine absolute Wahrheit enthält das Sprichwort: Den Guten regiert Gott, den Bösen seine Begierde. (Bono viro Deux lex est, malo cupiditas), eine relative Wahrheit enthält das Sprichwort: „Eile mit Weile!“ (Festina lente!)

4. Das Vorausgeschickte lehrt, daß also der Wahrheitsgehalt der Sprichwörter ein sehr verschiedener sein muß. Denn dieselben können entweder nur Meinungen und Ansichten einzelner aussprechen, die sich auf besondere Stände, Lebens- oder Zeitalter oder besondere Charaktere und Völker beziehen, oder es sind Aussprüche der Klugheit, nicht Grundsätze der Weisheit, der wahren Vernunft und Sittlichkeit, z. B.

Eine Hand wäscht die andere.
Jeder ist sich selbst der nächste.
Leben und leben lassen.
Wer unter den Wölfen ist, muß mit heulen.
Wurst wider Wurst u. a.

5. Viele Sprichwörter können aber auch eine allgemein gültige, objektive Wahrheit enthalten und sind dann Sätze der praktischen Erfahrung, Vernunftsätze, Schlußsätze des logischen Denkens.

6. Aus dem allen ergiebt sich, daß bei dem Gebrauch der Sprichwörter große Vorsicht nötig ist, zumal die Gewohnheit, sie gern im Munde zu führen, leicht die Prüfung unterläßt; besonders vermenge man nicht den Lauf der Welt mit der Pflicht, Klugheitslehren mit Tugendlehren, Scherz und Humor mit strenger Wahrheit, Allgemeinheit des Sinnes mit Allgemeinheit der Anwendung.

III. Das Gepräge der deutschen Sprichwörter.

1. Unsere deutschen Sprichwörter richten sich weniger sogleich an den Verstand, als daß sie die abstrakte (unsinnliche) Wahrheit in eine sinnliche Hülle kleiden. Die darin liegende Wahrheit gleicht dann der Seele, das Bild dem Leibe oder einer Schale. Z. B.: Wer in das Feuer bläst, dem fliegen die Funken in die Augen = wer fremde Leidenschaften erregt, schadet sich selbst.

2. Am liebsten zeigt unser Sprichwort das Allgemeine im Besondern, wodurch es leichter in Umlauf zu bringen war. Z. B.: Hechtenzünglein, Barbenmäulein bringen den Reiter um sein Gäulein = Wohlleben macht arm. (Man brachte die Sinnigkeit des Ausdrucks, daß gerade ein Ritter als solcher gedacht wird, der an den Bettelstab gebracht wird. Leicht konnte sich eine Thatsache in diesem Sprichwort verewigen.)

3. Das deutsche Sprichwort liebt auch gerne den Reim, um sich dem Gedächtnis besser einzuprägen, z. B. Borgen macht Sorgen.

4. Ferner liebt es ungewohnte Ausdrücke, z. B. Zeit ist Schickelmann — und verbindet mit der Kürze und Einfachheit doch gerne Reichtum und Mannigfaltigkeit des Gedankens, z. B.

Viele Tröpflein machen Wasser.
Viele Reglein machen auch naß.
Viele Birnlein machen einen Haufen.

5. Die deutschen Sprichwörter (S. Kehrein S. 217 bis 219) sind treffliche Naturphilosophen.

1) Sie haben die Natur in ihrer Macht und Kraft erkannt:

Die Elster läßt ihr Hüpfen nicht.
Die Eule heckt keinen Falken.
Salz kann nichts denn salzen.
Es krümmt sich bald, was ein Haken werden will.
Für den Tod ist kein Kraut gewachsen.
Die Natur muß den ersten Stein legen.

2) Sie kennen Ursache und Wirkung der Dinge:

Wie das Garn, so das Tuch.
Jede Freude hat ein Leid auf dem Rücken.
Wer nicht gerne arbeitet, hat bald Feierabend gemacht.
Wenn ein Topf den andern stößt, so brechen beide.
Wer Feuer haben will, muß den Rauch leiden.

3) Sie wissen gar richtig die Folgen der Dinge:

Gute Tage stehlen das Herz.
Stehende Wasser werden endlich faul und stinkend.
Der Mund ist des Bauches Henker.
Zu viel zerreißt den Sack.

6. Die deutschen Sprichwörter sind gute Anthropologen (Menschenkenner).

Sie charakterisieren:

1) den Menschen nach dem Leben.

Kühner Mut, der beste Harnisch.
Wenn ein Freund bittet, da ist kein morgen.
Das Werk lobt den Meister.
Es hat jeder Mensch sein Aber.
Nach der That versteht auch der Narr den Rat.
Wer viel schwatzt, lügt viel.
Die viel anfangen, enden wenig.

2) Die Neigungen und Leidenschaften und ihre Quellen.

Verboten Obst ist süß.
Neu Liedlein singt man gern.
Der Wein ist ein Wahrsager.
Einem armen Manne mangelt viel, einem Geizigen alles.
Wer im Zorn handelt, geht in Sturm unter Segel.
Die Hoffart mißt sich nach der langen Elle.
Die Katze hat's gerne, wenn man sie streichelt.
Die Laster stehlen der Tugend ihre Kleider.

3) Mancherlei Zustände des Menschen.

Es beißt kein Wolf den andern.
Die Not bricht Eisen.
Argwohn betrügt den Mann.

4) Sie erraten das Innere aus dem Äußern.

Das Angesicht verrät den Mann.
Gebrauchter Schlüssel ist immer blank.
Dem Schuldigen wackelt das Mäntlein.

5) Sie kennen den Wert der menschlichen Dinge.

Siegen kommt nicht vom Liegen.
Gebrannt' Kind fürchtet das Feuer.
Guter Name ist ein reiches Erbteil.
Es fällt kein Gelehrter vom Himmel.
Wer Kopf hat, der hat ein Ehrenamt.
Morgenstund hat Gold im Mund.

6) Sie kennen die Leute nach Alter und Vermögen.

Die größten Bäume im Lande waren einmal schwache Reislein.
Jung' und Weise sitzen nicht auf einem Stuhl.

Jungen Rindern wachsen Hörner.
Das Alter schleicht dem Menschen auf dem Fuße nach.
Das Alter gehört in den Rat.
Keusche Jugend, Lebensbalsam des Alters.
Armut, der Künste Mutter.
Es ist nichts Stolzeres als eine volle Tasche.

7) Die deutschen Sprichwörter sind treffliche Religionslehrer.

a) Sie setzen Gott und Religion oben an.

Alles mit Gott.
Gott läßt sich allenthalb finden.

b) Sie finden alles in Gott.

Bei Gott ist Rat und That.
Gott versüßet den Wasserkrug und würzet den Haberbrei.

c) Sie verkünden Gottes Allwissenheit, Allmacht.

Gott sieht in das Herz, der Mensch auf das Auge.
Wider Gott hilft keine Macht.
Gottes Rechnung fehlt nicht.

d) Sie predigen einen gütigen, heiligen, gerechten Gott.

Wo Einigkeit ist, da wohnt Gott.
Gott begegnet dir überall, wenn du ihn grüßen möchtest.
Gott bleibt nicht aus, wenn er gleich verzieht.

e) Sie verbannen durch Religion alle unnütze Sorge und Furcht.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.
Der alte Gott lebt noch.
Gott giebt nicht mehr Frost als Kleider.
Bist du in Gott, so fürchte keine Not.
Die Hoffnung ist unser, der Ausgang Gottes.

f) Sie lehren uns, aus Religion Gutes thun und Böses meiden.

Frommer Mann hilft, wo er kann.
Trink und iß, Gottes nicht vergiß!
Trink und iß, des Armen nicht vergiß!

g) Sie setzen die wahre Andacht obenan.

Lang Mundwerk, schlechter Gottesdienst.
Das Gebet will das Herz ganz und allein haben.
Des Demütigen Gebet geht durch den Himmel.

IV. Vorübungen zu Aufsätzen über Sprichwörter.

1. Man übe sich, Sprichwörter in allgemein verständlicher Weise anders auszudrücken. Z. B. Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten = Schon in der Jugend zeigt es sich, was aus einem Menschen werden wird; oder: Die Richtung, nach welcher sich jemand in den reiferen Jahren auszeichnet, macht sich schon früh bemerkbar.

2. Man versuche, Sprichwörter zu erklären und zu umschreiben. Z. B. Traue, schaue, wem! = Dieses Sprichwort fordert uns auf, im Umgang mit Menschen die rechte Vorsicht anzuwenden. Ehe wir jemand unser Vertrauen schenken, sollen wir erst den Charakter desselben prüfen.

3. Man suche Sprichwörter durch eine erfundene Erzählung zu erläutern. Z. B. Er kommt vom Pferd auf den Esel = Der Besitzer eines Gutes ergiebt sich dem Spiel, er gerät in Schulden, verkauft erst Ländereien, dann seine Gebäude und zieht in einen kleinen Bauernhof. Da sagten die Leute von ihm: „Er ist vom Pferd auf den Esel gekommen."

§ 21.

Regeln über die Entwicklungen.

1. Unter Entwicklung verstehen wir die Behandlung solcher Themata, deren Inhalt eine Wahrheit oder Idee von allgemeinem Interesse ist oder die in der Form von Sprichwörtern oder Sentenzen ausgedrückt sind.

2. Aufgabe der Entwicklungen ist:
   a) den Gedanken allseitig zu entfalten, zu erläutern und zu beleben,
   b) zu begründen,
   c) ihn fruchtbar zu machen.

3. Sie unterscheidet sich von der Chrie (die acht gleichmäßige Teile hat), und von der Abhandlung, in welcher die Beweisführung allein der Hauptteil ist.

4. Vorteile der Entwicklungen sind, daß sie, „gewissermaßen Variationen über ein und dasselbe Thema" oder das Zweig- und Laubwerk zu einem Stamme,

a) den ganzen geistigen Menschen in Anspruch nehmen,
b) der Stoff den innern Gehalt des Schreibenden zeigt,
c) der Stoff zu einem Reichtum der Darstellung zwingt.

5. Schema. I. Exordium (Einleitung).

II. Entwicklung oder Ausführung.
1) Erklärung (expositio).
A. Wort- und Sacherklärung (definitio).
B. Unterscheidung von dem Ähnlichen und dem Gegenteil (distinctio).
C. Zerlegung in das Einzelne (divisio).
2) Prüfung der Behauptung.
3) Begründung (causae sive argumentatio).
A. Abstrakte Beweisführung (innere oder Vernunftgründe).
B. Konkrete Beweisführung (exempla, testimonia).
4) Schluß (Epilogus).

§ 22.

II. Musterbeispiele.*)

1. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Sehe ich zur Zeit, da das Obst reift unter einem Baume hie und da Äpfel liegen, so schließe ich daraus, das jener Baum ein Apfelbaum ist. Habe ich im Herbste Lust, in einem Garten herabgefallene Äpfel aufzusuchen, um diese zu verzehren, so gehe ich zu einem Apfelbaum, denn unter ihm sind diese zu finden. Daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, weiß

*) Von Jonas.

jeder, der sich einmal im Garten Obst gesammelt hat oder es hat sammeln sehen. Wenn das Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ weiter nichts wollte, als uns darüber zu belehren, wo beim Suchen die Äpfel zu finden sind, so wäre es wohl überflüssig; was jeder weiß, darüber braucht er nicht belehrt zu werden. Dies Sprichwort will uns aber, wie alle Sprichwörter, aufklären und belehren über Menschen und menschliche Verhältnisse. Es spricht von einem Baumstamme, bezeichnet aber damit eine ganze Gruppe von Menschen, es spricht von einem Apfel, meint aber eine ganze Gruppe von Menschen. Der Apfel steht zum Stamme in demselben Verhältnis wie die Kinder zu ihren Eltern. Wie der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, so sind die Kinder und ihre Eltern nicht weit von einander, sie sind einander ähnlich, sie sind von derselben Art. Die Art der Eltern geht über auf die Kinder. Die Sprichwörter: „Eine Gans flog über den Rhein, als Gickgack kam sie wieder heim“ und „Art läßt nicht von Art“ behaupten, daß die Eigenschaften jedes Menschen unter der veränderlichen Hülle der Zeiten und Verhältnisse unverändert dieselben bleiben; unser Sprichwort geht noch einen Schritt weiter, die unveränderlichen Eigenschaften der Eltern gehen selbst über auf die Kinder. Dasselbe behaupten die Sprichwörter: „Wie das Schaf, so das Lamm“, „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen“. Davon kann man sich zu jeder Zeit überzeugen, daß die Kinder ihrer leiblichen Erscheinung nach meist große Ähnlichkeit mit ihren Eltern haben, in ihren Gesichtszügen, in ihrem Wuchse. Aber auch die geistigen und sittlichen Eigenschaften vererben sich. War der Vater arbeitsam, so wird es auch der Sohn; war die Mutter eitel, so wird es auch die Tochter; waren die Eltern ordentlich und gutherzig, so werden es auch die Kinder, waren die Eltern nichts nütze und bösartig, so auch die Kinder. Anlagen zu guten Thaten und zu bösen Thaten erben sich in denselben Familien auf Kinder und Kindeskinder fort; wie es Geschlechter gegeben hat und noch giebt, die sich durch gute Thaten ausgezeichnet, so giebt es Geschlechter, die Verbrechen auf Verbrechen

hervorbringen. Denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ausnahmen von dieser Regel kommen freilich vor. Wie der Sturm oft den Apfel forttreibt vom Stamme oder auch die Äpfel eines Baumes, der am Abhange steht, in die Tiefe hinabrollen fern von dem Stamme, der sie getragen, so entarten auch die Kinder gut gearteter Eltern und umgekehrt, so werden auch die Kinder entarteter Eltern gutgeartet. Aber die Regel, welche unser Sprichwort giebt, ist das Gewöhnliche. So mahnt uns denn das Sprichwort, daß wir uns im Umgange an Altersgenossen halten, deren Eltern sich frei und rein erhalten haben vom Unrecht und wohl geachtet sind; den Kindern solcher Eltern können wir Vertrauen schenken; dagegen mahnt es uns, diejenigen zu meiden, deren Eltern bösgeartet sind, denn die Art der Kinder ist nicht weit von der Art der Eltern.

2. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Gold ist ein edles Metall, weil es selten ist und wird ganz besonders zum Schmucke verwandt wegen seines rötlichgelben Glanzes, den es nicht verliert. Drum hat es zu allen Zeiten bei allen Völkern, rohen und gebildeten, stets in hohem Werte gestanden. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß versucht wurde, durch Mischung von Metallen dem Golde ähnliche Körper herzustellen, welche denselben oder ähnlichen Glanz hätten. Mancher hat sich durch solche Nachahmungen täuschen lassen und als Gold teuer bezahlt, was weit weniger wert war als dieses, und mancher Mensch ist von anderen mit neidischen Blicken angesehen worden, der es nicht verdient hat, denn sein Geschmeide war nicht von Gold, sondern aus unedler Metallmischung. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, sagt darum unser Sprichwort und will uns warnen, uns täuschen zu lassen durch den äußeren Glanz, denn der Glanz allein giebt dem Golde ja nicht seinen Wert, sondern die Seltenheit. Der Goldschmied, welcher mit Gold umzugehen versteht, hat ein Mittel, das echte Gold von dem unechten zu unterscheiden, das ist der Probierstein: streicht er über diesen mit dem Golde, so erkennt man es an der Farbe, welche jener Strich hat; das unechte Gold hinterläßt

aber einen diesem unähnlichen Strich. Der Probierstein also entscheidet, ob das, was glänzt, Gold ist oder nicht. Wenden wir unser Sprichwort auf menschliche Verhältnisse an, so warnt es uns und giebt uns die Lehre, nicht bloß auf das Äußere zu sehen und von dem blendenden Glanz auf inneren Wert zu schließen. Ein schönes Gesicht giebt noch lange nicht die Bürgschaft für eine schöne Seele, und gute Kleidung verbirgt oft einen gemeinen Menschen. Mancher hat eine große Kunst, von sich selbst zu reden und zu prunken mit seinem Wissen und Können; man lasse sich nicht täuschen, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wie beim Golde, so gilt es auch im Verkehr mit den Menschen, den Probierstein anwenden, ob, wo äußerer Glanz, auch innerer Wert sei. Der Probierstein ist aber nur einer: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: ein fauler Baum kann keine guten Früchte tragen". Drum fleißig die Augen aufbehalten und wacker geprüft grade da, wo es am meisten gleißt und in die Augen fällt.

3. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.

Das Eisen ist ein hartes Metall und darum schwer zu bearbeiten; aber wird es durch Hitze erweicht, so läßt es sich leicht nach Belieben formen. Wer also Eisen schmieden will, der muß dies thun, wenn es glüht; sobald es wieder abgekühlt ist, wird es so hart und unbiegsam wie vordem. Das Sprichwort: „Man muß das Eisen u. s. w." will aber nicht bloß eine Regel für Schmiede sein, es hat wie alle Sprichwörter, welche von einzelnen Dingen und Fällen handeln, einen allgemeinen Sinn. Wie der Schmied den rechten Zeitpunkt beim Schmieden wohl beachten soll, damit das Eisen sich seinem Willen füge, so ermahnt uns das Sprichwort, bei allen unsern Geschäften und Arbeiten den rechten Augenblick zur Ausführung nicht vorübergehen zu lassen, damit wir uns nicht hernach vergebens abmühen und vielleicht gar nichts erreichen. Will ein Schiffer mit seinem Schiffe aus dem Hafen fahren, so soll er es mit gutem Fahrwinde thun und wenn kein verderbenbringender Sturm droht. In den jungen Jahren bietet sich uns am meisten Gelegenheit zum Lernen, drum frisch und flugs in der Jugend gearbeitet; ein

ander Sprichwort, welches zu unserm gleichsam ein Untersatz ist, sagt: „Was Hänschen nicht lernt u. s. w.“ Haben wir vor, mit Freunden eine Fußreise zu machen, so sollen wir es den nächsten Tag thun, an dem die Sonne schön scheint und nicht erst auf eine ganze Reihe guter Tage warten: Hoffen und Harren hat manchen schon zum Narren gemacht. Die Rose muß man im Sommer brechen, und trinken, wenn man beim Brunnen ist. Aber wann ist der gute Zeitpunkt? Beim Eisen kann man es leicht sehen, wenn es glüht; aber bei vielen andern Dingen ist der gelegene Zeitpunkt nicht so leicht zu erkennen. Das ist wahr. Da heißt es denn nachdenken und aufmerken. Nachdenken und Aufmerksamkeit müssen geübt werden, fleißig geübt werden. Gedankenlosigkeit und Unaufmerksamkeit nützen keinem bei Vollbringung seiner Geschäfte, und wer auf diese Weise etwas zu erreichen meint, der mag abwarten, ob ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen werden. Glauben wir aber nach reiflicher Überlegung den rechten Augenblick zum kräftigen Handeln erfaßt zu haben, dann dürfen wir uns aber nicht mehr ins Schwanken bringen lassen, nicht nach rechts, nicht nach links sehen, sondern nach vorne: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen“.

4. Glück und Glas, wie bald bricht das!

Das Sprichwort: „Glück und Glas u. s. w.“ ist seiner Form nach ein fragender Ausruf, auf den die Antwort höchst einfach ist: Glück und Glas brechen sehr bald. Daß nun Glas so zerbrechlich ist, können wir alle Tage erfahren; wir brauchen nur ein wenig stark auf eine Fensterscheibe zu klopfen oder ein gläsernes Gefäß fallen zu lassen, so zerbricht es in viele Scherben. Aber über die Zerbrechlichkeit des Glases will uns das Sprichwort nicht unterrichten. Mit dem Glase wird das Glück zusammengestellt. Das sollen wir beachten, daß das Glück ebenso bald zerbricht als das Glas. Eigentlich paßt der Ausdruck brechen von Glück gebraucht nicht, zutreffender wäre: das Glück ist vergänglich, flüchtig. In unserm Sprichwort also wird vom Glück und Glase ein Zeitwort ausgesagt, welches nur zu einem der Subjekte paßt; dadurch entsteht die Redefigur, welche man

Zeugma nennt. Der Inhalt des Sprichwortes ist also dieser: Das Glück ist so schnell vergänglich wie das Glas zerbrechlich. Unter „Glück" versteht man alles Angenehme und Erfreuliche, das uns wider Erwarten und Berechnung zustößt. Das Glück kann ich mir nicht durch eigene Arbeit und Thätigkeit aneignen, es kommt von außen und gerade darum, weil es nicht durch eigene Arbeit und Anstrengung gewonnen wird, geht es auch oft so schnell fort wie es kam. Fortuna ist eine blinde Göttin, von der Schiller im Siegesfest sagt: „Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück"; und weiter unten, daß „das Glück aus seinen Tonnen die Geschicke blind zerstreut". Darum ist auf das Glück kein Verlaß, wie kein Verlaß auf einen blinden Führer. An eine Glasscheibe darf man sich nicht legen, wenn man ruhen will; auf einen gläsernen Stab darf man sich nicht stützen, wenn man schreiten will, sie werden zerbrechen; so rät uns auch unser Sprichwort, uns ebensowenig auf das Glück zu verlassen, es geht zu Ende mit ihm schnell und bald. Wem aber Glück widerfahren ist, der gehe damit um und genieße es mit Vorsicht, stets eingedenk, daß es flüchtiges Besitztum ist und nicht so festgehalten wird, wie alles, was er sich durch eigene Kraft angeeignet hat. Nur darauf darf er sich verlassen. Nun giebt es aber manche, die vom Glücke begünstigt, sich einbilden, daß sie es verdient haben und daß es bei ihnen bleiben wird; solche vergessen es, ihre Kräfte anzustrengen und zu arbeiten, werden zudem noch hochmütig und verachten die minder Glücklichen; plötzlich aber vergeht das Glück und das Unglück ist größer, je weniger sie in den Tagen des Glückes auf Unglück gerechnet haben. Den Helvetiern, welche, stolz gemacht durch das Kriegsglück der früheren Zeiten, den Cäsar und die Römer verachteten, ruft Cäsar zu (de bello gall. I. 14): „Consuesse deos immortales, quo gravius homines ex commutatione rerum doleant, quos pro scelere eorum ulcisci velint, his secundiores interdum res et diuturniorem impunitatem concedere."

Eins unserer Sprichwörter sagt auch: „Hochmut kommt vor dem Fall". Auf der andern Seite sollen wir uns aber hüten, die Glücklichen mit Neid anzuschauen oder gar zu meinen,

sie wären von Gott mehr bevorzugt als wir. Das Glück ist des Neides nicht wert, und Gottes Segen ist nicht Glück, sondern ein frommes und zufriedenes Herz. In jenem Kirchenlied heißt es ganz richtig: „Glaub' nicht, daß der Gott im Schoße sitze, der sich mit stetem Glücke speist u. s. w." Den Amasis ergriff nach Schillers Gedichte und nach Herodots Erzählung nicht Neid, sondern Furcht ob dem Glücke des Polykrates, und er gab die Freundschaft mit demselben auf, um nicht in das Unglück, welches ex commutatione rerum kommen würde, hineingerissen zu werden.

In Bezug auf die Form des Sprichworts ist zu merken, daß es eine Strophe ist, bestehend aus zwei Zeilen, deren jede zwei Hebungen enthält, die mit männlichen Reimen verbunden sind, auch enthält jede Zeile Alliterationen: Glück, Glas, bald, bricht, welche den Wohlklang erhöhen.

§ 23.

III. Dispositionen.

1. Ora et labora.*)

A. Exordium: Heutzutage hoffen viele Leute schon von der Arbeit an sich allen Erfolg, andere wieder wollen allein durch die Kraft des Gebetes irdische Dinge erreichen und nicht an die Arbeit denken.

Übergang: Beide handeln dem Ausspruche entgegen: „Ora et labora!"

B. Entwicklung:

I. Expositio:

1. Ora!

a) Analysis: Begriff des Betens.

b) Distinctio: Das wahre Gebet unterscheidet sich vom verkehrten, denn es ist:
1. andächtig (nicht zerstreut),
2. nicht zum Schein.

c) Descriptio und divisio: das Gebet kann sein:

*) Nach Linnig.

1. nach Inhalt und Zweck: Bitt-, Lob-, Dankgebet,
2. nach Art der Ausübung: laut, leise,
3. nach dem Orte:
   α) Einzelgebet, und zwar im Stillen oder öffentlich,
   β) gemeinsames, und zwar in Familie oder Kirche (Gemeinde).

2. Labora!

a) Analysis: Arbeit ist die Anstrengung körperlicher oder geistiger Kräfte, um etwas zu verdienen oder einer Pflicht zu genügen.

b) Distinctio:
   1. Arbeit ist der Gegensatz von Müßiggang, d. h. das Laster, bei welchem der Mensch weder Pflichten genügt, noch sich sonst in geregelter Weise beschäftigt.
   2. Hier heißt laborare auch nicht „krank, in Not sein“.

c) Divisio: Die Arbeit ist
   1. Handarbeit,
   2. Geistesarbeit.

3. Ora et labora!

1. Gebet und Arbeit sollen verbunden sein.

2. Im Gebete wünscht man Hilfe von seiten Gottes; zur Herbeiwünschung des göttlichen Segens muß aber eigene Thätigkeit hinzutreten.

3. Auch beachte man wohl, daß das Gebet der Arbeit voraufgehen soll.

II. Argumentatio (probatio).

1. Das Gebet empfiehlt sich
   a) weil es die Arbeit erleichtert, (Moses, Apostel, Luther)
   b) weil es unsere Pflicht ist, an Gott zu denken, Ps. 50, 15.
   c) weil der Umgang mit Gott unser höchstes Glück ist (vergleiche den Menschen und die Blume), Ps. 42, 2.
   d) weil es unser Thun veredelt.

2. Beten allein führt nicht zum Ziel, — sondern
   a) es führt zum Müßiggang, der nicht im Plane Gottes liegt.
   b) Es ist oft schuld daran, daß man den rechten Augenblick verstreichen läßt.
3. Drum ist es mit dem Gebete allein nicht genug, sondern
   a) Die Arbeit ist auch eine Pflicht (Vertreibung aus dem Paradies).
   b) Sie ist nützlich (Segen der Arbeit).
   c) Sie ist für den Menschen etwas Angenehmes.

C. Epilogus:

Kurzer Überblick über das Gefundene oder Aufforderung, das Wort zu beherzigen oder endlich anschließend an: 1) Von der Stirne u. s. w.; 2) Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis, 's ist kein Geschäft so eilig als das Beten.

2. Labor non onus, sed beneficium.

Vorbegriffe.

Erste Gruppe von Synonymen.

Die Synonymen Arbeit, Geschäft, Beschäftigung.

1. Arbeit (vom lat. arvum und arare) ist die Anstrengung der körperlichen oder geistigen Kräfte, um etwas Nützliches zu erzielen. Beispiele: Der Gelehrte, der Kaufmann, der Künstler, der Handwerker, der Tagelöhner arbeiten, denn sie schaffen mit Anstrengung ihrer Kräfte etwas Nützliches. Aber von einem, der etwas Nützliches thut, z. B. Raupen von Pflanzen abliest, ohne sich anzustrengen, oder vom Seiltänzer und Taschenspieler, die zwar ihre Kräfte anstrengen, aber nicht zu etwas Nützlichem, sagt man nicht: sie arbeiten.

2. Geschäft ist eine umfangreiche, regelmäßige, wiederkehrende Beschäftigung (im Gegensatz zu Beruf oder Amt) mit der Absicht, für ihren Inhaber einen Nutzen oder Gewinn zu erzielen. Deshalb gebraucht man Geschäft nur von der menschlichen Thätigkeit, während die Tiere nur arbeiten.

3. Beschäftigung ist eine leichte, nicht regelmäßige An-

strengung der körperlichen oder geistigen Kräfte, besonders in der Absicht, das Nichtsthun zu vermeiden. In solchem Sinne kann man das Spielen, die Lektüre, das Spazierengehen eine Beschäftigung nennen.

Zweite Gruppe.

Last. Bürde.

1. Last ist a) in natürlicher Bedeutung ein schwerer Gegenstand, der auf einen andern, mag er lebendig oder leblos sein, einen physischen Druck ausübt; b) in übertragener Bedeutung ist es alles, das einem sehr beschwerlich wird, und das man nicht freiwillig genommen hat. Von einem Wagen, einem Schiffe, einem Tier oder Menschen kann man sagen: sie tragen eine Last.

2. Bürde ist etwas Schweres, freiwillig Übernommenes, das nicht bloß physischer, sondern auch moralischer Natur sein und nur von einer lebendigen Kraft getragen werden kann. Man spricht daher von einer Bürde nur bei Tieren und insbesondere bei Menschen. Ein mit Mühe verbundenes Amt ist eine Bürde, Abgaben und Dienste, die dem Staate zu leisten sind oder Leiden sind Lasten. (Bürde ist der edlere Ausdruck für etwas Lästiges.)

3. Erläuterung des Wortes: Wohlthat.

Unter einer Wohlthat versteht man einen Liebesdienst oder eine Gabe, die a) einem Bedürfnis oder Mangel abhelfen, oder gar b) uns Annehmlichkeiten bereiten.

I. Einleitungen.

Erste Art. Die Menschen, denen als Los die Arbeit zugefallen ist, sehen dieselbe gar oft und gern als etwas Lästiges an, dem sie überhoben sein möchten. Sie verkennen teils die Befriedigung, teils den Nutzen, welcher in der Arbeit liegt. Das ist besonders in unserer Zeit ein verbreitetes Übel; aber schon im Altertum ließ sich die Wahrnehmung machen.

(Übergang.) Das war aber nicht die Meinung des Autors, von dem dieser Ausspruch zuerst herrührt.

Zweite Art. „Arbeit ist des Menschen Pflicht,
Kraft zum Fleiß hat Gott gegeben."

Verbinde damit eine Stelle aus Rückerts Gedichten:

„Seit das Paradies verloren,
Ist die Arbeit Menschenlos,
Und die Ruhe wird geboren
Nur aus der Beschäft'gung Schoß."

Dritte Art. Gar viele Menschen folgen dem Hang zum Müßiggang und zu eitlen leeren Vergnügungen und müssen so schließlich auf ein verfehltes Leben zurückblicken. Sie würden sich diese traurige Erfahrung erspart haben, wenn sie sich früh genug den Sinn der Worte: Labor non onus, sed beneficium klar gemacht hätten.

II. Hauptarbeit.

Erster Teil: Labor non onus.

1. Der menschlichen Natur wohnt der Trieb zur Thätigkeit inne und verlangt Nahrung. So verlangt das Kind, sobald es fest auf den Beinen steht, etwas zu spielen, zu thun zu haben.

2. Da Gott uns die Arbeit zur Pflicht gemacht hat, dürfen wir sie nicht als eine Last ansehen.

3. Wer diesen Trieb besitzt, kennt nichts Schlimmeres und Langweiligeres als die Arbeitslosigkeit, den Müßiggang.

4. Das beweist auch ein Blick auf alle die Menschen, die gern und mit Freudigkeit arbeiten.

Zweiter Teil: Labor est beneficium.

A. Mit Bezug auf unser physisches Wohl; denn

1. Arbeit stählt die körperlichen Kräfte und befördert die leibliche Gesundheit.

2. Arbeit verschafft dem Menschen den zum Leben nötigen Unterhalt (Nahrung, Kleidung, Obdach).

3. Arbeit macht uns die Ruhe angenehm und bringt angenehme Abwechselung ins Leben. In dem Sinne sagt Cicero: Quies post exactos labores iucunda, Goethe in seinem Schatzgräber:

„Tages Arbeit, abends Gäste;
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

B. Mit Bezug auf das psychische Wohl: denn
1. Arbeit stählt auch die geistige Kraft;
2. Arbeit schützt vor Langeweile.
C. Mit Bezug auf das moralische Wohl, denn
1. Arbeit bewahrt vor Müßiggang.
2. Sie führt zur innern Ruhe und Befriedigung und vermehrt so unser Glück.

III. Schluß. Beherzigen wir diese Worte und lernen wir alle die Arbeit als eine Wohlthat lieben!

3. Fortes fortuna adiuvat.
(Die Tapfern unterstützt das Glück.)

I. Vorbemerkungen.

1. Fortes (tapfer).

Tapfer nennen wir den, welcher in Widerwärtigkeiten und Gefahren, die viele andere Menschen scheuen, nicht zurückweicht, sondern sie, seine Kräfte anwendend, zu überwinden strebt.

2. Fortuna (Glück).

Glück bezeichnet nach gewöhnlicher menschlicher Auffassung günstige, erwünschte Fügungen und Erfolge des sogenannten Zufalls, die nicht durch bewußtes Handeln des Menschen herbeigeführt sind.

Aber die gesunde Moral und philosophische Anschauung muß daran festhalten, daß alle Erfolge ihren vernünftigen Erklärungsgrund haben:
a) im Handeln des Menschen,
b) in den Naturgesetzen,
c) in dem Walten eines höchsten, intelligenten, persönlichen Wesens.

3. Diejenigen, welche mit Anstrengung ihrer Kräfte große Widerwärtigkeiten und Gefahren zu überwinden suchen, werden von erwünschten Erfolgen, die außer ihnen liegen, noch begünstigt.

II. Verschiedene Arten der Einleitung.

1. Man geht von einem Hauptcharakterzuge der Römer aus.

2. Man geht aus von dem Zusammenhange der Stelle, wo diese Sentenz zuerst vorkommt. Es ist

a) Terenz: Phormio I, 4.

b) Briefe des Plinius 6, 16 bei der Untersuchung des Vesuvschen Ausbruchs.

c) In gleichem Sinne: Livius VIII, 29.

Daher die Sentenz schon früh sprichwörtlich.

3. Man geht aus von der Feigheit und ihren Folgen. Die Feigheit raubt dem Menschen die Ruhe, die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, Eigenschaften, deren man bedarf, teils um Gefahren richtig zu ermessen, teils um sie abzuwenden.

(Vergl. Montgomery in Schillers „Jungfrau von Orleans" und Dauphin Karl VII.)

4. Man gewinnt die Einleitung durch Anknüpfung an einen ähnlichen Ausspruch.

Curtius IV, 14: Effugit mortem, quisquis contempserit, timidissimum quemque consequitur,

ein Ausspruch, den Darius vor der Schlacht bei Arabela that, um die Soldaten zur Tapferkeit aufzumuntern.

5. Man zeigt, daß eine gesunde Philosophie und Moral etwas Besseres als Glück als Ursache der Unterstützung anzugeben weiß.

(Vgl. Stellen wie im:

„Wilhelm Tell" „Dem Mutigen hilft Gott",

wobei Schiller vielleicht Vergil X, 284 vorgeschwebt hat. Wahlspruch Arndts: „Gott ist in dem Schwachen mächtig".)

III. Ausführung.

A. Entwicklung.

1. Definitio (analysis).

A. Begriff Glück (Vergl. I, 2).

B. Begriff tapfer (Vergl. I, 1).

2. Distinctio.

Tapfer unterscheidet sich von beherzt, herzhaft, mutig, kühn:

A. Beherzt sein heißt momentan einer plötzlich auftauchenden Gefahr ohne Furcht entgegengehen.

B. Herzhaft sein heißt stetig von drohenden Gefahren sich nicht überraschen oder erschrecken lassen.

C. Mutig ist der, welcher

α) Vertrauen auf seine Kräfte,

β) den Willen und Lust hat, einer drohenden Gefahr zu begegnen oder einen Widerstand zu überwinden. (Man denke an ein geschlagenes Heer und an den Sieger!)

D. Kühn nennt man denjenigen, der einer großen Gefahr oder gefährlichen Widerwärtigkeit entgegengeht, ohne sie und seine eigenen Kräfte vorher ängstlich zu ermessen.

E. Tapfer ist man in Gefahren. (Vergl. I, 1.)

3. Descriptio (Zusammenfassung des Sinns nach I, 3).

B. Probatio.

A. Vernunftbeweise.

α) Direkte. Es ist nachzuweisen, daß im Wesen der Tapferkeit es begründet ist, daß noch andre günstige Umstände den Tapfern unterstützen müssen.

1. Syllogismus.
   Wer eine That vollbringen will oder einer Gefahr entgehen, muß Mut haben (Obersatz). Der Tapfere hat aber Mut (Untersatz). Folglich muß er bei seinen Leistungen Erfolg haben (Schlußsatz).
2. Der Tapfere hat ein klares Bewußtsein von den Gefahren und Widerwärtigkeiten.
3. Er will die Gefahr überwinden und nicht weichen.
4. Er besitzt Geistesgegenwart.
5. Er fühlt, daß seine Kräfte den Gefahren gegenüber sich verdoppeln.
6. Er hat Vertrauen auf sich selbst, während der Feige sich selbst verläßt und ihn andre verlassen.
7. Es ist dem Tapfern eigentümlich, die Gefahren für nicht so groß anzuschlagen als sie wirklich sind.

8. Die Tapferkeit erwirbt Achtung vor Freund und Feind.

β) Indirekte Beweise.

1. Dem Feigen fehlt der Mut, die beste Vorbedingung zu jeder That.
2. Es fehlt ihm Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Montgomery und Karl VII.
3. Der Feige ist ohne a) körperliche | b) geistige | c) sittliche | Kraft.
4. Der Feige wird im Stiche gelassen. Karl VII. vom Connetable und Dunois.

B. Auktoritätsbeweise.

α) Exempla:

Scaevola, Cocles, Cloelia.
Hannibal, Marius.
Goethe: Johanna Sebus.
Schiller: Tell.
Bürger: Der brave Mann.

β) Similia:

1. Schiffer auf wogender See.
2. Soldat in hitziger Schlacht.

γ) Testimonia:

1. Vergil: Audentes fortuna iuvat.
2. Ovid: Audendum est, fortes adiuvat ipse deus.
3. Ennius: Fortibus est fortuna viris data.
4. (Verbindung des direkten und indirekten Beweises.) Seneca: Fortuna fortes metuit, ignavos premit.
5. Horaz: Dimidium facti, qui coepit, habet; sapere aude. (Frisch gewagt ist halb gewonnen.)
6. Ovid: Omnia deficiant, animus tamen omnia vincit. (Körperkräfte.) Ille etiam vires corpus habere facit.
7. Curtius: Vgl. II, 4. Effugit mortem, quisquis contempserit, timidissimum quemque consequitur.

(Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet,
Doch den Verzagten holt er ein.)

C. Conclusio (Schluß).

4. Ende gut, alles gut.

I. Einleitungen.

1. Dieses Sprichwort gehört zu denen, die sehr häufig gebraucht werden; gerade bei solchen ist es nötig, den Wahrheitsgehalt sorgfältig zu prüfen, damit wir uns und anderen nicht durch verkehrte Anwendung schaden.

2. Bei allen wichtigen und schwierigen Unternehmungen und Arbeiten stößt man auf große Hindernisse, Mühseligkeiten und Gefahren; oft meint man denselben unterliegen zu müssen und sich nicht mehr von den Anstrengungen erholen zu können; doch ein guter Ausgang unserer Bestrebungen kann uns mit allen vorausgegangenen Widerwärtigkeiten aussöhnen.

3. Man gehe von einem sinnverwandten Dictum aus:
 a) Quidquid agis, prudenter agas, sed respice finem.
 b) Ἡδὺ σωθέντα μεμνῆσθαι πόνων.
 c) Nemo ante mortem beatus.
 d) Finis coronat opus.
 e) Suavis est laborum praeteritorum memoria.
 f) Denn mit des Geschickes Mächten u. s. w.

II. Expositio:

A. Falsche Auslegung. Leichtfertige oder thörichte Menschen überlassen sich leicht dem Wahne, alles werde gut gemacht, wenn sie nur zuletzt noch den richtigen Weg einschlügen.

B. Widerlegung. Dies ist verkehrt, denn:
 1. In vielen Fällen ist es unmöglich, vom verkehrten Wege ab und zum guten Ziele hinzukommen. (Macht der Gewohnheit.)
 2. Vergehen und Verkehrtheiten können allzu oft gar nicht ungeschehen gemacht werden, sondern lassen vielmehr üble Folgen und schmerzvolle Erinnerung zurück, so daß der gute Ausgang getrübt wird.

3. In keines Menschen Hand liegt es, noch Zeit zur Umkehr und Besserung zu behalten; deshalb sagten schon die Alten: Incipe, dimidium est facti coepisse (Ausonius) — Frisch gewagt ist halb gewonnen).

C. Richtige und den Sinn beschränkende Auslegung: Wenn der Mensch, der mit großen Hindernissen, Gefahren und Leiden zu kämpfen hatte, siegreich aus diesem Kampfe hervorging, so kann und pflegt er aller vorausgehenden Widerwärtigkeiten zu vergessen.

III. Causa: Was trägt dazu bei?

1. In jeder tüchtigen Arbeit ruht von selbst ein tüchtiger Lohn, welcher die Schwierigkeiten, die dabei obwalteten, vergessen macht.
2. Durch die Erinnerung an eine traurige Vergangenheit wird uns der Genuß der Gegenwart um so angenehmer. Man vergleiche: Wer zuletzt lacht, lacht am besten.
3. Durch den Kampf mit Widerwärtigkeiten hat man an Ruhe, Selbstvertrauen, Kraft und Mut gewonnen.

IV. Comparatio: Ein Schiffer in Gefahren auf der See. Krieger in der Schlacht.

V. Exempla: Columbus. — Friedrich der Große. — Heinrich der Finkler.

VI. Schlußarten:

1. Lassen wir uns durch Hindernisse und Gefahren nicht mutlos machen!
2. Hüten wir uns vor einer falschen Auslegung!
3. Benutzen wir unsere Jugend, so daß wir als Männer und Greise die Früchte unserer Arbeit genießen.

5. Durch Schaden wird man klug.

I. Einleitung.

1. Art. Es giebt viele Mittel und Wege, die den Menschen zur Klugheit führen können, z. B. Erfahrung, Kenntnissammlung, Lernen als Schüler oder Student, Übung u. s. w. Alle diese sind gut und unschädlich, aber es giebt auch Mittel entgegengesetzter Art, und darauf spielt dieses Sprichwort an.

2. Art. Erfahrung macht klug; dieselbe kann sein: angenehm und unangenehm, vorteilhaft und unvorteilhaft, und unter letzterer versteht man den Schaden.

II. Ausführung.

1. Worterklärung.

a) Klug, der Gegensatz von thöricht; klug ist derjenige, der immer die besten Mittel und Wege wählt, um sein Ziel zu erreichen.

b) Schaden.

1. Verluste, 2. Verletzungen, 3. Strafe wegen Übertretung der göttlichen und menschlichen Gebote.

2. Sinnerklärung.

Durch Verluste oder Verletzungen, die man erleidet, oder durch Strafen wird man dahin geführt, daß man immer die besten Mittel anwendet, um ein gestecktes Ziel zu erreichen.

III. Prüfung.

A. Inwiefern ist es richtig:

a) in Bezug auf Kinder, denen es an Erfahrung fehlt,
b) in Bezug auf voreilige, leidenschaftliche Menschen,
c) die Thoren und Narren,
d) auf halsstarrige, verstockte Menschen.

Beispiele: ein durch seine Fahrlässigkeit geschlagener Feldherr, z. B. Friedrich der Große bei Hochkirch. — Könige und Regierungen bei Empörungen und Revolutionen. — König Karl in der Jungfrau von Orleans. — Pharao. — Ein fauler Schüler.

Testimonia. Gebrannt Kind scheut das Feuer.
Wer nicht hören will, muß fühlen.

B. Inwiefern ist es nicht richtig:

für den verständigen, bedächtigen, vorsichtigen Menschen. Dieser folgt einem Ausspruche, der sich in einem Werke des römischen Dichters Plautus befindet: Feliciter qui in periculo alieno sapit (glücklich der, welcher durch den Schaden anderer klug wird).

IV. Schluß.

Richtig ist das Sprichwort nur im allgemeinen für die Thoren; deshalb sagten schon die Römer: Eventus stultorum magister est. Wir wollen es halten mit den Verständigen und Vorsichtigen oder höchstens von den Nachteilen anderer klug werden.

Dritter Abschnitt.

Die Chrie als Darstellungsform für zu bearbeitende Sentenzen und Sprichwörter.

§ 24.

I. Regeln.

1. Im vorigen Jahrhundert fing man an, die Form der Chrie zu lateinischen Stilübungen fleißig zu benutzen, und in neuerer Zeit hat man sie auch in den Dienst des deutschen Aufsatzes treten lassen. Dieses ist zwar nicht ohne Widerspruch geschehen, aber manche Gegner der Chrie haben sich bekehrt, und jeder praktische Schulmann muß zugeben, daß sich dieselbe von den Schülern mit Vorteil verwerten läßt, wenn dem Aufsatz eine bereits von einem Autor ausgesprochene Behauptung (eine Sentenz, ein dictum oder Spruch), oder auch eine denkwürdige Handlung zu Grunde liegt. Ganz besonders empfiehlt sich die Form der Chrie für Erstlingsarbeiten der erwähnten Art; sind die Schüler darin etwas weiter fortgeschritten, so kann man von der strengen Form der Chrie absehen und die freiere Form wählen lassen.

2. Schon die alten Rhetoren führten ihre Schüler durch gewisse Vorübungen in das Studium der Beredsamkeit ein; zu diesen gehörte auch die Chrie. Der Rhetor Aphthonius, der im 4. Jahrhundert lebte, gab eine Anleitung zur Ausarbeitung der Chrien, unter dem Titel: *Προγυμνάσματα* (Vorübungen), und Chrien, die nach dem von ihm entworfenen Schema ausgearbeitet sind, nennt man nach ihrem Begründer Aphthonianische.

3. Die Chrie hat nach der Vorschrift des Aphthonius folgende Teile:

1) dictum (vel factum vel utrumque) cum laude auctoris = Angabe der Sentenz (oder That) und Lob ihres Urhebers;
2) paráphrăsis oder expositio = Umschreibung des Spruches indem man die einzelnen Begriffe und alles das erklärt, was zum deutlichen Verständnis dient;
3) aetiologĭa oder causa, Hauptteil der Arbeit = Begründung: a) der Wichtigkeit, b) der Wahrheit des Spruches (innerer oder direkter Beweis);
4) contrarium = man hebt das Thörichte und Schädliche oder Schöne und Nützliche einer entgegengesetzten Denk- und Handlungsweise oder eines Zustandes hervor, damit die Wahrheit des Spruches um so klarer hervorleuchte (indirekte Begründung);
5) comparatio (simile). Zur Versinnlichung, zur näheren Beleuchtung oder zur Verschönerung bringt man Ähnliches oder Bilder und Gleichnisse aus der Natur, dem Menschenleben oder der Erfahrung und Phantasie an;
6) exemplum. Zur Bekräftigung nimmt man gleiche oder ähnliche Fälle: a) aus der Geschichte, b) aus der Erfahrung;
7) testimonia. Man führt an: a) Aussprüche ausgezeichneter Männer, b) Sprichwörter, c) Sitten und Gebräuche, die das Nämliche oder Ähnliches sagen;
8) conclusio = kurze Wiederholung der Behauptung mit a) einer Nutzanwendung, oder b) Ermahnung.

4. Ein Beispiel für die Chria verbalis des Aphthonius ist folgendes:

„Die Wurzel der Gelehrsamkeit ist bitter, die Frucht aber süß.“

1. Lob des Isokrates (von dem obiger Spruch ist) wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft und Bildung der Menschen.

2. Kurze Umschreibung des Themas. Wer nach Gelehrsamkeit strebt, meint Isokrates, hat anfänglich Mühe und Arbeit; sind diese aber überstanden, Nutzen und Vorteile.

3. Beweisführung. Die Beweise, daß die Erwerbung der Gelehrsamkeit mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden sei, kann man hernehmen teils von den für einen noch ungeübten Geist schwer zu erlernenden Elementen einer Kunst oder Wissenschaft, teils von der Strenge und Zucht, mit welcher der angehende Jünger einer Doktrin in diese eingeführt werden muß. Die süße Frucht oder der Nutzen ist dann der Besitz derselben und die dadurch gewonnene höhere Bildung und Gesittung; wenn man auch die materiellen Vorteile, welche die Vervollkommnung und das Können und Wissen vielleicht im Gefolge haben, nicht in Anschlag bringt.

4. Gegenteil. Wollte man sich aber diesen Anstrengungen und Unannehmlichkeiten nicht unterziehen, so wäre es thöricht und ungereimt, doch Anspruch auf den Gewinn zu machen, der allein aus dem Erwerb der Gelehrsamkeit und der feineren Bildung hervorzugehen pflegt.

5. Gleichnis. Wie der Landmann mit Mühe das Feld bestellt, aber dann auch mit desto größerer Freude die Früchte einsammelt, je drückender die frühere Arbeit war, so ist es auch mit der Frucht der Gelehrsamkeit; denn auch diese kann nur durch Anstrengung gewonnen werden und wird nur durch das Bewußtsein, daß man unverändert alle Hindernisse bekämpft und rastlos gearbeitet habe, wahre Freude und echten Genuß bereiten.

6. Beispiel. Als Beispiel großer und erfolgreicher Thätigkeit kann Demosthenes angeführt werden, der durch unermüdeten Fleiß unsterblichen Ruhm sich erworben hat.

7. Zeugnis. Das Nämliche, was Isokrates, sagt auch Hesiodos, wenn er behauptet, daß der Weg zur Tugend anfänglich steil, dann aber, wenn man die Höhe erreicht habe, angenehm zu gehen sei.

8. Schluß. Kurze Wiederholung des dem Isokrates zu spendenden Lobes.

5. Über die einzelnen Teile der Chrie merke man folgendes:

A. Der Eingang (exordium). Anstatt der sogenannten Lobeseinleitungen, welche die alten Rhetoren anwenden ließen, gehe man

a) vom Zusammenhang aus, in welchem die Sentenz vorkommt, und gebe an, wo sie steht, wem sie in den Mund gelegt ist, was vorhergeht, und ähnliches, oder
b) vom Gegenteil oder
c) vom Allgemeinen zum Besonderen oder
d) von einem ähnlichen Ausspruch oder
e) von der Wichtigkeit der Behauptung.
(Näheres über die Einleitung siehe bei der Abhandlung im engeren Sinne!)

B. Umschreibung (expositio): Hier gilt es, den Gedanken in seine einzelnen Momente zu zerlegen, die schwierigeren Begriffe zu erläutern und den Inhalt der Sentenz in klaren, deutlichen, knappen, der bildlichen Form entkleideten Worten darzulegen (Wort-, Sach- und Sinnerklärung).

C. Causa (probatio). Es handelt sich dabei um innere Beweisgründe.

D. Contrarium (adversum). Man weist statt der Wahrheit des Spruchs die Unrichtigkeit des entgegengesetzten Gedankens nach. Das kann geschehen:
a) durch gerade Umdrehung des zu beweisenden Satzes (kontradiktorisches Verfahren);
b) durch Beseitigung von Einwürfen.
α) Thesis: Aller Anfang ist schwer.
β) Antithesis: Gesetzt, aller Anfang wäre leicht u. s. w.

E. Simile oder comparatio: Man veranschaulicht die Richtigkeit des Satzes durch eine bildliche Vergleichung. Möglich ist das nur, wenn es auf dem Gebiete des Natur- oder Menschenlebens Zustände giebt, die zu dem in der Sentenz enthaltenen Sinn in Beziehung stehen. Der Schüler hat hierbei eine schöne Gelegenheit, seine Fertigkeit im Ausdruck und seine Beobachtungsgabe zu zeigen, doch muß er sich hüten vor gewaltsamen Vergleichungen und vor mangelhafter Darstellung des Gedachten. Eine besondere Art des simile bildet die fingierte Erzählung oder Vergleichung (das exemplum fictum), woran der Schüler den Gebrauch seiner Phantasie üben kann.

Als Übergänge vom contrarium zur Vergleichung merke man:

1) Sogar am Leben der Tiere und an der Pflanzenwelt kann man beobachten, daß unser Ausspruch auf Wahrheit beruht.
2) Die Natur selbst, die erste und beste Lehrerin, bestätigt die Richtigkeit.
3) Menschen, die so handeln, gleichen u. s. w.

F. Exempla. Man gewinnt sie:

a) aus der Geschichte,
b) aus bekannten schriftstellerischen Werken,
c) aus der eigenen Erfahrung.

Gewöhnlich verfehlen es die Schüler, die exempla und testimonia eng mit dem Hauptgedanken zu verbinden. Man merke als Übergänge:

1) Wie wichtig obige Behauptung (besser ist noch ein mehr konkreter Ausdruck!) ist, lehrt die Geschichte ꝛc.
2) Davon waren schon die Alten überzeugt ꝛc.
3) Wer hat nicht gehört, daß ꝛc.
4) Man denke nur an ꝛc.

G. Zeugnisse anderer (testimonia). Ein gewöhnlicher Fehler in Schülerarbeiten ist es, daß die testimonia zu abgerissen und unverbunden sind oder ohne Plan in Bezug auf die Aufeinanderfolge oder ohne Erklärung angeführt werden.

H. Schluß. Am Schlusse fasse man a) die gewonnenen Resultate noch einmal knapp zusammen, oder b) gebe Ermahnungen und Warnungen, die an den Schreibenden selbst oder das jugendliche Alter gerichtet sind, ohne zu heucheln oder den Sittenprediger zu spielen.

6. Die acht ebenbürtigen Teile der Chrie lassen sich in drei Hauptgruppen zerlegen:

1) Einleitung (Teil 1),
2) Hauptarbeit,
   a) Erklärung (2),
   b) Beweisführung (3—7).
3) Schluß (8).

7. Auch kann man die strengere Form in eine freiere verwandeln, indem man z. B. vom vierten Punkte ausgeht, die Beispiele, Vergleichungen und Zeugnisse mit den Causae verbindet und das Contrarium zum Übergang auf den Schluß verwendet.

§ 25.

II. Musterbeispiele.

1. Ferro nocentius aurum.

Ovidius.

(In der strengen Form der Chrie.)

1. Urheber. Der Mann, der zuerst diese Worte gesprochen, ist „Publius Ovidius Naso", einer der berühmtesten römischen Dichter, Zeitgenosse des Kaisers Augustus. Er lebte in dem sogenannten goldenen Zeitalter der römischen Litteratur, und es gelang ihm bald, sich durch seine phantasiereichen Gedichte zum Liebling der römischen Bevölkerung emporzuschwingen. Einer Zeit angehörend, in welcher bereits Reichtum und Üppigkeit, die Folgen der stets wachsenden Macht des römischen Reiches, anfingen, die guten alten Sitten zu verdrängen, überschritt auch er in seinen Werken häufig die Grenzen der guten Sitte, indem er die Feder zur Verherrlichung der immer mehr einreißenden Entsittlichung führte. Jedoch nicht allen seinen Gedichten haftet dieser Makel an, und er hat der Nachwelt besonders in seinen Metamorphosen einen Schatz hinterlassen, der noch jetzt in den meisten Schulen mit Vorliebe ausgebeutet wird. Daß der Dichter selbst dem übermäßigen Reichtum und Luxus die größte Schuld an der Sittenverderbnis des römischen Volkes zuschrieb, das zeigt uns deutlich sein Ausspruch: „Ferro nocentius aurum, Gold ist schädlicher als Eisen."

2. Umschreibung des Sinnes.

Diesem geflügelten Worte des Dichters liegt ein tiefer Sinn zu Grunde, indem unter dem Golde nicht nur das glänzende, freilich an sich schon höchst verlockende Metall, sondern vielmehr die schädlichen Folgen des Goldes, also Reichtum und alle die Laster, welche das zu große Vorhandensein desselben mit sich führt, zu verstehen sind.

3. Vernunftbeweis.

Fragen wir uns, inwiefern das Gold um so viel schädlicher ist als das Eisen, so läßt sich darüber verschiedenes anführen. Zunächst ist es eine von jeher erwiesene Thatsache, daß das zu große Überhandnehmen des Reichtums auf den einzelnen sowohl wie auf ein ganzes Volk verweichlichend und entnervend wirkt. Zahlreiche Beispiele können zum Beweise dafür angeführt werden. Woher kommt es zum Beispiel, daß in großen Städten meist ein solcher Stolz und Hochmut unter der Bevölkerung herrscht, daß die Leute auf alles, was außerhalb der Mauern ihrer Stadt sich befindet, mit Geringschätzung herabsehen und sich, wie es ja z. B. die Pariser stets gethan haben, für die alleinigen Träger der Bildung und des Fortschritts betrachten? Woher anders, als infolge des ungeheuren Reichtums und des Luxus, welchen das Anhäufen großer Schätze hervorruft! Aber nicht allein zur Üppigkeit und Verschwendung ebnet das Gold den Weg, sondern es führt auch auf die leichteste und bequemste Weise zu den schlimmsten und gefährlichsten Lastern. Die furchtbarsten Leidenschaften, Spiel und Trunksucht, wird man immer da finden, wo das Gold sich anhäuft, wofür die großen Städte, namentlich diejenigen, in denen die Industrie blüht, das erste Beispiel abgeben.

Nun giebt es aber auch überall eine Menge von Leuten, denen das Glück nicht hold ist, und die sich keine Reichtümer zu erwerben vermögen. In den Herzen solcher Menschen regt sich bei dem Anblick ihrer begüterten, sorglos lebenden Mitmenschen leicht Neid gegen diese und Unzufriedenheit mit Gott. Häufig auch verwandelt sich diese Verhärtung des Herzens in das schmutzigste Laster, den Geiz, und das Gold wird zum Mammon, an dem die Gedanken bei Tag und Nacht unablässig hängen, so daß jede edlere Regung dadurch erstickt wird.

Aber auch andere Menschen, welche noch nicht mit so schlimmen Lastern behaftet sind, die aber nicht genug gegen die Versuchungen von außen her gestählt sind, werden durch die verführerische Macht des Goldes zum Abweichen vom Guten und Rechten verleitet. Die Armut ist eine drückende Last, und

ihrem Joche zu entgehen, läßt mancher sich verleiten, der Bestechung, diesem gefährlichen Mittel, sein Ohr zu öffnen.

4. Verkehrtheit des Gegenteils.

Gesetzt, es wollte jemand einwenden, das Gold verursache größeren Schaden als das Eisen, da ja das Eisen hauptsächlich dazu diene, Werkzeuge herzustellen, welche in den Händen der Menschen zu Mordinstrumenten werden. Allerdings dient das Eisen zu diesem Zwecke, aber erstens überwiegt der Nutzen, welchen das Eisen als wichtigster Artikel in Handel, Ackerbau und Gewerbe gewährt, den des Goldes bei weitem, indem letzteres doch größtenteils nur zur Herstellung von allerhand Schmucksachen und unnützem Tand verwendet wird, während das Eisen einem weit höheren Zwecke dient; zweitens ist der Schaden, welchen das Eisen anrichtet, vorzugsweise nur ein äußerer; die Wunden, die es in der Hand des Kämpfers schlägt, können wieder heilen, tiefer aber und oft unheilbar sind die Wunden, welche das Gold mit seinem Gefolge von Verderbnis und Sünde dem Menschen im Innern beibringt.

5. Vergleichung.

Wie im menschlichen Leben das Gold mit seinem verführerischen Klange und seinem lockenden Glanze das Auge entzückt und das Herz bethört, so daß der Geblendete sich willenlos von seiner Macht umstricken läßt, so können wir auch in der toten Natur und im Tierreiche ähnliche Vorgänge beobachten. Wer sieht es dem reizenden, in den schönsten Farben prangenden Giftpilze, wer dem schlanken, schöngebildeten Fingerhut an, daß unter der glänzenden äußeren Hülle todbringendes Gift und Verderben schlummert? Ebenso ist es im Tierreiche. Je bunter und schöner die Schlange gefärbt ist, desto ratsamer ist es, ihre Nähe zu vermeiden; der buntgefleckte Tiger, der schlanke Leopard, sie verbergen ihre wilde, grausame Natur unter einem gefälligen Äußeren.

6. Beispiele.

Welchen schädlichen Einfluß das Gold auszuüben vermag, lehrt uns nicht nur die Natur, sondern das zeigt sich auch an zahlreichen Beispielen im Gebiete der Geschichte. Schon im

mythischen Zeitalter der griechischen Geschichte wird uns im Argonautenzuge die verderbliche Wirkung des Goldes vor Augen geführt, denn wir sehen, daß Jason, nachdem es ihm unter unsäglichen Mühen und Gefahren gelungen war, dem Könige Äëtes das goldene Vließ zu rauben, zugleich mit dem ersehnten Golde in der Person der Medea Unheil und todbringendes Verderben mit sich zu Hause führte, welches bald in furchtbarer Weise über ihn hereinbrach. Aber nicht nur an einzelnen Menschen, sondern auch an ganzen Volksstämmen läßt sich derselbe schädliche Einfluß des Goldes beobachten, so besonders am Untergange des ganzen alten Griechenland. So lange die Hellenen sich begnügten, das Eisen, welches ihnen ihre wichtigsten Gerätschaften in Krieg und Frieden lieferte, als erfolgreichstes Mittel zur Entwicklung der Bildung und Kultur zu betrachten, so lange bewahrten sie sich die Einfachheit und Reinheit ihrer Sitten und die Einigkeit, welche allein ein Volk stark und einig zu machen vermag. Sobald aber durch die wachsende Macht des Goldes, durch die ungeheuren Schätze, welche sich die Griechen im Handel mit den Nationen fast aller Länder erworben hatten, Luxus und Üppigkeit die Oberhand zu gewinnen begannen, trat Verweichlichung und Schwäche an die Stelle der alten Kraft und Tüchtigkeit, und mit Riesenschritten eilte der kaum auf dem Gipfel seiner Macht angelangte Staat dem Untergange zu. Wie Griechenland, so erging es später auch dem mächtigen römischen Staate, dessen Glanz, trotz aller Heere und geschickter Feldherrn, in kurzer Zeit verblich, als Üppigkeit und Schwelgerei ihren Sitz zuerst in Rom aufschlugen und sich von da aus mit Blitzesschnelle über das ganze Reich verbreiteten.

In neuerer Zeit ist besonders Spanien das Land, welches schwer unter den bösen Folgen des Reichtums zu leiden hatte und noch jetzt leidet. Dieses Land, welches die Natur mit ihren reichen Gaben teilweise zu einem wahren Paradiese geschaffen hat, vermag trotz seiner Fruchtbarkeit und der großen Fülle seiner Erzeugnisse sich nicht wieder zu dem geachteten und blühenden Staate emporzuschwingen, der es vormals ge-

wesen. Seine durch Ausschweifungen aller Art entnervten Bewohner sind teils faul, teils verstehen sie es nicht mehr, die reichen Hilfsquellen ihres Landes auszubeuten. Es geht ihnen gerade wie jenem Landmanne, der, nachdem er Jahr für Jahr im Schweiße seines Angesichts den Acker gepflügt hat, plötzlich zwischen den Furchen, die das Eisen gezogen, einen Schatz findet, und der nun nichts Eiligeres zu thun hat, als den Pflug in die Ecke zu stellen und ein neues, lustiges Leben zu beginnen. Er hält fröhliche Gelage und verjubelt bald in Trunk und Spiel den Schatz, der ihm nach seiner Meinung nur zu diesem Zwecke in den Schoß gefallen ist. Wenn er dann aus seinem Taumel endlich erwacht und sich ärmer und elender fühlt als zuvor, dann gedenkt er zu spät der Worte: „Ferro nocentius aurum, Gold ist schädlicher als Eisen".

7. Zeugnis.

Wie gefährlich der Reichtum werden kann, spricht Ovid nicht nur an einer Stelle, sondern an mehreren aus. So sagt er z. B.: „Effodiuntur opes, irritamenta malorum, es werden Schätze gegraben, Reizmittel zum Bösen." Auch Schiller zeigt sich ebenso überzeugt wie Ovid, daß das Gold am meisten dazu beiträgt, die guten Sitten zu verderben, in den Worten, welche der Meister Steinmetz in der dritten Scene des ersten Aktes von „Wilhelm Tell" ausruft:

„Mit eurem Golde — alles ist euch feil
Um Gold; wenn ihr den Vater von den Kindern
Gerissen und den Mann von seinem Weibe
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menschen, eh' ihr kamet,
Mit euch ist die Verzweiflung eingezogen."

8. Schluß.

Wir glauben in dem Vorangegangenen genugsam die Richtigkeit der Behauptung: „Ferro nocentius aurum" nachgewiesen zu haben, und das wird hoffentlich für manche eine Warnung sein, das Gold fernerhin nicht als ihren höchsten und kostbarsten Besitz anzusehen, denn früher oder später kommen sie doch zu der Überzeugung, daß vom Reichtum allein das

wahre Glück niemals abhängen kann, sondern daß die schönste Zierde des Lebens die Arbeit ist.

2. Μηδένα εἶναι τῶν ζώοντων ὄλβιον.

(Herodot I, 86.) Arrian. 7, 16. Solon an Krösus: Nemo ante mortem beatus.

Eine Chrie in folgenden Teilen:

1. ἐγκωμιαστικόν. 2. παραφραστικόν. 3. τὸ τῆς αἰτίας. 4. ἐκ τοῦ ἐναντίου. 5. παραβολή. 6. παράδειγμα. 7. μαρτυρία παλαιῶν. 8. ἐπίλογος.

Μηδένα εἶναι ꝛc. sind Worte Solons, dessen Name zu den gefeiertsten des Altertums gerechnet wird. Mit Recht wird Solon als Feldherr und Gesetzgeber der Athener gepriesen, deren Gemeinwesen er auf viele Jahrhunderte fest begründet hatte. Durch seine Dichtungen und seine Weisheit erwarb er sich solch Ansehen, daß ihn die Griechen zu den sieben Weisen zählten. Was er alles seinem Vaterlande Gutes erwiesen hat und wie er einzelnen Ratschläge und Hilfe erteilt hat, dies auseinanderzusetzen, würde zu weit führen; begnügen wir uns mit diesem weisen Ausspruche, der dem Krösus in der höchsten Lebensgefahr Trost war und auf ihn so tief gewirkt hatte, daß er später vor Cyrus bekannte, er schlüge es höher als alle Schätze an, mit Solon in ein Gespräch zu kommen. — So lange noch ein Mensch zu den Lebenden gehört, ist er nicht glücklich zu nennen, erst wenn ihn der Tod fortgerafft und wenn man sein ganzes Thun und Leiden überschauen kann, dürfen wir ihn glücklich oder unglücklich nennen. Hüten wir uns aber auch zu meinen, weil kein Lebender glücklich zu nennen sei, daß jeder darum unglücklich wäre; erst wenn das ganze Leben von dem einzelnen durchlaufen, ist ein richtiges Urteil zu fällen. — Glück ist alles Angenehme und Erfreuliche, das uns wider Erwarten und Berechnung zustößt, darum kann man es nicht durch eigene Arbeit und Thätigkeit erwerben; keiner von uns hat sein Los in der Hand. Überall abhängig von der Natur und den Mitmenschen, unter denen wir leben, haben wir weder die Macht, die Natur zu veranlassen, uns allezeit

Gesundheit und Wohlsein zu geben, noch unsere Mitmenschen, gerade auf uns Ruhm, Ehre, irdisches Gut zu häufen, nach denen jeder von ihnen auch verlangt Darum pflegen wir auch in dem Falle, daß wir uns in zufriedener Lage befinden, dem gütigen Geschick dafür zu danken, und geben damit zu erkennen, daß wir nur damit begnadigt sind, weil wir das Wohlsein nicht erwerben können. Glück kommt von außen an uns heran und darum geht es auch von uns, wenn es will; wir können es nicht bannen. Nur wenn letzteres der Fall wäre, wenn der Mensch es erwerben und bannen könnte, hätten wir recht, diesen oder jenen Lebenden glücklich zu nennen. Derselbe Mensch, welcher eben in der Fülle von Reichtum und Wohlsein verkehrt, kann im Augenblick danach zu den unglücklichsten gehören. Die Gesundheit des Leibes schlägt um in Krankheit, das Vermögen geht verloren und der, der eben der Glücklichste zu sein schien, ist der Beklagenswerteste von allen. Dies bewog den Solon zu seinem denkwürdigen Ausspruche: *Μηδένα εἶναι* 2c. — Wie herrlich stehen oft die Saaten im Sommer auf dem Felde und versprechen gesegnete Scheuern, allein ein starker Sturmwind oder ein harter Hagelschauer schlägt sie nieder, und gebrochen liegen die Halme auf der Erde und verdorren zum Schmerze des Bebauers. Krösus hat es erfahren, wie wahr jener Aussprach des Solon war, als er, einst der reichste Fürst Asiens und der glücklichste, wie er meinte, nach einem kurzen Kriege den Scheiterhaufen besteigen mußte und selbst unter den Flammen die Weisheit des Solon bekannte. Belsazar rühmte sich seiner Macht Jehovah gegenüber an üppiger Tafel und ward in derselben Nacht von seinen Knechten ermordet. Die Helvetier, im Stolz auf ihr bewährtes Kriegsglück, verlangten von Cäsar freien Durchzug durch die römische Provinz und wurden schmählich geschlagen. Napoleon, vor dessen Füßen ganz Europa demütig lag, endete im Elend auf St. Helena. Deswegen geben wir auch dem Dichter recht, wenn er sagt: „Glaub' nicht, daß der Gott im Schoße sitze, der sich mit stetem Glücke speist, die Folgezeit verändert viel." — „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben," sagt ein

Sprichwort, und ein anderes: „Glück und Glas, wie bald bricht das.“ (Vgl. Ovid. Metamorph. III, 135—188.) So wollen wir uns hüten, unsere Mitmenschen, wenn sie sich auch augenblicklich im Wohlsein befinden, glücklich zu preisen und wohl gar mit Neid auf ihren Reichtum zu schauen, aber auch nicht auf eigenes Glück und eigene Zufriedenheit pochen, sondern das Ende vor Augen haben, respice finem!*)

3. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

(Eine Chrie.)

In seinem „Tell“ führt Schiller in einer Scene den Freiherrn von Attinghausen vor in einem Gespräch mit seinem Neffen Rudenz. Rudenz will die Sache der Schweizer verlassen. Der greise Oheim ist darüber tief betrübt, und in ergreifender Weise läßt er an Rudenz die ernste Mahnung ergehen, nicht so zu handeln, wie er sich vorgenommen. Unter vielen schönen Worten spricht er auch jene denkwürdigen, die wert sind, tief in das Gedächtnis eingeprägt zu werden als eine Regel, nach der wir jederzeit zu handeln haben: „Ans Vaterland“ u. s. w.

Wir sollen also, sagte er, stets festhalten, daß wir das enge Band, mit dem die Natur uns an das Vaterland und an die Heimat geknüpft hat, nicht lockern oder gar dem Vaterlande, wenn es in Not und Gefahr ist, den Rücken kehren, sondern vielmehr die Liebe zu demselben im Herzen wachhalten und nähren. Dies ist der Sinn jenes Ausspruches. — Es ist leicht einzusehen, wie sehr Attinghausen damit recht hat. Denn was die Menschen Ehrwürdiges und Heiliges kennen, gewährte und lehrte uns das Vaterland. In ihm hat jeder das Licht der Sonne erblickt; hier gab er seine ersten Laute von sich; in der Sprache der Heimat lernte er seine ersten Worte sprechen, hier lernte er Frömmigkeit und Gottesfurcht. Die Grundlage unserer Bildung und Gesittung verdanken wir dem Vaterlande, und darum haben wir wiederum ihm den Dank für alles abzustatten, was es uns geleistet und am meisten,

*) Siehe Programm von Jonas.

wenn es in der Not unserer bedarf. Erweisen wir uns doch gegen einzelne, von denen wir Gutes empfangen, erkenntlich, wie es recht und billig ist; wie viel mehr Anspruch hat also das ganze Vaterland an uns, daß wir ihm treu und ergeben sind. — Wer dagegen jenen oft genannten Satz geltend machen wollte, ubi bene, ibi patria, wenn es mir in der Heimat schlecht geht, so sage ich mich von ihr los und suche mir in der Fremde eine Stätte, wo es mir wohl geht, der bedenke, daß er damit aus seinem Herzen die dankbare Gesinnung losreißen muß und damit Gefahr läuft, sittlich tiefer und tiefer zu fallen und Schaden zu nehmen an seiner Seele. In der Fremde aber wird er verachtet werden wie ein Sohn, der sich von seinen Eltern losgerissen hat und für sie nicht sorgt, und Freunde wird er nirgend finden, weil er sich zuerst von den Freunden der Heimat losgemacht hat. — Die Ameisen tragen wie Bienen in ihrer Republik alle gemeinsam die Mühen und Leiden und kämpfen eine für das Wohl und die Rettung der übrigen und des Ganzen; selbst die Zugvögel, welche doch die Fremde lieben, kehren, um zu nisten, immer wieder zur Heimat zurück, in der sie geboren. — Daß es aber die tugendhafte Gesinnung erfordert, sich an das Vaterland anzuschließen, haben die besten Männer aller Zeiten durch die That bewiesen. Die Sieger von Marathon sind leuchtende Beispiele, und die Besiegten von Thermopylä, welche lieber den Gesetzen des Vaterlandes gehorchten und in den sicheren Tod gingen, als das Leben retten wollten. Die Vaterlandsliebe des Perikles und Epaminondas, der Decier und Fabier ist allezeit gepriesen worden, und wie sollten wir nicht gedenken des riesigen Geschlechtes unserer Väter, welche nach vielen Jahren des größten Elends und der Knechtung zu Tausenden die Waffen ergriffen und durch Kampf und Tod auf den Schlachtfeldern jenen Spruch des Attinghausen bekannten: „Ans Vaterland" u. s. w. In derselben Gesinnung spricht Horatius: dulce et decorum est pro patria mori; Luther in der Bibelübersetzung: Bleibe im Lande und nähre dich redlich; der Dichter des Liedes: Ich hab' mich ergeben u. s. w. und die große Zahl patriotischer Lieder

nicht bloß unseres Volkes, sondern aller Völker. Bewahren wir also den goldenen Spruch des Attinghausen in unseren Herzen; wir, die Nachkommen jener Kämpfer von 1813—15, vor allen wollen stets eingedenk sein, daß eine reine tugendhafte Gesinnung und Menschenliebe am kräftigsten gepflegt werden auf dem heimatlichen Boden, der uns hervorgebracht und gebildet hat.

§ 26.

III. Dispositionen.

1. Nur Beharrung führt zum Ziele.

(Sprüche des Konfucius.)

I. Einleitung.

1. Exordium. Unter den Gedichten der dritten Periode hat Schiller zwei, denen er die Überschrift Sprüche des Konfucius gegeben hat, wahrscheinlich wegen des tiefen Inhalts und der mystischen Ausdrucksweise. Der erste Spruch stammt von 1795 und verursachte bei Humboldt wegen der knappen Ausdrucksweise und des innern Gehalts viel Freude. Der zweite wurde 1799 gedichtet. Während der erste von der richtigen Benutzung der Zeit handelt, beschäftigt sich der zweite mit dem dreifachen Maße des Raums und dessen bildlicher Bedeutung für das menschliche Streben und Handeln. In diesem letztern kommen in der zweiten Strophe die kernigen, inhaltreichen Worte vor: „Nur Beharrung führt zum Ziele."

2. Vorbereitung.

A. Worterklärung.

a) Beharrung:

α) in der Physik bezeichnet Beharrung diejenige Eigenschaft eines Körpers, vermittels welcher er das Bestreben hat, so lange in ein und derselben Lage zu bleiben, bis er durch irgend eine Kraft daran gehindert wird.

β) in bildlichem Sinne bezeichnet es das Festhalten und die stete Verfolgung gewisser Ideen, die uns zu einem Zwecke dienen sollen.

b) Ziel ist der Endzweck einer jeden körperlichen oder geistigen Thätigkeit.

B. Sinnerklärung.

Um irgend welche Zwecke zu erreichen, ist es nötig, daß wir dieselben stets vor Augen haben und uns nicht etwa durch eintretende Schwierigkeiten abschrecken lassen.

II. Begründung

3. Causa. Das Streben nach fast allen Gütern ist mit Schwierigkeiten verbunden. Die Überwindung derselben kostet Mühe und Anstrengung. An die Stelle beseitigter Schwierigkeiten treten oft neue. So wird neue Ausdauer zur Bekämpfung nötig.

4. Contrarium. Beharrt man bei entgegengesetzten Eigenschaften wie Unbeständigkeit, Wankelmut, Leichtsinn, Unruhe, so kommt man entweder gar nicht zum Ziele oder langsamer oder unvollkommener. Es geht so eine Masse Zeit unnütz verloren, die Kräfte werden erschöpft, es fällt einem der Mut, und Mutlosigkeit macht bekanntlich immer müde. So wird also das Ziel, wonach wir streben, unseren Augen immer weiter entrückt.

5. Comparatio. Ameisen. Bienen. Vögel beim Nestbau. Maler beim Zeichnen eines Gemäldes.

6. Exempla. Loyola, Schiller selbst trotz vielfacher Krankheit. Demosthenes. Missionare. Columbus. Guttenberg. Bahn über und durch den Mont-Cenis. Atlantisches Kabel. Suez-Kanal.

7. Testimonia. Steter Tropfen höhlt den Stein. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. Es wird kein Meister geboren. Geduld überwindet alles. Wer ernten will, muß säen. Es fliegen einem keine gebratenen Tauben ins Maul. Keine Eiche fällt beim ersten Streiche. Wer etwas Treffliches leisten will, Hätt' gern was Großes geboren, Der sammle still und unerschlafft, Im kleinsten Punkt die größte Kraft.

III. Schluß (conclusio).

Entweder eine Recapitulatio
oder „ Adhortatio.

2. Ferro nocentius aurum.

Ovidius.

1. Urheber: Ovid, einer der größten römischen Dichter, Zeitgenosse des Augustus. Goldenes Zeitalter der römischen Litteratur. Üppigkeit und Reichtum fingen an, die alten einfachen Sitten zu verdrängen. Die Römer kannten zuerst nur das Eisen. Ovid ist gerade zu einem solchen Ausspruch berufen.

2. Umschreibung des Sinnes.
   a) Wörtliche Übersetzung ins Deutsche.
   b) Sinn der Worte: Gold steht für Reichtum und die Gefahren, Schaden und Nachteile, die es mit sich bringen kann.

3. Vernunftbeweis:
   a) Inwiefern verursachen Gold oder Reichtum Schaden und Nachteil?
      A. Wo es sich anhäuft, wird der einzelne und ein ganzes Volk verweichlicht und entnervt, überhaupt wird dadurch der Weg zu allerhand Lastern gebahnt.
      B. Es erregt Neid und Habsucht
         a) zunächst in dem, der es nicht hat,
         b) in dem, der es hat.
      C. Es kann leicht zum Mammon werden, woran der Reiche sein Herz hängt, so daß er Höheres darüber vergißt.
      D. Es ist ein Mittel zur Bestechung und zur Verlockung zur Ungerechtigkeit.

4. Verkehrtheit des Gegenteils.

Eisen ist das Gegenteil von Gold. Leicht könnte man behaupten, das Eisen sei schädlich, weil es zu mörderischen Waffen verwandt wird. Dem ist aber nicht so, denn das Eisen verursacht meist nur einen äußeren Schaden, schädigt aber nicht auch innerlich.

5. Vergleichung: (Der Stoff wird aus der toten Natur oder dem Tierreich genommen.) Wir sollen etwas suchen, was wie das Gold äußerlich schön, aber doch verderblich ist:

a) mit dem Gold ist es wie mit schönen Giftpflanzen.
b) ebenso ist es mit manchen schönen Tieren, sie sind äußerlich schön, aber sehr gefährlich.

6. Beispiel:

A. Aus der Geschichte.

a) Die verderblichen Folgen des Reichtums sieht man an dem ganzen alten Griechenland, wo so große Üppigkeit herrschte, daß viele Orte deshalb berüchtigt waren.
b) Jason und der Argonautenzug und das große Unheil, daß er durch Medea erlebte.
c) Kalifornien, der Schauplatz vieler blutiger Thaten, Spanien, durch seine Schätze ganz um seinen sittlichen Grund und seine politische Macht gebracht.
d) Das römische Reich ging infolge des Reichtums und seiner bösen Folgen immer mehr abwärts.
e) Ersonnenes Beispiel. (Landmann, Schatz, gewöhnt sich ans Trinken u. s. w.) Auch hieraus sieht man „Ferro nocentius aurum" etc.

7. Testimonia.

Effodiuntur opes, irritamenta malorum. (Nicht nur an einer Stelle, sondern auch an andern spricht Ovid diese Wahrheit aus, z. B. u. s. w.)

8. Schluß: Man glaubt die Richtigkeit der Behauptung nachgewiesen zu haben, und das wird eine Warnung sein, daß man nicht in übergroßem Eifer nach Gold strebt und nicht die beneidet, die reichlich damit versehen sind.

3. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht.

(Freiere Form der Chrie.)

I. Einleitung.

1) Verschiedene Arten:

1. Art. Man geht von der allgemeinen Wahrnehmung aus, daß die Menschen oft ihre Handlungen übereilen, anstatt sie vorher reiflich zu überlegen, und daß übereilte Handlungen

leicht einen bösen Ausgang haben; das ist die Veranlassung, daß der Volksmund das Ende, welches solche Leute an ihren Handlungen erleben, in diese Fassung gebracht hat.

2. Art. Die Menschen werden von zahlreichen Übeln und Leiden heimgesucht; die Ursachen derselben sind sehr verschieden, oft aber liegen sie im Menschen selbst; eine solche erwähnt unser vorliegendes Sprichwort.

Gegensatz: Wer seine Handlungen überlegt, hat meist einen sehr guten Ausgang seiner Thaten zu erwarten.

3. Art. In manchen Lagen des Lebens ist ein rasches, entschiedenes Handeln erforderlich und geboten; man denke an die Rettung Baumgartens durch Tell und an den säumigen Fischer Ruodi; und an Sprichwörter, wie „Frisch gewagt ist halb gewonnen". Die Jugend. Aber meistens wird es geraten sein, zu überlegen, bevor man handelt.

2) Wort- und Sinnerklärung.

Der Sinn obiger Worte ist nicht zu verkennen, der Spruch richtet eben an uns die Aufforderung, mit besonnener Überlegung zu handeln, besonders in dem Falle, daß man vor einer bösen That steht, die hernach Enttäuschung, Reue und andere böse Folgen mit sich bringen kann.

II. Hauptteil oder Beweisführung.

1) Vernunftbeweis. Wie kommt es denn, daß unüberlegte Thaten dem Menschen Leid bringen können?

a) Denkt man nicht vorher, so wählt man nicht die rechten Mittel und ist über den Ausgang der Handlung nicht im klaren;
b) man ist von Leidenschaft geblendet, so daß man wie von einem Sturme dahingerafft wird, unser Urteil befangen, unser Wille gelähmt ist.

2) Exempla.

Die Geschichte ist reich an solchen Beispielen, welche bezeugen, daß unüberlegtes Handeln fast stets Reue zur Folge hat:

a) Alexander der Große, nachdem er seinen besten Freund Klitus getötet hatte.
b) Karl der Große nach der Niedermetzelung der 4500 Sachsen zu Verden an der Aller.

c) Ludwig und die Blendung Bernhards.

d) Frankreich, nachdem es den unüberlegten Krieg gegen Deutschland entzündet hatte.

e) So ist es also namentlich bei aufbrausendem Zorn, bei religiösem und politischem Fanatismus (Religionskriegen, Revolutionen), überhaupt bei allen heftigen Leidenschaften, die das Herz des Menschen in Aufregung versetzen.

f) Man denke auch an einen Kaufmann, den seine schnöde Gewinnsucht zu unüberlegten gewagten Spekulationen hinreißt,

g) an einen Menschen bei der Spielbank;

h) Johannes Parricida und Othello.

3) Auch die Natur bietet uns ein Beispiel zur Erläuterung obigen Spruches an dem dürstenden Wanderer, der bei brennender Hitze eine Quelle findet und nun unvorsichtigerweise in langen Zügen das kalte Naß schlürft; mit Krankheit, wenn nicht mit dem Tode, muß er seine Übereilung büßen.

4) Testimonia. Die obige Wahrheit findet sich auch in den Schriften großer Männer sowie in volkstümlichen Redensarten ausgedrückt, z. B. der Wahn ist kurz, die Reue lang; Guter Rat kommt über Nacht; Alles Ding will vor*) Rat, dann That haben; Blinder Eifer schadet nur.

III. Schluß. Das entgegengesetzte Verfahren. Wer aber im Gegenteil erst alle Verhältnisse ins Auge faßt und alle möglichen Folgen erwägt und dann mit klarem Blick und hellem Verstande ans Werk schreitet, der sieht die Dinge, wie sie sind und wird schwerlich hernach etwas zu bereuen haben. Er wird vielleicht auch einmal eine falsche Berechnung machen oder einen Mißgriff thun, aber nie wird er eine That verblendeter Leidenschaft zu bereuen haben.

---

*) Vor für vorher. So singt auch M. Opitz in seinem Lied: Auf Leyd kompt Freud vor 1624:

„Vor hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich" u. s. w.

**4. Wir Menschen werden wunderbar geprüft,
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn.**

Goethes „Tasso“.

I. Einleitungen:

a) Litterar-historischer Zusammenhang, vgl. Akt 2, Sc. 4.

b) Während sonst als Mittel gegen Prüfungen Gottvertrauen und Glaube genannt werden, ist hier der Leichtsinn als ein solches Mittel anempfohlen.

c) Ausgehend von der Allgemeinheit der Prüfungen, die nicht nur über Gottlose und Ungerechte, sondern auch über Fromme und Gerechte verhängt werden. — Wie verhalten sich solche Prüfungen zur göttlichen Gerechtigkeit? — Hiob.

d) In medias res.

II. Worterklärung.

a) Prüfen = entdecken, durch einen Versuch zu erfahren suchen, ob ein Gegenstand echt oder unecht, schön oder häßlich, gut oder schlecht ist. — Hier sind Prüfungen die Leiden, Übel, Widerwärtigkeiten des Lebens, die der Fromme als Erforschungen des wahren Glaubens und Gottvertrauens ansieht.

b) Leichtsinn.

1) Im allgemeinen eine üble Eigenschaft, ein Fehler des Menschen, infolgedessen derselbe dem Wesen der Dinge nicht auf den Grund geht, sondern sich mit einer oberflächlichen Behandlung begnügt.

2) Hier = leichter Sinn, der sich von den Prüfungen nicht niederdrücken läßt.

c) Natur: die unveränderliche und wesentliche Einrichtung des Weltalls.

d) Hold: gleich lieblich, gütig, angenehm für den Menschen.

III. Sinnerklärung.

IV. Beweisführung.

a) Die Prüfungen, die oft unvorbereitet den Menschen treffen, meistens Verluste an äußeren und inneren Gütern:

1) Krankheit — Tod — Trennung — Armut — Entbehrungen.

2) Verlust der Ehre — Verleumdungen — vereitelte Erfolge und getäuschte Hoffnungen —

b) hilft der leichte Sinn ertragen, denn:

1) In Bezug auf die Vergangenheit macht er uns der vergangenen Leiden vergessen.

2) In Bezug auf die Gegenwart:

α) wenn diese glücklich ist, läßt er uns dieselbe genießen;

β) wenn sie unglücklich ist, vermindert er die Sorgen und den Kummer.

3) Für die Zukunft erfüllt er uns mit Mut und Hoffnungen, vertreibt die Furcht, wehrt die Verzweiflung ab.

c) Stellen ähnlichen Inhaltes:

1) Des Lebens ungemischte Freude u. s. w.

2) (zu IV α) Braut von Messina: „Wer im Besitz ist."

3) Horaz, lib. II, Ode 16, V. 25—28.

5. Il n'y a pas de si petit buisson qui ne porte son ombre.
(Das kleinste Ding kann wichtig werden.)

I. Einleitungen.

1. Wo wir große Wirkungen sehen, schließen wir auch auf große Ursachen, aber wenn dies auch meist richtig gefolgert ist, so ist es doch nicht immer richtig. Denn oft haben die größten und wichtigsten Ereignisse einen sehr kleinen, bescheidenen und unscheinbaren Anfang.

2. Kleine Anfänge und unbedeutende Dinge werden von den Menschen oft gering geachtet. Das scheint besonders in unserm Zeitalter recht Mode zu werden. Wir brauchen nur die Plakate anzusehen, welche große Aktienunternehmungen und Börsenschwindel u. s. w. ankündigen. Danach scheint es, als könne Großes nur aus Großem entstehen, und doch hat auch das Kleinste im göttlichen Weltplane seine Bedeutung. Ein zündender Funke genügt, um Felsen und Mauern zu sprengen. Also aus scheinbar Geringem und Ohnmächtigem kann Großes entstehen.

3. Alles Große in der Weltgeschichte ist von einzelnen, niemals von vielen zugleich ausgegangen. Wenn nun solche Menschen in bevorzugten Lebensverhältnissen gleichsam schon durch ihre Geburt mit Hoheit, Macht und Reichtum bekleidet oder mit Talent und Geist ausgestattet, Großes zu stande brachten, so ist das etwas ganz Natürliches. Solche Günstlinge des Glücks hat Schiller in seinem „Glück" im Auge, wenn er ausruft:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen.
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt."

4. Die Geschichte beweist, daß viele, denen die Gunst des Himmels schon bei ihrer Geburt zu teil wurde, doch oft nichts Sonderliches leisteten, im Gegenteil oft recht Gewöhnliches oder gar Verwerfliches gethan haben.

Diese Ansicht und Behauptung bewahrheitet sich auf zwei Gebieten, sowohl auf dem des Guten als auch des Bösen.

Wo kann man das Kleine suchen?

A. im Leben der Menschen und zwar
   A. im äußeren, sei es aus eigner Erfahrung oder in der Geschichte, mit Rücksicht
      a) auf Geburt,
      b) Schicksale,
      c) Entdeckungen oder Erfindungen;
   B. im inneren Leben der Menschen
      a) dem geistigen,
      b) dem moralischen;
B. in der den Menschen umgebenden Natur.

II. Kurze Zusammenfassung des Sinnes.

III. Beweisführung:

A. Induktionsbeweis:

Anwendung auf den Menschen.

1. Äußere Verhältnisse:

α) Trotz geringer Geburt haben viele Menschen Großes erreicht: Marius — Cicero (homines novi), Herder, Winckelmann, Gregor VII., Luther.

Sie wurden begünstigt:

von den Zeitverhältnissen; Cicero, Catilina.

von Thatkraft, Ausdauer, Ehrgeiz.

β) Von den wenigen Jahren unserer Jugend hängt meist unser zeitliches und ewiges Glück ab.

γ) Eine einzige Unvorsichtigkeit (Pulver) kann den Menschen zum lebenslänglichen Krüppel machen.

δ) Ein einziger Moment und Entschluß wirkt bestimmend: Augustinus und seine Bekehrung.

ε) Ein Unfall (Spekulation) macht oft den Reichen zum Bettler, ein Glücksfall den Lazarus zum Krösus.

ζ) Eine Schlacht (Sonnenblicke, Aufwirbeln des Staubes) entscheidet oft über das Glück ganzer Nationen.

2. Inneres Leben des Menschen:

1) Wie aller Anfang schwer ist, so ist auch aller Anfang klein, besonders wenn es sich um die Bildung des Menschen

α) geistige: Sprachen,

β) moralische: (Tugend)

handelt. Viele sind zu Großem gekommen, aber keinem war der kleine Anfang erspart. Ebenso ist's auf dem Gebiete des Guten und Bösen. Beides ist anfangs klein im Menschenherzen, kann aber, wenn es etwas Gutes ist, zur größten Vollkommenheit, wenn es etwas Böses ist, zur größten Verkommenheit führen. So hat der erste unbestrafte Leichtsinn den Menschen oft zum Leichtsinnigen, der erste unbestrafte Diebstahl zum Dieb oder gar zum Räuber gemacht.

2) Das Christentum anfangs klein (Senfkorn).

3) Domitianus: Fliegenfänger — Menschenquäler.

4) Erfindungen:
   α) James Watt (Dampfmaschine).
   β) Galvanismus (Froschschenkel).
   γ) Schiffahrt: Flöße, ausgehöhlte Baumstämme.

3. Geschichtliches:
   α) Rom,
   β) Karthago,
   γ) preußischer Staat.

B. Beweis aus der sinnlichen Natur:
   a) Ein kleiner Stein, der ins Wasser geworfen wird, ruft große Ringe und Kreise im Wasser hervor.
   b) Ein Schneeball kann zur Lawine werden.
   c) Aus einem kleinen Saatkorn wird eine große Pflanze,
   d) aus einem kleinen Funken ein großes Feuer.

C. Testimonia:
   1) Selbst ein Haar wirft einen Schatten.
   2) Der kleine Mann fällt die große Eiche.
   3) Le verre d'Eau par Scribe, Acte I. 4. „Il ne faut pas mépriser les petites choses, c'est par elles qu'on arrive aux grandes.“

Schluß.

1. Art.

An jedes wende du dein ganz Gemüt,
Die ganze Seele, alle Lieb' und Treue,
Wer nur den Tag gewinnt, der hat die Schlacht
Gewonnen! Du gewinne Augenblicke!

2. Art. Diese Wahrheit kann für uns sehr wichtig werden, wenn wir lernen, Kleines nicht unbeachtet zu lassen, mögen wir es in der toten Natur oder im Menschenleben finden, und wenn wir lernen, uns auch selbst, wenn auch fern von Hochmut, in richtiger Weise selbst zu schätzen. Denn, sagt ein deutsches Sprichwort:

„Es scheint ein Mensch oft sehr gering,
Durch den Gott schaffet große Ding.“

6. Nicht in die ferne Zeit verliere dich! Den Augenblick ergreife! Der ist dein.

I. Einleitungen.

1. In medias res.

2. Ausgehend vom leichtsinnigen und sorglosen Genuß der Gegenwart. (Pylades.)

3. Ausgehend von dem infolge trauriger Erinnerungen an vergangene Zeiten gar zu ernst und schwermütig gewordenen Charakter vieler Menschen. (Orest.)

II. Übergang.

III. Arbeit selbst.

1. Wort- und Sinnerklärung.

a) Worterklärung. Gegensätze in unserm Ausspruch sind ferne Zeit und Augenblick; ferne Zeit kann Vergangenheit oder Zukunft sein. Augenblick in engerer Bedeutung: ein Zeitraum, der so lange dauert, wie ein Blick mit den Augen; in weiterer Bedeutung heißt es soviel wie Gegenwart;

sich verlieren. 1) verlieren (aktivisch gebraucht); Voraussetzung dabei ist, daß man etwas hat. Dieser Besitz trennt sich vom Besitzer ohne Zuthun anderer und meist bei Nachlässigkeit und Fahrlässigkeit des Besitzers;

2) sich verlieren (medial); Besitzer ist Subjekt und Objekt. Es heißt: durch eigene Nachlässigkeit, ohne Zuthun anderer seine Person aus dem Auge bekommen.

b) Sinnerklärung. Man versenke sich nicht so tief und nutzlos in die Vergangenheit und bedenke auch nicht so sehr die Zukunft, daß man die Gegenwart unbenutzt vorübergehen läßt.

Übergang zur Beweisführung:

1) Allerdings soll der Mensch auch rückwärts in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft schauen, um aus alten Ereignissen Lehren zu ziehen und sich bei seinen Thaten bei ihnen Rat zu holen; er soll dabei thun wie Schiller sagt:

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das drückende Gleichmaß der Tage
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben."

2) Aber man soll nicht mit so wehmütigen und schmerzlichen Gefühlen und mit so tiefer Verzweiflung zurückblicken und mit so bangen Sorgen oder anhaltender Furcht in die Zukunft sehen, daß man untauglich wird, die Gegenwart recht zu ergreifen.

2. Beweisführung:

a) Denn nützt jener Blick in die Vergangenheit etwas? Nein, Vergangenheit läßt sich nicht zurückbringen, aber durch gute Benutzung der Gegenwart läßt sich oft manches wenigstens teilweise wieder gut machen, was wir in der Vergangenheit verfehlt haben. Z. B.: Wenn ein Schüler seine Jugendzeit mit Faulenzen zugebracht hat und es kommt ihm dies zum Bewußtsein, so kann er durch fleißiges Benutzen der Gegenwart noch vieles wieder erlernen;

b) Es ist auch unnütz, uns in die Zukunft zu versenken, da diese nicht in unserer, sondern in Gottes Hand liegt, wie dies auch Schiller ausdrückt in der „Braut von Messina":

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut,
Die der flüchtige Sohn der Stunde
Aufbaut auf dem verderblichen Grunde."

Dasselbe sagt ein altes Sprichwort: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt."

c) Aber unsere Gegenwart liegt in unserer Hand. Wenn dem so ist, so können wir sie ordentlich verwerten. Thun wir das nicht, so müssen wir sie entweder verträumen oder sie gar verschwenden. Das eine ist thöricht, das andere unsittlich; folglich müssen wir den Augenblick ergreifen. (Bild eines Jägers, der in die Ferne und Weite sieht, während das Wild in seiner Nähe vorbeirennt.)

d) Testimonia. Goethe:

„Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehn
Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht.“
(Goethes Iphigenie. Akt IV.)

„Liegt dir gestern klar und offen,
Wirst du heute kräftig frei,
Kannst du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht wen'ger glücklich sei.“
(Zahme Xen. Band III. S. 94.)

Goethe in seinen Epigrammen:

„Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.“

Derselbe in „Hermann und Dorothea“:

„Der Augenblick nur entscheidet
Über das Leben der Menschen und über sein ganzes Geschicke.“

Dies letztere ist zwar nicht so streng zu behaupten, aber es kann doch im Menschenleben Augenblicke geben, in denen dieser Spruch sich bewahrheitet.

IV. Schluß.

Wir haben so erkannt, daß die Vergangenheit die Mutter der Gegenwart und diese die der Zukunft ist, sich also nicht von ihr trennen läßt. Deshalb sollen wir uns zwar nützlich der Vergangenheit und Zukunft erinnern, jedoch die Hauptsache soll immer die Benutzung der Gegenwart sein.

Arbeitswink: Nach dieser Disposition kann man die oben unter d) als Testimonia angeführten Aussprüche ausarbeiten lassen!

7. Mit des Geschickes Mächten Ist kein ew'ger Bund zu flechten.

I. Verschiedene Arten der Einleitung.

1. In Sprichwörtern und Dichterstellen wird uns sehr häufig die Unbeständigkeit des Glücks entgegengehalten.

a) „Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem Wechsel des Monds“ u. s. w.

b) „Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle!“

c) Hans Sachs nennt das Glück gern das walzende.

d) „Heute rot, morgen tot — heute reich, morgen arm.“

2. a. Schon in den Schriftwerken der Alten (vgl. Herodot III, Kap. 39—44 und dazu Garve: Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben Bd. II, Abhdlg. über zwei Stellen des Herodot) finden wir die Idee von der Eifersucht und dem Neide der Götter über andauerndes menschliches Glück. An Solon und Krösus und Polykrates und Amasis wird uns solches von Herodot veranschaulicht.

b. Aber nicht bloß bei den Griechen, sondern bei allen Völkern ist das Gefühl von der Unbeständigkeit eines ungewöhnlichen Glückes wach. So finden wir eine der griechischen verwandte Idee in einer persischen und in einer niederländischen Sage.

α) vom Vezier Caverscha, der reich und mächtig ist, seinen Siegelring in die Badewanne fallen läßt, ohne daß derselbe untersinkt. Dies hält Caverscha für zu großes Glück und bereitet sich auf seinen Sturz vor, der auch bald eintritt. (Vgl. die Sammlung persischer Märchen: Tausend und ein Tag [Tag 21].)

β) Die Sage von der Jungfrau von Stavorn (vgl. Grimm, deutsche Sagen Bd. I, S. 239, Simrock [Rheinsagen] und Viehoff in seiner Erläuterung der Schillerschen Gedichte).

II. Übergang.

Dieser Idee der Unbeständigkeit großen menschlichen Glückes verleiht auch Schiller in seiner Glocke Worte:

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.“

III. Hauptarbeit.

1. Zusammenhang.
2. Wort- und Sinnerklärung.

A. Worterklärung:

a) die Mächte des Geschickes = das mächtige Geschick (vgl. Ägyptens König u. a.), das heißt die Lebensumstände, die wir

α) entweder selbst verschulden oder
β) Nebenmenschen veranlassen oder
γ) Gott besonders verhängt oder
δ) die Natur (Sturm, Meer).
b) Bund?

B. Sinnerklärung. Das Glück ist nicht beständig; man darf sich daher nicht auf dasselbe verlassen, sondern muß immer auf den Wechsel desselben gefaßt sein.

3. Beweisführung. Das Glück des Menschen kann sich auf zweierlei Güter beziehen: a) innere, b) äußere. Zu den innern gehört:
a) geistige Frische,
b) Herzensfriede, gutes Gewissen,
c) Willensstärke.

Zu den äußern: Gesundheit, Vermögen, Ämter und Ehrenstellungen. Alles dieses muß also leicht vom Guten ins Böse umschlagen können. Das lehrt die Erfahrung:
a) ein Arbeiter, der gefährliche Arbeit zu verrichten hat,
b) der Soldat,
c) der Kaufmann,
d) Polykrates,
e) Ödipus — Fürstin von Messina.

4. Warum wechselt das Geschick so leicht? S. Worterkl. a.

IV. Schluß.

Aequam memento etc.
Horaz.

8. L'union fait la force.

I. Einleitungen.

1. Wahlspruch des Königreichs Belgien. Man gehe ein auf die politischen und geographischen Verhältnisse dieses Landes. Im Übergang sage man, daß dieser Ausspruch auf alle menschlichen Verhältnisse sich mit Nutzen anwenden läßt.
2. Ausgehend von der symbolischen Handlung des Thracierfürsten Skilurus (Sehet, meine Söhne, wie diesen Pfeilen

so wird es euch ergehen, wenn ihr nicht in brüderlicher Eintracht lebt). Übergang: Der Gedanke, der in dieser symbolischen Handlung veranschaulicht ist, begegnet uns auch in einer Reihe von Sprüchen und Sentenzen. So auch im belgischen Wahlspruch: L'union fait la force.

3. Ähnliche Aussprüche:
   a) Ausspruch des sterbenden Attinghausen:
      „Seid einig, einig, einig!"
   b) „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern" u. s. w.
   c) Sall. de bell. Iug. X. § 6 ff.: Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur.
4. Man gehe von der Wichtigkeit und Schönheit der Eintracht aus (vgl. Schillers „Glocke").
5. Von den schädlichen Folgen der Zwietracht
   a) im Familienleben,
   b) im Staate (Karthago, Deutschland, Frankreich, Spanien). Folgen: Parteihaß, Bürgerkrieg (vgl. Schillers „Glocke").

II. Hauptteil.

1. Wort- und Sinnerklärung.
   A. Worterklärung:
      a) „L'union" ist ein Zustand, der das Resultat der Eintracht ist,
      b) fait = bewirkt.
      c) la force = die Stärke, Kraft.
   B. Sinnerklärung: Einigkeit macht stark.
2. A. Causae, B. Simile, C. Exempla, D. Testimonia, E. Contrarium.
   A. Dir. Beweis. Worin liegt der Grund, daß Einigkeit stark macht?

   Wo Eintracht herrscht, da sind alle von gleichen Gesinnungen beseelt, da vereinigen sich die Kräfte, um das gleiche Ziel zu verfolgen, da ist auch der Schwächste imstande, als ein Glied oder Gelenk am großen Ganzen zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes etwas beizutragen.

   B. Versinnlichung dieser Wahrheit durch ein Gleichnis:
      a) an einem Heere,

b) an den Ameisen,
c) an den Bienen,
d) an einer Lawine,
e) an einer Mauer,
f) am Wassertropfen.

C. Veranschaulichung der obigen Wahrheit durch Beispiele aus der Geschichte.

a) Das römische Reich (vgl. Sallust); Menenius Agrippa bei der ersten migratio in montem sacrum.
b) Das Schweizer Volk im Kampfe gegen das Haus Habsburg (vgl. Schillers „Wilhelm Tell").
c) Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870—71 im Vergleich mit den Zeiten des Rheinbundes in den Jahren 1806—1807.
d) Griechenland während der Perserkriege im Vergleich mit dem Kriege gegen Macedonien und Rom.
e) Die deutschen Freiheitskriege.
f) Das jüdische Volk vor der Spaltung (975).

D. Testimonia. (Vgl. Einleitung Nr. 3.)

1) Friede ernährt, Unfriede verzehrt.
2) Gespaltne Glocke hat bösen Ton.
3) Eintracht giebt Macht.
4) Die Eintracht ist ein festes Band,
Sie hält zusammen Leut' und Land.
5) Viele Tröpflein machen Wasser.
6) Viele Reglein machen naß.
7) Viele Birnlein machen einen Haufen.
8) Wo Einigkeit ist, da wohnet Gott.
9) Einträchtig ist einträglich.
10) Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

E. Contrarium. Wie anders ist es da, wo Zwietracht herrscht, wo die Kräfte zersplittert und so geschwächt sind, ja wohl wider einander gekehrt!

III. Schluß. Möchte jede Familie, jede Korporation, jedes kleinere und größere Gemeinwesen doch die Wahrheit beherzigen: „L'union fait la force".

9. „Das Leben ist ein Krieg.“

Young.

I. Einleitungen.

1. Edward Young, englischer Dichter, geboren 1681 in Hampshire, studierte die Rechte, später Doktor der Rechte mit dem Wohnsitze in London. Nachher wurde er Geistlicher und heiratete eine Frau, die zwei Stiefkinder hatte. Er verlor alle drei bald nach einander, welche Schicksalsschläge die Quelle seiner berühmtesten Dichtung wurden, der „Night-thougts“, lyrisch-erhabene, sittlich-religiöse Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit. Ebert und Benzel-Sternau übersetzten ihn ins Deutsche.

2. Man hat das Leben oft verglichen z. B. mit einer Reise, einem Strome, Traume, Jammerthal u. s. w., so auch mit einem Kampf.

II. Paraphrasis.

Young wollte mit seinem Ausspruch offenbar sagen, daß das Leben des Menschen ein beständiger Kampf sei.

III. In der That hat der Mensch zu kämpfen:

1. mit sich selbst
   a) in physischer (leiblicher) Beziehung (Schwäche, Krankheiten, Nahrungssorgen),
   b) in geistiger Beziehung (mit Unwissenheit, Vorurteil, schwierigen Erkenntnissen, den Meinungen anderer), z. B. Lessing.
   c) in moralischer Beziehung (mit der Sinnlichkeit, Versuchern);
   d) mit sozialen Verhältnissen, z. B. der Armut, den Nachteilen des niedrigen Standes.
2. mit anderen in obigen drei Beziehungen,
3. mit der Natur (Kampf mit Wind und Wetter, Hitze und Kälte, gegen tierische Angriffe, Unfruchtbarkeit u. dgl.).

IV. Wie schön wäre es, wenn der Mensch mit sich, mit anderen und mit der Natur in Frieden lebte, wie es in der Sage vom Paradiese oder vom goldenen Zeitalter der Alten

heißt. Sollte dies der Fall sein, so müßte der Mensch und die Natur noch unverdorben sein!

V. Auch in der Natur sehen wir überall Streit:

1. Die Pflanze kämpft um ihr Entstehen, Keimen und Wachsen gegen viele Feinde!
2. Der Tiere Leben wird von vielen Gegnern (Krankheiten und anderen Tieren) bedroht. Beispiele!
3. In der unorganischen Natur selbst herrscht Kampf und Streit. Man denke an einen Sturm auf dem Meere, an ein Gewitter, Wassersnot, Vulkane, chemische Prozesse.

VI. Die Geschichte ist reich an Beispielen, daß der Mensch äußerlich oder innerlich zu kämpfen hat. Z. B. Hannibal, Augustinus, Justinus Martyr, Luther, Paulus u. a.

VII. Schon Hiob sagt Kap. 7, V. 1: „Muß nicht der Mensch immer in Streit sein auf Erden?" Euripides: „*Μηδεῖς ἄλυπος*". Horaz: „Nihil est ab omni parte beatum" (Ode 16, 27). Seneca: „Nihil est tam fallax quam vita humana; nihil tam insidiosum". Auch kann man die Stelle aus „W. Tell" verwerten:

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

Goethe: Machet nicht viel Federlesen,
Schreibt auf meinen Leichenstein:
„Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

VIII. Schluß.

1. Das Leben ist ein Kampf; kämpfen wir darum männlich!
2. Viele ermatten im Kampf; solche Kämpfer bringen sich um den Lohn und die Krone. Geben wir nicht den Kampf auf!

10. Des Lebens ungemischte Freude Ward keinem Irdischen zu teil.

I. Einleitungen.

1. „Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle!" So giebt es eine Menge sprichwörtlicher Redensarten und Bezeichnungen für die Unbeständigkeit des Glücks.

„Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond!"

Heute reich, morgen arm!

Aus dem Übermut führt eine kurze Straße zur Demut.

2. Schiller besingt gern die Unbeständigkeit des menschlichen Glücks. In der Glocke:

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

Der Mensch soll sich nicht auf sein Glück verlassen, die Grundidee im „Ring des Polykrates".

3. Viele leben in Sicherheit — denken nicht an einen Glückswechsel.

4. Hans Sachs nennt das Glück das „walzende".

II. Gründe.

Das Glück, d. i. das dem Menschen von außen mit oder ohne sein Zuthun zustoßende Gute, ist

a) unbeständig (es giebt und nimmt nach Willkür),

b) mächtig (weder Stand noch Reichtum, weder Klugheit noch Unschuld können uns vor Unfällen schützen).

Das kommt wieder daher:

α) weil wir selbst nicht immer richtig handeln,

a) nicht thun, was wir sollten,

b) unterlassen, was wir thun sollten;

β) weil das Geschick des einzelnen auch von Faktoren abhängt, die außer ihm sind, die er nicht in seiner Gewalt hat,

a) der Natur (Sturm, Wassers-, Feuersnot, Krankheit, Tod),

b) anderen Menschen (Neid, Mißgunst).

III. Beispiele.

1. Solon und Krösus.
2. Amasis und Polykrates.
3. Napoleon I. und III.
4. Alexander der Große.
5. Belsazar.

6. Kreon, Hämon, Euridike.
7. Ödipus.
8. Jungfrau von Orleans.
9. Maria Stuart.
10. Egmont.
11. Preußen 1806—7.
12. Aus dem Leben: Gesund und krank, lebend und tot, reich und arm.

IV. Vergleichung.

Glück und Glas!
Saat und Sturm, Hagelwetter.

V. Schlußarten:

1. Wer Gott vertraut, hat auf keinen Sand gebaut.
2. Lerne den Verlust des Glückes beizeiten, schon im Glücke, so wirst du
   a) das Glück mit Weisheit besitzen und mit Mäßigung genießen,
   b) den Verlust mit männlicher Besonnenheit tragen (Hiob 1, 21).
3. „Hänge dein Herz nicht an die Güter, die das Leben vergänglich zieren."
   sondern an solche wie Bias. Vgl. Matth. 6, 2.
4. Wer steht, möge zusehen, daß er nicht falle. Werde nicht hochmütig! Arbeite!
5. Werde nicht neidisch! Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Respice finem!

11. Ἀναρχίας δὲ μεῖζον οὐκ ἔστιν κακόν.

(Es giebt kein größeres Unheil als die Gesetzlosigkeit.)

Sophokles.

I. Dictum cum laude auctoris.

II. Expositio.
   1. Genaue Übersetzung.
   2. Umschreibung des Sinnes.

III. Causa: Zur Zeit der Gesetzlosigkeit
   a) ist Recht und Gesetz nicht mehr in Geltung,
   b) herrscht Willkür,
   c) hat der Übelthäter keine Strafe zu fürchten.

IV. Contrarium: Wie glücklich ist dagegen der Staat, in dem der Thron der angestammten Fürsten sicher steht, Ordnung und Sicherheit waltet und das friedliche Leben der Bürger durch Unrecht und Gewalt keine Störung erleidet.

V. Similia:

1. Ein Schiff ohne Steuermann auf sturmbewegter See. Oder:
2. Ein Mensch, der seinen Leidenschaften blind ergeben ist.

VI. Exempla:

1. Die Catilinarische Verschwörung. Vgl. Sallusts Schilderung!
2. Das Interregnum in Deutschland.
3. Die französische Revolution 1789—95 u. a.

VII. Testimonia aliorum.

1. Sokrates: *Τίνι ἄν πόλις ἀρέςκοι ἄνευ νόμων.*
2. Schiller in seiner „Glocke".

VIII. Conclusio: Man gewöhne sich früh an Achtung vor dem Gesetz, um später im Leben dieselbe um so sicherer bewähren zu können.

Vierter Abschnitt.

Die Abhandlung im engeren Sinn.

§ 27.

I. Regeln.

A. Allgemeines.

1. Einen Gegenstand abhandeln (disserere de aliqua re) heißt, das Wesen desselben erörtern. Unter einer Abhandlung versteht man diejenige Art der schriftlichen Darstellung in der man entweder über einen konkreten oder abstrakten Gegenstand eingehend belehrt oder die Richtigkeit eines Satzes (einer Thesis) untersucht.

2. Man kann die Abhandlungen einteilen in:

a) Abhandlungen über konkrete Gegenstände, z. B.

Über den Nutzen der Wälder, — Wie die Alten den Tod gebildet.

b) Abhandlungen über abstrakte Gegenstände und zwar:

α) über bloße Begriffe, z. B. über die Ordnungsliebe,

β) über Behauptungen, z. B. Not entwickelt Kraft.

3. Die Abhandlung unterscheidet sich von der Chrie und Entwicklung; von der ersteren insofern, als in ihr die Beweisführung die Hauptsache ist, von der letzteren insofern, als sie nicht eine Thesis zum Ausgangspunkt nimmt, deren Wahrheit vorausgesetzt wird, sondern eine solche, von der erst untersucht werden soll, ob sie allgemeine oder beschränkte oder gar keine Gültigkeit hat.

4. Das Gebiet der Abhandlungen ist nicht leicht abzugrenzen. Einige rechnen auch die Charakterschilderungen dazu, was aber nur dann geschehen darf, wenn man in einer solchen zugleich die Gründe angiebt, warum ein Charakter so und nicht anders aufzufassen sei; andere die sogenannten Betrachtungen, z. B. Gedanken am Neujahrsabend — die fliehende Zeit — Natur und Mensch; doch gehören dieselben besser zu den Schilderungen.

5. Da die Abhandlung ihrem Wesen nach eine Untersuchung (quaestio) ist, der Zweck jeder Untersuchung aber Erkenntnis ist, diese nun auf Gründen beruht, so muß der Schreibende in einer Abhandlung seine Ansicht vor allem beweisen, d. h. deren Richtigkeit durch Gründe (argumenta) darthun.

6. Die Hauptteile der Abhandlung sind.

A. Der Eingang und zwar

a. Die eigentliche Einleitung (exordium, προοίμιον).

b. Der Übergang (propositio et partitio, πρόθεσις).

B. Die Beweisführung (confirmatio oder argumentatio, πίστις).

C. Der Schluß (conclusio, ἐπίλογος).

7. Über die Eingänge und den Schluß ist schon früher das Nötige gesagt worden. Man bereite in der Einleitung auf möglichst kurzem, geradem, interessantem Wege auf den Hauptteil vor, nehme nichts von der Beweisführung voraus und vermeide besonders a) eine platte Einleitung (exordium vulgare), eine auf viele ähnliche Themata passende (exordium commune), eine zu abschweifende (exordium ab ovo), eine von Lob übersprudelnde (Lobeseinleitung).

B. Die Beweisführung.

1. In der Beweisführung hat man die Gründe anzugeben, warum (cur?) ein Begriff oder ein Urteil richtig oder unrichtig, gültig oder ungültig ist.

2. Die herangezogenen Gründe können nachweisen
   a) die Möglichkeit (argumenta dubia),
   b) die Wahrscheinlichkeit (arg. probabilia),
   c) die Notwendigkeit (arg. certa).

3. Alle drei können nach ihrer Quelle in einer doppelten Weise nachgewiesen werden:
   a) aus der innern oder logischen Erfahrung,
   b) aus der äußern oder realen Erfahrung.

Wir unterscheiden hier nach der Beweisart nur folgende Arten der Beweise:

A. Innere oder Vernunftbeweise und zwar:
   a) den direkten,
   b) den indirekten Beweis.

B. Äußere oder Erfahrungsbeweise und zwar:
   a) den Induktionsbeweis,
   b) den Beweis durch Analogie.

A. Vernunftbeweise.

I. Der direkte Beweis.

1. Der direkte Beweis kann auf zweierlei Weise geführt werden, in einer strengeren und weniger strengen Form. Erstes Beispiel: Gajus ist sterblich.

1) Obersatz: Alle Menschen sind sterblich; (erste Prämisse, Grundurteil, voller Umfang).

2) Untersatz: Gajus ist ein Mensch (zweite Prämisse, Hilfsurteil, Zerlegung des volleren Umfangs).

3) Schlußsatz: Folglich ist Gajus sterblich (conclusio).

Regel: Die strenge Form des direkten oder ostensiven Beweises heißt Syllogismus oder Vernunftschluß. Man bildet ihn, indem man den zu beweisenden Satz an einen allgemein gültigen Satz (Obersatz) anlehnt, dann einen den allgemeinen Begriff verengernden Untersatz bildet und den zu beweisenden Satz zum Schlußsatz macht.

Übungsbeispiele: Aller Anfang ist schwer. Die Trabanten bewegen sich um die Sonne. Jupiter hat kein eigenes Licht. Das Leben ist nicht das höchste Gut. Tugend ist ein großer Schatz. Die Musik hat bildende Kraft. Die Schafe sind nützlich.

Anm. Um Fehler zu vermeiden, beachte man, daß niemals der größere Umfang an die Stelle des kleineren treten darf. Z. B. Einige Linden sind groß, alle Linden sind Bäume; folglich: alle Bäume sind groß. (Ich darf nur sagen: einige Bäume sind groß.)

2. Der Syllogismus würde aber meist den direkten Beweis zu Aufsätzen gar zu kurz ausfallen lassen. Deshalb führt man den direkten Beweis meist, indem man die Wahrheit eines Satzes unmittelbar aus der Wahrheit der Beweisgründe ableitet, die man findet, indem man das Wesen, die Eigenschaften, Teile, Arten, Ursachen und Wirkungen eines Gegenstandes durch die äußere und innere Erfahrung untersucht.

Gegen Mithridates muß Pompejus den Oberbefehl erhalten, beweist Cicero de imperio Cnei Pompei

a) durch die Kriegskenntnisse und Erfahrung desselben 10, 28,

b) durch dessen Tapferkeit 11, 29—36,

c) durch dessen Unbescholtenheit, Enthaltsamkeit, Menschlichkeit, Achtung 13, 37—40,

d) durch dessen Glück 16, 47—49.

3. Die Schlüsse sind je nach der Beschaffenheit oder Form des Obersatzes: kategorische, hypothetische, disjunktive.

A. Beispiele:

1. Kategorische Schlüsse:
   a) Jede Tugend ist lobenswert;
   b) Bescheidenheit ist eine Tugend;
   c) also ist Bescheidenheit lobenswert.
2. Hypothetische Schlüsse:
   a) Wenn die Luft elastisch ist, so läßt sie sich zusammendrücken;
   b) nun ist die Luft elastisch;
   c) also läßt sie sich zusammendrücken.
3. Disjunktive Schlüsse: Die Winkel sind entweder rechte oder spitze oder stumpfe. Dieser Winkel ist kein spitzer und kein stumpfer, also ein rechter.

B. Erklärungen:

1. Kategorische Urteile sind solche, in welchen einem Subjekte ein Prädikat geradezu zu- oder abgesprochen wird.
2. Hypothetische Urteile sind solche, in welchen das Prädikat dem Subjekt bedingungsweise zu- oder abgesprochen wird. Z. B. Wenn der Mensch gesund und kräftig ist (antecedens), so kann er arbeiten (consequens).
3. Disjunktive Urteile sind solche, in denen mit einem Subjekte zwei oder mehrere sich gegenseitig ausschließende Prädikate verbunden sind, z. B. Die Naturprodukte gehören entweder zum Tier- oder zum Pflanzen- oder zum Mineralreich.

Anm. Für den kategorischen Schluß hat man das Schema:

M — P	Alle Menschen (M) sind sterblich (P),
S — M	Gajus (S) ist ein Mensch (M),
S — P	also: Gajus (S) ist sterblich (P).

M = terminus medius oder allgemein genommener Begriff.
P = Prädikat.
S = Subjektsbegriff als Spezies.

II. Der indirekte Beweis.

1. Man bildet ihn, indem man entweder a) die Wahrheit eines Satzes aus der Verkehrtheit seines Gegenteils

darthut, oder b) darlegt, daß sich eine andere Annahme nicht rechtfertigen läßt.

2. Er stützt sich auf den logischen Grundsatz, daß zwei kontradiktorische, entgegengesetzte Urteile nicht beide wahr, aber auch nicht beide falsch sein können.*)

3. Gewöhnlich zerfällt er in vier Teile und hat hypothetische Form:

a) Die zu beweisende Thesis, z. B. Der Mensch ist frei;

b) die Antithesis, z. B. Der Mensch ist nicht frei;

c) Widerlegung der Antithesis, z. B. Wenn der Mensch nicht frei ist, so kann er nicht wählen, sondern muß einer Seite blindlings folgen. Nun ist er aber eines Wahlvermögens sich bewußt; also ist es falsch, daß er keine Wahl- und Selbstbestimmung habe;

d) Setzung der Thesis: Also ist es wahr, daß der Mensch frei ist.

Zur Übung: Nur gründliche Bildung gewährt wahre Befriedigung. Aller Anfang ist schwer.

4. Wenn man aus dem Gegenteil Ungereimtes folgert, so nennt man den indirekten Beweis auch deductio ad absurdum. Z. B. Die Buchdruckerkunst ist verwerflich, weil sie üble Folgen hat. Deductio ad absurdum: Dann müßte auch der Gebrauch jeder guten Sache verworfen werden, aber usus abusu non tollitur.

5. Hierher gehört auch das Dilemma, d. h. ein Schluß, durch welchen eine falsche Behauptung dadurch widerlegt wird, daß man sie in ihre sich gegenseitig ausschließenden Teile zerlegt und bei diesen die unrichtige Folgerung nachweist. Z. B. Wenn es eine unechte Freundschaft gäbe, so müßte die Freundschaft entweder echt oder unecht sein; nun wäre aber eine unechte Freundschaft so gut wie gar

*) Die logische Entgegensetzung ist eine doppelte = A zu nicht A Widerspruch, contradictio). Z. B.: Ja — nein; weiß — nicht weiß. Ist aber der zweite Begriff nicht die bloße Negation, sondern enthält er zugleich eine positive Bestimmung, so stehen sie im Gegensatz (contrarium) zu einander, z. B. arm und reich — weiß und schwarz.

keine: folglich ist gar keine unechte Freundschaft anzunehmen.

Anm. Die Schlußart des Dilemma wird leicht durch unvollständige Gliederung der Vordersätze unrichtig und zu einem sophistischen Blendwerk. Bekannt ist hierfür das Beispiel des Kalifen Omar, als er den Befehl gab, die große kostbare Bibliothek zu Alexandria zu verbrennen:

„Entweder" — sagte er — „steht in diesen Büchern das, was auch der Koran enthält, dann sind sie überflüssig; oder sie enthalten etwas Anderes, dann sind sie gottlos; folglich ist ihre Vertilgung in jedem Fall gerechtfertigt." Zwischen „überflüssig" und „gottlos", „Koran" und „Anderes" liegen noch manche Mittelstufen. (Vgl. Beck, Lehrb. des d. Stils. S. 24 f.) Vgl. Schmeißer, Rhetorik 87, Seite 48 ff.

6. In Leibnizens „Theodicee" findet sich folgendes Trilemma: Wenn die existierende Welt nicht die beste unter allen möglichen wäre, so hätte Gott eine bessere entweder nicht gekannt oder nicht hervorbringen können oder nicht hervorbringen wollen. Nun aber ist Gott allweise, allmächtig und allgütig, folglich findet keiner der drei Fälle statt.

B. Äußere, reale oder Wahrscheinlichkeitsbeweise.

I. Beweis durch Induktion.

1. Hier geht man davon aus, daß ein Merkmal oder eine Eigenschaft, welches vielen oder den meisten Dingen einer Gattung zukommt, der ganzen Gattung zugeschrieben werden könne.

2. Man schließt hierbei:

a) von den Individuen auf die Art;
b) von den Arten auf die Gattung;
c) von den einzelnen Fällen auf alle;
d) von den Teilen auf das Ganze.

3. Beispiele:

a) bei allen Völkern, die man kennt, findet man den Glauben an ein höheres Wesen. Man zieht daher

den Schluß, daß alle Völker (Genus) an ein solches Wesen glauben.

b) Die Republiken der Alten gingen durch Sittenverderbnis unter, also ist Verderbnis der Sitten wahrscheinlich der Untergang aller Freiheit.

II. Beweis durch Analogie.

1. Man gründet ihn auf eine Ähnlichkeit zwischen dem zu beweisenden Fall und einem anderen, indem man schließt:

a) vom Gleichen auf das Gleiche (ex pari ad par); z. B. Wenn zwei Menschen in gleichen Ansichten und Neigungen übereinstimmen, so werden sie es auch thun mit ihren Absichten und Bestrebungen;

b) vom Höheren aufs Niedere oder umgekehrt, z. B. Schluß vom tierischen auf den menschlichen Körper;

c) aus dem Beispiel, welches der Geschichte, der Natur, dem gewöhnlichen Leben oder der Dichtung entnommen sein kann. Paulus vom Menschen auf die tote Natur. Röm. 8.

C. Anordnung der Beweise und Fortschritt der Gedanken.

1. Der gewöhnliche Weg: Man geht von den schwächeren Beweisen zu den stärkeren.

2. Man kann auch mit dem Hauptbeweis anfangen.

3. Man nimmt die schwächsten Beweise in die Mitte. (Das richtige Urteil des Schreibenden muß entscheiden.)

4. Die Gedanken können einen analytischen oder synthetischen Gang nehmen.

A. Die analytische (heuristische oder findende, regressive) Methode.

1) Sie knüpft an das Bekannte (Einzelne) an und entwickelt aus dem Besonderen einen allgemeinen Satz.

2) Sie eignet sich besonders für die Induktion.

3) Beispiel:

Thema: Alle großen Eroberer waren große Gesetzgeber.

Beweis nach der analytischen Methode:

1. Manche Eroberer verloren ihre Eroberung wieder, manche behaupteten sie dauernd.
2. Die Behauptung ist schwieriger als die Eroberung.
3. Die größten Eroberer sind die, welche zu behaupten verstanden.
4. Die Behauptung wurde möglich durch eine gute Verwaltung. (Nach Hoffmann.)

B. Die synthetische (progressive) Methode.

1) Sie stellt das Ergebnis (den allgemeinen Satz) voran und entwickelt daraus die Folgesätze.
2) Ein Beispiel dieser Methode haben wir in Ciceros Schrift de officiis I. cap. 4 und 5, wo er zuerst den Grund des honestum angiebt und dann die Erweisungen (sapientia, iustitia, fortitudo, temperantia).

D. Von den Fehl- und Trugschlüssen.

1. Man kann leicht zu falschen Schlüssen wider seinen Willen geführt werden und macht in diesem Fall einen Fehlschluß, oder absichtlich macht man einen falschen oder Trugschluß. Diese letzteren heißen auch Sophismen.

Bei beiden Arten kann das Fehlerhafte vorkommen:

a) in den Prämissen,
b) in deren Benutzung bei dem Schlußfolgern,
c) in der Beschaffenheit des Schlußsatzes.

2. Beispiele:

A. der ersten Art: a) das Opium macht schläfrig, denn es hat einschläfernde Wirkung;
b) die Bibel ist Gottes Offenbarung, denn Gott hat sich darin geoffenbart;
c) es giebt geschwänzte Menschen, denn Reisende haben solche auf der Insel Borneo gefunden;
d) wo die wenigsten Bedürfnisse sind, da ist das reinste Glück; der Bettler hat die wenigsten Bedürfnisse, folglich auch das reinste Glück;
e) was anderer Tugend schadet, müssen wir ihnen nehmen;

Reichtum schadet der Tugend anderer; folglich müssen wir anderen den Reichtum nehmen.

Anmerkung: In diesen Beispielen wird als gewiß vorausgeschickt, was auf einer irrigen Auffassung beruhen kann oder erst noch bewiesen werden muß. Man nennt diesen Fehler Erschleichung (petitio principii).

B. Der zweiten Art:

a) Alle Tiere darf man schlachten; Sempronius ist (im naturgeschichtlichen Sinne) ein Tier (homo animal); folglich darf man ihn schlachten.

b) Was man nicht verloren hat, besitzt man; 1000 Mark hast du nicht verloren, folglich besitzest du 1000 Mark.

c) Alt ist ein Beiwort; William ist alt; folglich ist er ein Beiwort.

Anmerkung. Man ersieht aus diesen Beispielen, daß sehr viel auf den Sprachausdruck ankommt, und daß man von verkehrten Begriffen auch auf ein unrichtiges Resultat kommt.

C. Der dritten Art:

a) Was sich der Mensch nicht gegeben hat, darf er sich auch nicht nehmen; das Leben hat er sich nicht gegeben; folglich darf er sich's auch nicht nehmen. (Argumentum nimium probans — qui nimium probat, nihil probat.)

b) Die Götter haben menschliche Gestalt, weil diese die schönste ist. (Schluß vom Halbwahren auf das absolut Wahre!)

c) Auf die Erscheinung von Kometen folgte immer Unglück; folglich bringen die Kometen Unglück. (Schluß post hoc, ergo propter hoc!)

d) Dieser Mensch ist des Diebstahls verdächtig; deshalb ist er ein Dieb. (Saltus in demonstrando.)

e) Auf den Eisenbahnen ereignet sich zuweilen ein Unglück; also sind die Eisenbahnen verderblich. (Ein Nebengedanke ist statt des Hauptgedankens bewiesen = mutatio elenchi; elenchus = a) Perlenschnur aus drei Perlen, b) Register.)

E. Abkürzung und Zusammensetzung der Beweise.

I. Abkürzung.

1. Man verschweigt die Prämisse oder das Hilfsurteil, z. B. alle Tugenden sind lobenswert (die Wohlthätigkeit ist eine Tugend), also ist auch die Wohlthätigkeit lobenswert. Dieser Schluß heißt Syllogismus rhetoricus oder Enthymema (ἐν θυμῷ).

2. Man giebt dem Schluß den Untersatz (Mittelbegriff) als Grund bei, z. B. die Wohlthätigkeit ist lobenswert, denn sie ist eine Tugend; anstatt?

Anmerkung. Man nennt so verkürzte Urteile und Schlüsse syllogistische Abbreviaturen.

II. Zusammengesetzte Schlüsse.

1. Beispiel.

a) Obersatz: Die Leidenschaft ist eine Krankheit der Seele, denn sie hebt das Gleichgewicht des Seelenlebens auf.

b) Untersatz: Die Spielsucht ist eine Leidenschaft, denn ihr müssen alle Geisteskräfte dienen.

c) Schlußsatz: Also ist die Spielsucht eine Krankheit der Seele.

2. Erklärung: Fügt man zu einem Ober- oder Untersatz oder zu beiden den Grund, so entsteht das Epicherem (τὸ ἐπιχείρημα = Beweisversuch).

3. Durch die Zusammensetzung mehrerer Schlüsse entsteht der Kettenschluß oder Sorites (von σωρός = Haufe). Es giebt zwei Arten des Sorites:

A. Der Aristotelische oder analytische, wenn er vom Besonderen zum Allgemeinen steigt (manche nennen, wie früher schon erwähnt, das Verfahren das synthetische).

Beispiel.

Qui prudens est, et temperans est,
qui temperans est, et constans est,
qui constans est, et inperturbatus est,
qui inperturbatus est, sine tristitia est,
qui sine tristitia est, beatus est:
ergo prudens beatus est.

Senecae epist. 85.

Erklärung.

In diesem Kettenschluß erhält das Prädikat des vorhergehenden Satzes subjektive Bedeutung im folgenden, und im Schlußsatz wird das subjektive Prädikat mit dem des letzten Satzes (beatus) verbunden.

Anmerkung. In demselben Briefe Senecas ist noch folgender Sorites:

Qui fortis est, sine timore est,
qui sine timore est, sine tristitia est,
qui sine tristitia est, beatus est,
ergo: qui fortis est, beatus est.

Einen ähnlichen Schluß macht auch der Fuchs bei den Thrakern nach Plutarchs Erzählung. S. Schmeißer S. 52.

B. Der Goclenische (Rudolf Goclenius, Prof. in Marburg, † 1625) oder synthetische, wenn man vom Allgemeinen zum Besondern herabsteigt.

Beispiel.

Qui sine tristitia est, beatus est,
qui sine timore est, sine tristitia est,
qui fortis est, sine timore est,
ergo: qui fortis est, beatus est.

Erklärung.

In diesem Schluß wird das Subjekt des vorhergehenden Satzes Prädikat des folgenden, und im Schlußsatz wird das Subjekt des letzten Satzes mit dem Prädikat des ersten zu einer Behauptung verbunden. Übrigens siehe Schmeißer S. 46 ff.

II. Zweck, Arten und Stil der Abhandlung.

1. Der Zweck der Abhandlung ist die Belehrung. Sie erforscht das Wesen des zu behandelnden Gegenstandes, giebt seine Ursachen, Merkmale und Wirkungen an, nimmt auf entgegenstehende Behauptungen Rücksicht und widerlegt sie.

2. Der Stil muß vor allem verständlich, sodann bündig, bestimmt und gut gegliedert sein, d. h. es muß logische Unterordnung der Nebensätze unter die Hauptsätze stattfinden.

III. Schemata für Abhandlungen.

A. Strenge Form.

I. Einleitung und Übergang.
II. Ausführung.
   1. Wort= und Sinnerklärung.
   2. Beweise:
      a) der direkte;
      b) der indirekte (deductio ad absurdum, Dilemma);
      c) Beweis durch Analogie (Vergleichung);
      d) Beweis durch Induktion (Erfahrung, Geschichte, testimonia aliorum). (Oft muß man die Behauptung einschränken!)
III. Schluß.
   1. Rekapitulation oder
   2. Beweggründe zum Handeln
      a) religiös=sittlicher,
      b) ästhetischer,
      c) praktischer Natur.

B. Freiere Form.

I. 1. Erklärung. 2. Notwendigkeit. 3. Resultate, Anwendung. Z. B. bei Pflichten.
II. 1. Erklärung. 2. Beweis. 3. Folgen und Folgerungen.
III. 1. Erzählung oder Darlegung. 2. Betrachtungen darüber oder Untersuchungen. 3. Folgerungen.
IV. 1. Wesen. 2. Folgen, Einfluß. 3. Anwendung. Z. B. Der Frühling.
V. 1. Quellen, Ursachen. 2. Arten, Erscheinungsformen. 3. Folgen, Wirkungen. Z. B. Die Bescheidenheit.

§ 28.

II. Musterbeispiele.

A. In strenger Form.

1. Aller Anfang ist schwer.

(Eine Abhandlung.)

I. Einleitung.

Jeder Mensch, mag sich seine Thätigkeit auf das praktische, mag sie sich auf das geistige Gebiet erstrecken, macht die Erfahrung, daß erst die Übung den Meister macht, denn einerseits setzt erst sie ihn in den Stand, eine Sache geschickt anzufangen, da er sie kennen gelernt hat und deshalb prüfen kann, ob er die nötigen Kräfte zu derselben besitzt, wie dieselbe anzufassen ist, welche Zeitumstände sie begünstigen und welche nachteilig auf sie wirken, andrerseits verleiht sie ihm erst die zur Ausführung derselben nötige Fertigkeit. Hat man eine Sache jedoch noch nicht geübt, so steht man ihr meist ratlos gegenüber, weiß nicht, wie man sie am geschicktesten angreifen und die einmal angefangene vollenden kann.

II. Übergang.

Diese Erfahrung ist so alltäglich, daß unser deutsches Volk sie in dem Sprichworte: „Aller Anfang ist schwer" ausgesprochen hat, welches wir unserer Aufgabe gemäß in dem Folgenden genauer ins Auge fassen wollen.

III. Die Abhandlung selbst.

A. Beschränkung des Themas: Dies „Aller Anfang" bezieht sich jedoch nicht auf unbedeutende oder gar schlechte Unternehmungen, sondern nur auf bedeutende und sittlich gute Gegenstände und zwar zunächst, der Entstehung des Sprichwortes gemäß, auf das menschliche Leben.

A. Beweisführung.

A. Innere Beweise.

a) Direkter Beweis.

α) Syllogismus:

1. Obersatz: Alles, was man noch nicht geübt hat, wird einem schwer.

2. Untersatz: Was man anfängt, hat man noch nicht geübt.

3. Schlußsatz: Also ist aller Anfang schwer.

β) Mildere Form: Zahlreich sind die Gründe, welche diese Behauptung rechtfertigen: Einem Anfänger schwebt das zu erreichende Ziel in jeder einigermaßen schwierigen Sache in weiter Ferne vor, so daß es ihm mehr oder weniger dunkel und unklar erscheint, wenn es auch in Wirklichkeit nahe liegt und leicht erreichbar ist. Es geht ihm wie einem Wanderer, der an einem trüben Wintertage selbst nahe Gegenstände, die grau in Nebel und Dunkel gehüllt, vor ihm daliegen, nicht erkennen kann. Wenn ihm aber nicht einmal das Ziel klar vor Augen liegt, wie sollte er da die anzuwendenden Mittel richtig wählen können! Er muß also lange und oft probieren, bis er endlich das passende Mittel gefunden hat. Da aus diesen Ursachen der Erfolg meist lange auf sich warten läßt, so muß der Anfang jeder bedeutenden Sache und Unternehmung schwierig sein.

b) Indirekter Beweis.

α) Strenge Form:

1. Thesis: Wir setzen also fest, daß aller Anfang schwer ist.

2. Antithesis: Aller Anfang ist leicht.

3. Widerlegung der Antithesis: Wenn nicht aller Anfang schwer wäre, so müßte es uns leicht werden, unsere gewöhnliche Beschäftigung mit einer anderen noch nicht geübten zu vertauschen. Nun werden uns aber außergewöhnliche Arbeiten schwer; also ist es falsch, daß ungeübte Beschäftigungen nicht schwer sind.

4. Setzung der Thesis: Folglich ist es wahr, daß aller Anfang schwer ist.

β) Mildere Form: Sollte trotz dieser Beweise noch jemand behaupten, daß er Leute gekannt habe, denen das Beginnen leicht geworden sei, so ist dieses sicherlich nur bei einem unbedeutenden oder gar schlechten Unternehmen der Fall gewesen. Die Natur des Menschen ist geneigt, das Schlechte zu thun. Deshalb wird ihr dies leicht. Dagegen besitzt sie zum Guten wenig Fähigkeit. Wir können also bei unserer Behauptung, daß

der Anfang jedes bedeutenden und guten Unternehmens schwer ist, mit vollem Rechte verharren.

γ) Deductio ad absurdum: Ein anderer möchte gar behaupten, daß er an sich selbst die Erfahrung gemacht habe, daß ihm der Anfang einer Sache leicht geworden sei. Dann muß er aber ein recht großes Genie sein, da wir ja wissen, wie selbst bedeutende Männer über die Schwierigkeit, die ihnen der Anfang einer ungeübten Sache bereitet hat, klagen, oder er gehört eben zu den oben erwähnten Unternehmern schlechter Handlungen, und — solche Helden wollen wir durchaus nicht um die Fertigkeit und Leichtigkeit, mit der sie ihre Handlungen auszuführen wissen, beneiden.

B. Äußere Beweise:

a) Induktiver Beweis.

Es bleibt also dabei: In jeder bedeutenden Angelegenheit ist der Anfang schwer! Wir sehen dies an dem Menschen, seiner Entwicklung und seinen Schicksalen; wir sehen es in der Natur bei der Entstehung der Pflanzen und Mineralien. Wie ohnmächtig ist der Mensch bei seiner Geburt, wie schwer wird es ihm, das zu lernen, was Geübteren kinderleicht erscheint! Wie große Mühe kostet es dem Kindlein, ehe es ohne den Beistand anderer gehen und stehen, essen und trinken kann! Wie gefahrvoll ist es für den großen, kräftigen Baum in der ersten Zeit gewesen, dem Einfluß der Stürme und sonstiger Naturereignisse Widerstand zu leisten, denn auch „die größten Bäume im Lande waren einmal schwache Reislein". Tritt der Mensch aus dem Kindesalter in das Jünglingsalter, in die Zeit, wo er zum ersten Mal auf eigenen Füßen stehen muß, so hat er mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen, mag er seine Kräfte auf praktischem, mag er sie auf geistigem Gebiete geltend machen wollen. So hat der Kaufmann große Hindernisse zu überwinden, bevor er in den Besitz eines eignen Geschäftes gelangt. Jahrelang muß er im Schweiße seines Angesichts arbeiten, ehe er erspart hat, was zur Gründung eines eigenen Geschäftes erforderlich ist, während er nachher von all diesen Kämpfen und Sorgen

wenig oder gar nichts erfährt. Auf geistigem Gebiete ist es ebenso, da nach dem Sprichworte kein Gelehrter vom Himmel fällt, sondern jeder, der auf geistigem Gebiete tüchtig werden will, die bittere Wurzel der Gelehrsamkeit kosten muß. Die größten Männer klagen, daß es ihnen im Anfang schwer geworden sei. So klagt ein Goethe in seiner „Wahrheit und Dichtung" über die Not und Drangsal, die ihm die Erlernung der Anfangsgründe der hebräischen Sprache bereitet hat, so ist es von einem Demosthenes und Isokrates bekannt, mit wie großen Schwierigkeiten sie im Anfang ihres Auftretens zu kämpfen gehabt haben.

Dieselben Hindernisse treten dem Menschen auf moralischem Gebiete entgegen. In diesem Sinne sagt Hesiod in seinem bekannten Werke: „Ἔργα καὶ ἡμέραι" (Vers 289 ff.): „Der Weg zur Tugend ist zuerst rauh und schwierig, voll Schweißes und Mühe und steil. Es gelingt darum nicht jedem, auf ihm zur Höhe hinanzuklimmen." Ja, das Wollen besitzt der Mensch wohl, aber das Vollbringen fehlt häufig, weil ihm der Anfang zu schwer wird!

b) Analogiebeweis.

Daß unser Sprichwort recht hat, können wir uns auch an einem einfachen Bilde deutlich machen.

Langsam und mit großer Gefahr verbunden ist die Entwicklung der Pflanze. Ein kleines Körnchen vertraut der Landmann dem Schoße der Erde an. Mit Mühe arbeitet sich der zarte Keim unter der Erdscholle hervor. Noch ist er schwach und kraftlos. Ein Hagelkorn kann ihn vernichten; nur durch den nahrungspendenden Regen, nur durch die erwärmenden Strahlen des Sonnenlichtes wird er vor dem Untergange gesichert. Ist die Pflanze aber erst über die ersten Wochen ihrer Entstehung hinaus, so wird sie kräftiger und in den Stand gesetzt, größere Widerwärtigkeiten ohne besondere Gefahr zu ertragen. Und doch ist die Pflanze nur ein so unvollkommenes Ding. Um wie viel natürlicher ist es, daß der vollkommenere Mensch denselben Entwicklungsgang hat, besonders auf geistigem und moralischem Gebiete. Deshalb nennt ihn auch der scharfe Denker Pascal „das schwächste Rohr in der Natur", welches mehr wie jedes

andere Geschöpf in der ersten Zeit seiner Entwicklung schwach und ohnmächtig ist, aber zugleich nennt er ihn ein „denkendes Rohr“, indem er andeutet, wie sehr sich dieses „schwächste Rohr“ mit der Zeit vervollkommnet und sich durch seinen Verstand die Herrschaft über alle andern Geschöpfe erwirbt.

IV. Schluß.

Da nun aller Anfang schwer ist, wie wir gesehen haben, da er schwer ist nicht nur für die Dinge der unorganischen, sondern auch die Gegenstände der organischen Welt, so wollen wir diesen Ausspruch, der besonders in der Jugendzeit als der Anfangszeit des Lebens Anwendung findet, beachten und wollen nicht verzweifeln, wenn wir auch an den eckigen, kantigen Steinen auf dem langen Wege unserer geistigen Entwicklung nicht selten ein Ärgernis finden, sondern eingedenk des Wortes: „Steter Tropfen höhlt den Stein“, immer wieder mit frischem Mute unsere Arbeit anfangen und dieselbe so lange mit Ausdauer fortsetzen, bis wir unser Ziel erreichen.

B. In freierer Form.

2. Despoten mancher Art giebt's in der kleinsten Welt, Der größte aber ist das Geld.

Despoten giebt's überall. Im Tropfen Regenwasser sehen wir eine Infusorie die andere verschlingen, die Bienen haben ihre Königin, die Heringe im Wasser, die Kraniche in den Lüften, die Elefanten auf der Erde haben ihre Befehlshaber, wie sollte es da beim Menschen anders sein? Es ist hier ebenso wie dort. Der Höhere peinigt seinen Untergebenen und wird wieder von seinem Vorgesetzten gequält. Sonderbar ist es indessen, daß gerade diejenigen Despoten die schlimmsten sind, die man gar nicht dafür hält. Das demokratische Athen war nie strenger im Zaume gehalten, als da es unter dem Manne, der niemals Archon war, stand.

So ist denn der schlimmste Despot jemand, den wir stets in die Tasche stecken können, der uns niemals ein Wörtchen sagt — das Geld. Das klingt wunderbar, es ist nichtsdestoweniger richtig.

Wir können kaum begreifen, wie es Menschen gegeben hat ohne Geld. Welch traurige Zeiten waren die, von denen uns Homer erzählt, als man den Wert der Gegenstände nicht anders als in Rindern auszudrücken wußte. So hieß ein Dreifuß *δωδεκάβοιος*, ein Weib *τεσσαράβοια*, was aber weniger als ein Rind galt, entzog sich der Wertbestimmung. Preis darum und Lob dem Manne, der zuerst auf den Gedanken kam, bestimmten Metallstücken einen unveränderlichen Wert zu geben. Nun war es möglich, auch Gegenstände zu kaufen, die nicht den Wert eines Rindes erreichten; auch brauchte man nicht mehr Rinderherden mit sich zu führen, wenn man Einkäufe machen wollte. — Allerdings gab es früher noch einen anderen Ersatz des Geldes, den Tausch, der ja noch jetzt den Europäern dazu dient, unzivilisierte Völker zu betrügen. Aber der Tausch ist doch nur ein sehr schlechter Ersatz für unser Geld. Was der eine gern haben möchte, besitzt der andere nicht, oder, wenn er es hat, will er es selbst behalten, oder er verlangt etwas dafür, was der eine wieder nicht hat und wieder versuchen muß, durch Tausch zu erlangen u. s. w.

So ist das Geld das einzig brauchbare Verkehrsmittel, aber eben dadurch unentbehrlich. Weil man ohne Geld durchaus nichts beginnen kann, muß man danach streben.

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch alles. Goethe.

Sehen wir nun, wie der Despot Geld mit seinen Untergebenen umgeht. Den einen macht er zum Verschwender. Er behauptet, das Geld verderbe den Menschen, und sucht sich deshalb davon zu befreien, ohne zu merken, daß eben dadurch das Geld seine verderbende Kraft beweist. Er will alles besser als die andern haben, sein Haus soll das schönste, seine Möbel die prächtigsten, seine Speisen und Weine die feinsten sein, er hat ja Geld. Eine Zeitlang mag es so gehen, aber es dauert nicht lange, so tritt Ebbe in seiner Kasse ein. Da er unfähig ist, seine Lebensweise zu ändern, leiht er Geld auf hohe Zinsen und hält sich noch einige Monate, dann bricht der „Krach“ aus,

Haus und Hof werden versteigert, und der Herr wird an die Luft gesetzt. Es bleibt ihm dann nicht viel mehr übrig, als sich mit den wunderbaren Eigenschaften seiner Kehle zu trösten, durch die ein ganzes Haus samt Möbeln, Pferden und Wagen hindurchgegangen ist.

Ein anderer macht es umgekehrt, ihm lächelt das Geld zu: Gieb mich ja nicht wieder aus! Dieser ist der wahre Knecht des Geldes, es läßt ihn in seinem Dienste Tag und Nacht keine Stunde frei. Möchte er gern ein Glas Wein trinken, so raunt ihm das Geld zu: Trink Wasser, es löscht ja den Durst grade so gut. Hätte er gerne einen warmen Rock, so mahnt das Geld: Kaufst du dir jetzt einen warmen Rock, so mußt du im Alter frieren. Will er schlafen, so hält ihn das Geld wach mit der Vorstellung: Hüte dich; während du schläfst, kann ein Dieb kommen und mich stehlen, steh auf und sieh zu, ob auch alle Schlösser wohl verwahrt sind. So friert, hungert und wacht er bis an sein Lebensende, ohne jemals eine andere Freude genossen zu haben, als sein Geld zu zählen und sein Ohr mit dem Klange des Goldes zu ergötzen.

Noch viel schlimmer spielt das Geld einer dritten Gattung von Menschen mit. „Geld beherrscht die Welt", sagen sie, wir müssen Geld auf jede Weise erlangen. Der eine wird um klingenden Sold zum Verräter, der zweite unterschlägt anvertraute Gelder, der dritte wird zum Betrüger, der vierte zum Diebe. Aber sie alle macht das Geld nicht glücklich, auch wenn sie nicht gefangen und zum Zuchthause verurteilt werden. Es wird ihnen niemals gelingen, sich die Achtung und Liebe ihrer Mitbürger zu erwerben, und zugleich quält sie fortwährend die Angst, entdeckt zu werden.

Indes nicht jeden macht das Geld zum Verschwender, Geizhals oder Betrüger, aber jeden zwingt es, sich nach ihm zu richten, in alle Verhältnisse greift es ein, überall giebt es den Ausschlag. Der Student soll ein Fach wählen; seine Eltern sind unbemittelte Leute, und so muß er ein Brotstudium ergreifen, in dem er nicht seine Fähigkeiten am besten entwickeln und gebrauchen, sondern am schnellsten zu Brote kommen kann. Die Arbeiter sind fast ohne Ausnahme Sozialdemokraten, um mit

den „Geldprotzen" teilen zu können. — Der ehrsame Bürger möchte gern eine Landpartie machen, da klingelt es, der Schneider bringt die Rechnung und — Ade Vergnügen!

Doch wozu noch weiter Beispiele häufen, es wird nach dem Gesagten wohl niemand mehr zweifeln, daß das Geld ein schlimmerer Despot ist als Nero und Domitian gewesen. Und so wollen wir denn nicht mit einer Mahnung schließen, dem Gelde den Gehorsam aufzukündigen, sondern gestehen, daß es traurig aber wahr ist, was unser alter Gleim sagt:

„Despoten mancher Art giebt's in der kleinsten Welt,
Der größte aber ist das Geld.
Geld legt den frei'sten Mann in Ketten,
Giebt Sündensklaven Schwanenbetten,
Macht klein den größten Geist und schwach den stärksten Held."

§ 29.

III. Dispositionen.

1. Das Wesen und die Eigentümlichkeit der Goetheschen Ballade.

Fast in allen Balladen hat Goethe die heidnisch-nordische Mythologie oder den Volksglauben herangezogen.

Beispiele:

a) Der Erlkönig, d. i. der König der Elfen mit seinen Töchtern, den Nixen, welche des Nachts auf Wiesen unter den Weiden am Seestrande tanzen.

b) „Der Fischer", in welchem Gedicht das „feuchte Weib" eine solche Nixe ist.

c) Die „Hulden" oder das wütende Heer im „Getreuen Eckart". Dieses Heer bilden die in Schlachten gefallenen Helden, die mit Wodan und seiner Gemahlin Frouwa (oder Hulda, Holle) nach Walhalla ziehen.

d) Das Hochzeitslied mit den Zwergen.

e) Die Braut von Korinth (die im Grabe keine Ruhe finden kann).

f) Der Zauberlehrling (in welcher Ballade wir einem Hexenmeister begegnen, welcher Macht über die Geister hat).

2. Thut Iphigenie recht, das Leben ihres Bruders und Freundes auf das Spiel zu setzen?

I. Wie kam Iphigenie in eine Lage, welche sie zwang, das Leben des Bruders und Freundes auf das Spiel zu setzen?

a) Wie kommen Orestes und Pylades nach Tauris?

b) Pylades schmiedet den Plan zur Rettung, und sie soll sich beteiligen.

c) Es wird ihr die Rolle einer Lügnerin zugedacht.

II. Der sittliche Konflikt der Iphigenie.

a) Sie verzweifelt an den Göttern.

b) Sie will den Plan durchführen, vermag es aber nicht, als sie dem Thoas gegenüber steht.

c) Indem sie dies nicht thut, setzt sie das Leben ihrer Lieben auf das Spiel.

Thut Iphigenie daran recht, oder war es recht, daß sie die Wahrheit in so übertriebener Weise liebte?

A. Entspricht es ihrem Wesen und Charakter?

Ja, denn sie ist eine Vertreterin der Offenheit und Geradheit, sie bekundet ihren Abscheu vor der Lüge zu offen.

Selbst wenn sie die Lüge hätte begehen wollen, wäre sie wahrscheinlich aus der Rolle gefallen.

B. Wann wird man, selbst wenn man fromm und rechtschaffen ist, in Versuchung kommen, List, Betrug und vielleicht sogar Gewalt anzuwenden, um zum Ziele zu kommen?

a) Wenn Menschen so sehr von Leidenschaft und Selbstsucht verblendet sind, daß sie keine Vernunft annehmen, so daß man sie oft wie Kinder betrügen zu müssen glaubt. (Odysseus und Philoktetes.)

b) Wenn durch die Lüge ein bei weitem höherer Zweck erreicht wird.

c) Wenn wir von Gegnern auf so niederträchtige Weise verleumdet werden, daß wir sie nur mit derselben Waffe bekämpfen können.

C. War Iphigenie ihren Gegnern gegenüber in einem dieser Fälle?

Nein, denn

a) Thoas war frei von der oben erwähnten Leidenschaft und Selbstsucht,

b) er war gerade und offen,

c) sie konnte auch ohne Lüge höhere Zwecke erreichen.

D. Iphigenie hat im allgemeinen recht gehandelt. (Auf geradem Weg ist niemand umgekommen.)

3. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.

(Schillers „Braut von Messina".)

I. Einleitungen.

A. Bei dem uns hier auf Erden so vielfach entgegentretenden Streben und Bemühen der Menschen, sich ihre Tage recht angenehm und lustig zu machen und ihre Zeit in möglichst vielen Genüssen zu verbringen, sollte man denken, mit diesem irdischen Leben wäre alles vorbei und dieses irdische Leben wäre deshalb das einzige, höchste Gut, das dem Menschen zu teil wird. Dieser Ansicht ist aber unsere obige Sentenz gerade entgegen. Doch so wenig die meisten Menschen dies bedenken, ebensowenig, vielleicht noch weniger, wollen sie die Wahrheit der zweiten Hälfte des Ausspruches einsehen und beherzigen, daß nämlich das größte Übel, das ihnen nicht allein die Freuden dieses Lebens, sondern auch alle höheren Güter raubt, die Schuld ist.

B. Auch kann man von folgenden Stellen ausgehen: 1. „Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut."

2. Das Leben ist alles, was die Lasterhaften haben.

3. „Schätze das Leben nicht höher als ein anderes Gut!"

4. Quum tempus necessitasque postulat, decertandum manu est et mors servituti turpitudinique anteponenda. Cic. de off. I. 33, 81.

II. Übergang.

Diese beiden Wahrheiten zu betrachten und auch nachzuweisen, wird deshalb nicht nur eine interessante, sondern auch nützliche Arbeit sein.

III. Arbeit selbst.

A. Wort- und Sinnerklärung.

A. Worterklärung.

1. Leben. Dieses Wort schließt die verschiedenartigsten Begriffe in sich ein. Es bedeutet einmal, ganz im allgemeinen genommen:
   a) die Lebensthätigkeit überhaupt, das organische Leben (Aufnehmen und Absondern von Nahrungsstoffen, Bewegen und Wachsen) und zwar sowohl der Menschen als auch der Tiere und Pflanzen. Dann versteht man aber auch darunter:
   b) vorzugsweise das Leben des Menschen, sein Dasein hier auf Erden, wie er sich desselben bewußt wird und dieses Bewußtsein im Handel und Wandel zeigt.
   c) Ist Leben das Leben des menschlichen Geistes und zwar wie es sich offenbart im Fühlen, Denken und Wollen, und das bei jedem Menschen wieder ganz verschieden ist.
   d) Ist es im biblischen Sinne das geistliche Leben, in welchem der Mensch aus dem durch die Sünde verursachten Tode wieder zu dem Leben mit und in Gott zurückkehrt, und
   e) das Leben nach dem leiblichen Tode: das ewige Leben.

   Hier ist darunter das gemeint, was unter b) und c) angeführt ist.
2. Gut. Auch dieses Wort schließt viele Begriffe in sich ein.
   a) Es giebt äußerliche Güter, und kann man in dieser Beziehung alles darunter verstehen, was dem Menschen Gutes in diesem Leben zu teil wird: Gesundheit, Nahrung und Kleidung, Geld, Besitztum und alles das, was mit diesem zusammenhängt.
   b) Ebenso giebt es aber auch innere Güter, die Geist, Herz und Gemüt des Menschen zieren können und die sich nach außen hin im Leben des Menschen offenbaren.

In der obigen Sentenz kann man es auch in diesem doppelten Sinne fassen, je nachdem man es mehr auf das äußere oder mehr auf das innere Leben beziehen will.

3. Übel ist nach dem Gesagten leicht zu erklären; denn es ist immer das Gegenteil von Gut. Der Mensch, den ein Übel, sei es im äußeren, sei es im inneren Leben, befällt, fühlt sich gedrückt und unglücklich. Hier bezieht es sich mehr aufs geistige Leben, aber doch insofern, als auch das geistige auf das körperliche Leben einwirkt.

4. Schuld ist im allgemeinen das Verpflichtetsein, das Sollen und Müssen einem andern gegenüber. Auch die Schuld kann innerlich und äußerlich sein,

a) äußerlich:

α) wenn man einem andern Geld oder irgend sonst ein Gut zurückzuerstatten verpflichtet ist, oder

β) wenn man ihm für irgend welchen Dienst eine Belohnung schuldet.

b) innerlich:

α) gegen Gott und zwar: a) ist der Mensch ihm für seine Wohlthaten zu Dank verpflichtet; b) wird er durch Übertretung des göttlichen Gesetzes, durch die Sünde, sein Schuldner;

β) gegen sich selbst;

γ) gegen seine Mitmenschen.

c) Hier könnte man es in gewisser Beziehung auch von äußerlicher Verschuldung verstehen, thut aber doch wohl besser, an dem hier besonders darunter gemeinten Begriff von Sünde und Schuld gegen Gott festzuhalten, durch die auch alles Unglück herbeigeführt wurde und noch wird.

B. Sinnerklärung: Weder leibliches, noch geistiges Leben des Menschen ist an und für sich das Höchste, was er besitzen kann, dagegen ist unzweifelhaft die Sünde das größte Übel.

B. Beweisführung.

A. Für die erste Hälfte der Sentenz: „Das Leben u. s. w.“

1. Vernunftbeweis.

a) Direkt. Das Leben ist wechselvoll, unbeständig und sogar hinfällig und vergänglich. Alles aber, das nur vorübergehend ist und uns nicht bleibend gesichert ist, sondern sogar noch neben der Freude so manches Leid und Elend mit sich bringt, kann nicht das höchste Gut sein. Folglich ist Leben nicht das höchste der Güter.

b) Indirekt. Es giebt anerkannt höhere Güter, so daß also das Leben nicht den obersten Platz einnehmen kann. So z. B.

α) Religion, Glaube (Wahrheit, Gewissen);

β) Tugend (moralische Unbescholtenheit);

γ) Freiheit und Vaterland;

δ) Freundes- und Verwandtenliebe;

ε) Weisheit, Wissenschaft, Überzeugung. (Galilei.)

2. Äußere Beweise: Virginia. Emilia Galotti. Märtyrer der christlichen Kirche. Der Soldat. Der Freund des Möros aus Schillers „Bürgschaft“. Sokrates. Codrus. Cato Uticensis. Regulus. Gemahlin des Hasdrubal. Die Cimbern bei Vercellä. Leonidas. Lucretia. Hannibal. Demosthenes. Schill.

3. Analogiebeweis: Man hat Beispiele, daß Hunde ihr Leben für ihre Herren opferten, daß Schlachtrosse den Tod ihrer Reiter nicht überleben wollten, oder daß Tiere nach schweren Beleidigungen lieber verhungerten als weiter lebten; sollte da der Mensch die Pflicht der Vaterlandsliebe, die Rettung seiner Freiheit, der Ehre u. a. oft nicht höher als sein Dasein anschlagen?

B. „Der Übel größtes aber ist die Schuld.“

1. Direkter Beweis: Es liegt im Begriffe der Schuld selbst, daß sie das größte Übel sei. Denn nicht das Unglück, das Kreuz und Leid, das der Mensch zu tragen hat, ist das Schlimmste, sondern bei weitem

schlimmer muß doch die Ursache, der Grund alles Leides sein. Das ist aber die Sünde, die Schuld. Demnach ist die Wahrheit des Ausspruches bewiesen.

2. Indirekter Beweis: Wenn es noch größere Übel gäbe als die Schuld, so müßte diese, die doch wenigstens ein sehr großes Übel ist, auf solche zurückzuführen sein, wie auch all die anderen Übel dieser Welt. Dann müßte der Mensch aber auch vor dem Sündenfall schon unglücklich gewesen sein, was aber beides nicht der Fall ist. Schuldbewußtsein raubt innere Ruhe und Frieden. Andere Übel sind nicht so schlimm als die Schuld, weil sie viel leichter geheilt werden (Don Cesar).

3. Analogiebeweis. Orest. Der gefallene Mensch überhaupt.

4. Testimonia. Diese Wahrheit finden wir auch in der Bibel begründet: z. B.: Der Tod (und mit ihm auch alles Übel, dessen Gipfelpunkt und Ende er ist) ist der Sünde Sold" u. s. w.

IV. Schluß. Wer von der Wahrheit der Sentenz überzeugt worden ist, der hüte sich wohl, zu sehr an diesem irdischen Leben zu hängen und nur in Genüssen, Lustbarkeiten und Freuden, die vergänglich sind, seine Genüge zu suchen; er hüte sich aber auch vor aller Schuld und fliehe sie wie seinen Feind, und suche hingegen solche Güter zu erlangen, die bleibend sind und alle die Stürme und Gefahren, alle Mühsale, alles Übel dieser Erde überdauern!

4. Ich schätze den, der tapfer ist und grad.

(Goethes „Iphigenie auf Tauris".)

I. Einleitung. Tapferkeit und Gradheit oder Offenheit sind zwei Eigenschaften, die wesentlich die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit des Menschen für das Leben bestimmen; denn da das Leben ein beständiger Krieg ist, so kommt es stets darauf an, wie man den Gefahren und den Feinden, die uns im Leben begegnen, gegenübertritt. Der obige Ausspruch schätzt nun in dieser Beziehung den, der tapfer ist und grad.

II. Übergang. Wir wollen deshalb sehen, ob und warum das recht und wahr ist.

III. Arbeit selbst.

A. Paraphrasis.

a) „Schätzen" = hochachten, etwas anderem vorziehen, sich zum Vorbild nehmen; tapfer ist die Eigenschaft, der ein fester Mut und Unerschrockenheit, eine gewisse Festigkeit des Charakters zu Grunde liegt. Grad = offen, ehrlich, ohne List und Hinterhalt.

b) Zu schätzen, hochzuachten ist der, welcher ohne Furcht und Grauen allen Gefahren entgegensieht und der bei Benutzung dieser seiner Tapferkeit sich gerader und offenbarer Wege bedient. Eine besondere Betonung ist auf das „und" zu legen.

B. Argumentatio.

1. Wer die Gefahren des Lebens nicht in scheuer Furcht flieht, sondern ihnen mit Entschlossenheit, mit Mut und Festigkeit entgegentritt und sie zu überwinden sucht, der beweist dadurch,

a) daß er das richtige Vertrauen zu Gott besitzt, der ihm durch alle Gefahren hindurch helfen könne;

b) daß er Selbstvertrauen genug hat, um an sich selbst gewisse notwendige Anforderungen zu stellen;

c) daß er auch von der Richtigkeit und Gerechtigkeit der Sache, welche er verficht, überzeugt ist;

d) daß er Selbstverleugnung besitzt.

2. Noch lobenswerter aber ist ein solcher Mensch, wenn in ihm sich mit der Tapferkeit die Gradheit und Aufrichtigkeit paart, denn:

a) eigentlich ist seine Tapferkeit nur dann wahre und unvermischte Tapferkeit, wenn sie keine Schleichwege, keinen Hinterhalt zur Ausführung ihrer Thaten gebraucht;

b) nur dann vertraut er wirklich auf Gott und seine gute Sache.

C. Contrarium. Der Gegensatz kann sich nur auf die Gradheit, die mit der Tapferkeit verbunden sein muß, beziehen, da ein feiger Mensch an sich schon verächtlich ist. Tapferkeit mit

List angewandt, führt allerdings manchmal augenblicklich zu größeren Siegen, ist aber dennoch nicht der Tapferkeit, die sich nur der graden Wege bedient, gleichzustellen, denn:
a) die List ist immer eine gewisse Art Furcht und Scheu;
b) List und namentlich Überlistung erbittert den Gegner nicht ohne Unrecht sehr stark;
c) die durch List und Schlauheit überwundene Gefahr oder der durch sie besiegte Feind ist nimmer so vollständig überwunden wie der auf gradem Wege, in offenem Kampfe besiegte.

D. Comparatio. Der von den Menschen geachtete Löwe im Gegensatz zum heimtückischen Tiger.

E. Exemplum. Deutsche im Gegensatz zu Italienern, Spaniern und Franzosen. — Vor allem: Orestes und Iphigenia und ihnen gegenüber Pylades.

F. Testimonia. Ehrlich währt am längsten. (Gott verläßt keinen Deutschen.)

G. Conclusio. Beherzigung dieses Spruches.

5. Nicht in die ferne Zeit verliere dich, den Augenblick ergreife, der ist dein!

Schiller, „Macbeth" I. 15.

I. Einleitung. Beim ersten Durchlesen obigen Spruches kommt man unwillkürlich zu der Frage: Wie kann ein solches Epigramm, ein solcher Spruch, der doch, wie auch die Sprichwörter, gute Lehren, Ermahnungen oder Warnungen in möglichst kurzer, für jeden verständlichen Form ausdrücken soll, eine derartige Forderung aufstellen? Leben denn nicht gerade die meisten und die leichtsinnigsten, schlechten Menschen in der Weise, daß sie eben mit ihrem ganzen Denken, Sinnen, Fühlen und Wollen, mit ihrem ganzen Leben nur dem Augenblick gehören? Vertiefen sich denn etwa solche Menschen in ferne Zeiten? Suchen sie nicht gerade jeden Augenblick auszukaufen für ihre Genüsse, für die Befriedigung ihrer nie zu stillenden Wünsche? Allerdings; aber dennoch stellt der Spruch nicht mit Unrecht die Forderung an alle Menschen, nur nicht in der Weise, wie die meisten es verstehen.

II. Übergang. Laßt uns deshalb etwas von der rechten Befolgung obigen Ausspruchs, von der rechten Benutzung des Augenblicks reden!

III. Die Arbeit selbst.

A. Erklärung.

1. Worterklärung. Es treten uns in dem Spruche

a) zwei Gegensätze entgegen: ferne Zeit und Augenblick. Die ferne Zeit kann sein:

α) die Vergangenheit überhaupt;

β) die Vergangenheit der eigenen Person;

γ) die Zukunft des besonderen Menschen;

δ) die Zukunft überhaupt.

Alle Bedeutungen lassen sich recht gut hier anwenden und geben alle einen schönen passenden Sinn.

b) Augenblick.

α) in engerer Bedeutung = das kleinste mögliche Zeitteilchen,

β) in weiterer Bedeutung = Gegenwart, die Zeit, in welcher der einzelne Mensch sich gerade befindet.

c) „Sich verlieren."

α) Verlieren überhaupt setzt zunächst einen Besitz, ein Eigentum voraus und drückt aus, daß der Besitz sich von seinem Besitzer trenne ohne besonderes Zuthun anderer Personen, meist durch Nachlässigkeit oder eigene Verschuldung des Eigentümers.

β) „Sich verlieren" ist reflexiv gebraucht. Der Besitzer ist alsdann Subjekt und Objekt. „Sich verlieren" heißt: seine beste Kraft verschleudern, sein Denken und Streben in Dingen aufgehen lassen, verschwenden, die ohne wahren, bleibenden Nutzen sind, sich mit Angelegenheiten beschäftigen, die nicht wesentlich zum eigenen Leben gehören und darüber die eigenen, die wirklichen, nötigen Beschäftigungen vernachlässigen, versäumen.

d) „Ergreifen" heißt im wirklichen Sinne:

α) etwas mit den Händen fassen und festhalten und

zwar in der Absicht, es auch zu irgend welchem Zwecke, wenn auch nur auf kurze Zeit zu benutzen.

β) Im bildlichen Sinne bedeutet es: sich etwas geistig zu nutze machen, dafür sorgen, daß dieses oder jenes augenblicklich erscheinende Gut nicht ohne Nutzen und Segen bei uns vorüberziehe. So ist es hier gebraucht.

2. Sinnerklärung. „Versenke dich nicht zu tief und vor allem nie nutzlos in Grübeleien, Gedanken und Studien dessen, was für dich vergangen, verschwunden ist; verliere aber noch weniger Zeit in der Beschäftigung mit der Zukunft, sondern stets sei die Gegenwart der Centralpunkt, den du nicht aus den Augen, aus dem Sinne lassen darfst!"

IV. Beweisführung.

1. Direkt.

A. Soll man denn nie einen prüfenden, nie einen dankbaren Blick in die Vergangenheit thun dürfen, nie sich klar werden über das, was hinter uns liegt, was wir gedacht, geredet und gethan haben, nie die Veränderung beachten, die mit uns vorgegangen? Sollen wir nicht für die Zukunft sorgen, fürchten oder hoffen? nicht im Hinblick auf die Zukunft und eingedenk dessen, was wir schon erfahren haben, für unser körperliches wie geistiges Leben schaffen und wirken, damit wir gegenüber den kommenden Gefahren, Enttäuschungen etwas Festes, Bestehendes haben? Gewiß das: aber,

1) Der Mensch soll nicht mit zu wehmütigen, schmerzlichen Gefühlen, nicht verzweifelnd weder zurück noch vorwärts schauen. Er soll nicht verzagen wegen seiner Fehler, die er begangen, nicht, trostlos über alle erlittenen Verluste, jetzt sich noch selbst, seine eigene Person verlieren; auch nicht mit banger Sorge, mit stummen Klagen, ohne Hoffnung in die Zukunft blicken, sondern er soll einmal wissen, daß eine Rettung für die begangene Schuld, eine Hilfe für die kommende Versuchung bei Gott ist, daß also

seinerseits ein Aufraffen, ein Benutzen des jetzt gegebenen Augenblicks durchaus nötig ist, um zum Ziele zu gelangen.

2. Blickt er dagegen, was auch manche thun, mit zu großer Zufriedenheit über sich selbst, mit Stolz und Selbstgefühl auf die verflossene Zeit, glaubt er, weil es bisher ihm nach seiner Meinung gut gegangen, es werde auch immer so bleiben, ja es könne gar nicht anders werden für ihn, so mag er auch dann wohl unsern Spruch zu Herzen nehmen, denn er ist auf dem besten Wege, sich selbst zu verlieren.

B. Was soll der Mensch denn thun? „Etwas fürchten und hoffen und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen", und ebenso muß er zurückblicken in die Vergangenheit. Das ist richtig; aber alles hat sein Maß, seine Zeit. Er darf nicht sich selbst vergessen, muß vielmehr stets an sich arbeiten, sich selbst, seine Kräfte nutzbar machen für den Augenblick und in der Gegenwart. Denn die Vergangenheit ist vorüber, und „was vorbei ist, kommt nicht wieder"; wir können aber nur, was an unserem Teil ist, das Verfehlte durch fleißiges, ernstliches Nachholen, durch Benutzen der Gegenwart wieder teilweise gut machen.

Das „Sich verlieren" in die Zukunft ist nun erst vollends unnütz. Was sie verbirgt, vermögen wir nicht zu enthüllen. Thun wir nur das, was wir jetzt müssen, was jetzt unsere Aufgabe ist und verschwenden weder unsere Kräfte noch unsere Güter, so können wir getrost alles andere Gott überlassen, der allein die Zukunft kennt und lenkt.

Homo proponit, deus disponit.

Der Augenblick dagegen, der liegt zum Teil in unserer Hand, wenigstens hat Gott es unserem freien Willen, unserer persönlichen Entscheidung überlassen, den Augenblick gut oder schlecht anzuwenden, natürlich nicht aus eigener Kraft, sondern mit und in Gottes Kraft und Hilfe, die aber nur dem Wollenden zu Hilfe kommt. Deshalb müssen wir den Augenblick ordentlich verwerten,

sie weder verträumen noch verschwenden; was man thut, wenn man sich verliert in Vergangenheit und Zukunft. Das eine ist närrisch, das Verschwenden dagegen sündlich, unsittlich. „Thu', was du kannst, und laß das and're dem, der's kann," auch das ist eine dabei noch beachtenswerte Beschränkung.

2. Vergleichung. „Orest und Pylades." — Gedicht: „Das Milchmädchen". — Schüler. — Jäger.
3. Testimonium aliorum. „Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehn" (Goethes Iphigenie)

Liegt dir gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Kannst du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht wen'ger glücklich sei. (Schiller.)

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut. (Goethe.)

Der Augenblick nur entscheidet
Über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke.
(Goethe, „Hermann und Dorothea".)

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Dies nur hält ihr rasches Schweben
Und die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streun! (Herder.)

O Menschen, Menschen, faßt das Leben schnell,
Laßt keiner Stunde Zeigerschlag vorüber,
Wo ihr nicht sagt: der Augenblick war mein. (Körner.)

V. Schluß.

Wer sich in dem Gesagten von der Notwendigkeit der Forderung des Spruches überzeugt hat, der ergreife den Augenblick recht, dessen er sich jetzt noch freut, vergesse jedoch nicht das Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart, sondern befolge nur obige Sentenz immer in der richtigen Weise, und halte auch hier in gewisser Beziehung die Mittelstraße, wie

es auch so schön und etwas genauer als in unserem Epigramm an einer anderen Stelle ausgedrückt ist:

Sich in Vergangnes liebend zu versenken,
Mit klarem Geist die Gegenwart durchdenken,
Aufs Nötige die Willenskraft beschränken,
Die Zukunft sorgenlos Gott anvertraun:
Heißt heiterschön sein Leben auferbaun!

6. Schillers Prolog zu Wallensteins Lager.

Nach Inhalt und Gedankengang.

A. Inhalt.

Strophe 1. Wiedereröffnung der von Professor Thouret aus Stuttgart neu ausgeschmückten Schaubühne.

Strophe 2. Dieser alte Schauplatz ist die Wiege mancher jugendlichen Kraft gewesen, der Schauplatz manches wachsenden Talents. Hier gab (Ende April und im Anfang Mai 1798) Iffland einige Gastrollen, und man hoffte, Schröder bald für ein Gastspiel in dem weimarischen Theater zu gewinnen. Große Muster wecken Nacheiferung und geben dem Urteil höhere Gesetze. Zu dem Streben nach dem Besten muß die Schauspieler der auserlesene Kreis von Zuschauern noch mehr entflammen.

Strophe 3. Kunstwerke und Dichtungen leben und wirken auch in der Zukunft noch fort, aber die Schauspielkunst ist auf die Wirkung in der Gegenwart berechnet; darum muß sich der Mime bei der Mitwelt in Gunst setzen.

Strophe 4. Auch der Dichter strebt Höheres an. Er will die Theaterbesucher auf einen höhern Schauplatz versetzen, während die bürgerlichen Dramen und Lustspiele (Ifflands, Kotzebues und anderer) noch die Bühne beherrschen.

Strophe 5. Und am ersten Ende des Jahrhunderts (12. Oktober 1798) darf und muß die Kunst einen höheren Flug versuchen.

Strophe 6. Das deutsche Reich ist seiner Auflösung nahe (seit dem Frieden von Campo Formio und dem Rastatter Kongreß), das durch den westfälischen Frieden neu begründet worden war. Aus jener Zeit des dreißigjährigen Krieges will der Dichter Bilder vorführen.

Strophe 7. Er versetzt uns in das 17. Kriegsjahr.

Strophe 8. Ein kühnes Unternehmen und ein verwegener Held sollen ihm den Stoff zu seiner Dichtung geben.

Strophe 9. Heute aber werden bloß die Scharen Wallensteins vorgeführt.

Strophe 10 und 11. Der Dichter bittet um Entschuldigung, wenn er nicht die ganze Handlung auf einmal vorführt und sich dabei einer neuen Form (der sogenannten kurzen Reimpaare) bedient.

B. Gliederung.

I. Die Bühne. Strophe 1.
II. Die Schauspieler und die mimische Kunst. Strophe 2 und 3.
III. Der Dichter und sein Ziel. Strophe 4 und 5.
IV. Die Dichtung.
  1. Beziehung derselben auf die Gegenwart. Strophe 6.
  2. Historischer Hintergrund der Dichtung. Strophe 7.
  3. Held der Dichtung. Strophe 8.
V. Gegenstand der heutigen Aufführung. Strophe 9.
VI. Die Entschuldigungen des Dichters. Strophe 10 und 11.

7. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.

(Schiller, „Die Jungfrau von Orleans".)

I. Verschiedene Arten der Einleitung.

1. Man gehe aus vom griechischen Gott Momus, der durch seine Tadelsucht bekannt war und vor Ärger, daß er nichts Wesentliches an der Aphrodite zu tadeln fand, zerplatzte. Aber trotzdem hat unter den Menschen die Sucht zu tadeln, zu verleumden und zu verkleinern nicht aufgehört. Vgl. Petiscus.

2. Man bringt die Sentenz in Zusammenhang mit Inhalt und Tendenz des ganzen Gedichts. Vgl. dazu Viehoff, Schillers Gedichte erläutert. Teil 2.

3 Man weist auf die verbreitete irrtümliche Ansicht hin, daß man hochstehende Personen gewöhnlich auch für die glücklichsten und unangefochtensten hält.

II. Übergang.

III. Ausführung.

1. Worterklärung:
   A. Welt ist hier im Sinne von niedrig gesinnten Personen gebraucht, welche die große Masse ausmachen.
   B. Das Strahlende bedeutet glanzvolle Eigenschaften oder Leistungen auf dem Gebiete des Geistes.
   C. Das Erhabene bedeutet große sittliche Würde und Hoheit, welche das Gemeinmenschliche überragen.
   D. Schwärzen = verdunkeln, des Glanzes berauben.
   E. In den Staub ziehen = von der Höhe ganz herabziehen, besudeln.
2. Sinnerklärung (bleibt nun dem Schüler überlassen).
3. Ist die Behauptung Schillers richtig?
   A. Erfahrungsbeweise: a) die Geschichte aller Nationen im allgemeinen, b) Perikles, c) Aristides, d) hervorragende Dichter, Denker und Künstler, e) Wilh. von Humboldt und der Berliner Pöbel bei seinem Leichenbegängnis, f) die Jungfrau von Orleans und Voltaire, g) Schillers Jungfrau von Orleans und seine Kritiker, h) Homer und Zoilus, jener Homeromastix!
   B. Testimonia aliorum:
      a) Laertes in Shakespeares Hamlet:

         „Selbst Tugend nicht entgeht Verleumders Tücken;
         Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an,
         Zu oft, noch eh' die Knospe sich erschließt."

      b) Goethe:

         „Soll'n dich die Dohlen nicht umschrein,
         Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturm sein."
4. Welches sind die Beweggründe zu solchen Verleumdungen und Verkleinerungen?
   a) Der Neid, d. i. der Verdruß über fremdes Gut, das man gern selbst besitzen möchte;
   b) die Mißgunst, d. i. die Art des Neides, bei welchem man einem anderen ein Glück, ein Amt nicht gönnt, weil man sich oder Parteigenossen für würdiger hält;

c) die Eifersucht, wenn man Vorzüge ausschließlich besitzen und sie nicht mit einem anderen teilen möchte;
d) der Haß, d. i. die Gesinnung, bei der wir einen andern nicht lieben, sondern ihm Böses wünschen und uns über sein Unglück freuen.

IV. Verschiedene Arten des Schlusses.

1. Soll uns die Richtigkeit der Schillerschen Sentenz von dem Streben nach dem geistig und sittlich Hohen abschrecken? Nein, wir halten uns an die Richtschnur des Homer:
„*Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.*“
2. Rekapitulation des Vorhergegangenen.
3. Wird ein wirklich großer Mann besonderen Schmerz über Verleumdung und Verkleinerung empfinden? Nein, er weiß,
a) Dukaten werden beschnitten, Pfennige nicht;
b) die Wespen benagen nicht die schlechtesten Früchte;
c) er denkt mit Goethe:

„Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren;
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch,
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.“

4. Man benutzt die Verse aus der dritten Strophe des Gedichts „Die Jungfrau von Orleans“:

„Doch fürchte nicht, es giebt noch schöne Seelen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn.“

8. Wer zum Guten das Schöne fügt, In der Wage der Tüchtigen am gewichtigsten wiegt.

Schiller.

A. Besprechung der Hauptbegriffe oder Vorarbeit.

1. „Gut“ von Personen und Sachen, Zuständen und Handlungen gebraucht, drückt eine innere Wesensbeschaffenheit aus.
α) ein „guter Gegenstand“ ist der, der so ist wie er sein soll, der seine Bestimmung erfüllt;
β) eine „gute Handlung“ ist die, die mit dem Willen Gottes und mit dem sittlichen Gefühle des Menschen übereinstimmt.

2. „Schön" drückt eine äußere Formbeschaffenheit aus,
   a) im gewöhnlichen Sinne ist es das, was durch seine Form verständigen Leuten gefällt;
   b) im künstlerischen Sinne ist es das, was das Schickliche, Angemessene, Regelmäßige der Form so harmonisch vereinigt, daß es Wohlgefallen erregt;
   c) im sittlichen Sinne in Bezug auf Handlungen ist es das, was durch die schickliche Ausführung bei uns Frieden, Harmonie der Gefühle und einen wohlthuenden Eindruck zurückläßt. („Der brave Mann" von Bürger.)
3. „Tüchtig" vom selben Stamme mit „taugen, Tugend" wird von Sachen und Personen gebraucht; tüchtig ist ein Mensch, der die Kraft und das Geschick besitzt, vieles gut auszuführen, ohne zu ermüden.

B. Eigentliche Arbeit.

I. Einleitung.

1. Art. Es kann etwas gut sein, ohne schön zu sein. (Vergleiche ein Zugpferd.)

2. Art. In medias res gehend.

II. Wort- und Sinnerklärung.

a) In welchem Sinn ist „gut" hier vorwiegend gebraucht? Im äußeren Sinne, doch ist das sittlich Gute hierbei nicht ausgeschlossen. (Zarte Erteilung von Wohlthaten.)

b) Umschreibung. Der Mensch, welcher so handelt, wie es sein soll, d. h. in sich vollkommen und doch zugleich in gefälliger, ansprechender, schicklicher, einen wohlthuenden Eindruck machender Form, gehört unter die tauglichsten, gehaltvollsten Menschen.

III. Beweisführung.

A. Thatsächlicher Beweis. Die Schöpfung der Welt im großen und ganzen ist ein thatsächlicher Beweis für den Satz, daß das Gute mit dem Schönen vereinigt, nach Inhalt und Form vortrefflich sein muß, wenn es gleich vollkommen und in sich vollendet sein soll.

B. Es verdient schon Anerkennung, wenn jemand etwas Gutes schafft (nach Wesen, Zweckmäßigkeit, Inhalt, Nützlichkeit).
 α) Auf dem praktischem Gebiete des Alltaglebens. (Die deutschen Erzeugnisse.)
 β) In künstlerisch-wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete des Geistes.
 γ) Auf sittlichem Gebiete. (Beispiele.)

C. Gelingt es aber jemand, zum guten Inhalt und Wesen einer Handlung noch hinzuzufügen:
 α) die ästhetische Formschönheit auf Sachen gehend (die Griechen),
 β) die moralische Ideenschönheit auf Handlungen gehend (der brave Mann — Joh. Sebus — Christus), so ist er zu den Tüchtigsten zu rechnen; denn er liefert nicht nur etwas Brauchbares und Nützliches, sondern etwas, das unser Wohlgefallen erregt und an das Vorbild des Schöpfers erinnert.

D. Beispiele:
 1. Die Griechen, die wahren Ästhetiker auf nationalem und künstlerischem Gebiete.
 2. Die Franzosen gelten für die Nation, wo man Schönes und Gutes verbindet, doch wiegt das Schöne bei ihnen vor.
 3. Die Deutschen sind so weit gekommen, daß sie neben der Solidität die Form berücksichtigen.

E. Testimonia:
 a) Omne tulit punctum (Beifall), qui miscuit utile dulci.
 (Horaz.)
 b) Wirke Gutes, du nährest der Menschheit göttliche Pflanze;
 Wirke Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.
 (Schiller.)

F. Daß man Leistungen, die durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnet sind, mit dem Namen „klassisch" belegt hat, beweist auch indirekt die Behauptung, die in unserem Thema liegt.

9. Die Gegenwart ist die Tochter der Vergangenheit, die Mutter der Zukunft.

I. Einleitung.

1. Art. a) Womit haben wir es hier zu thun? Mit den drei Hauptzeiten und ihrem Verhältnis zu einander.
   b) Welches ist dieses Verhältnis?
      α) die Vergangenheit die Mutter der Gegenwart,
      β) die Gegenwart die Mutter der Zukunft.
2. Ausgehend vom Wechselverhältnis der verschiedenen Jahreszeiten zu einander.
3. Vom allgemeinen ausgehend. Jede Ursache hat eine Wirkung, die Folgen treten sicher ein (Belege). Daher kann auch die Vergangenheit nicht ohne Einfluß auf die Gegenwart und die Gegenwart nicht ohne Folgen für die Zukunft sein.
4. Die im Thema aufgestellte Behauptung ist, besonders so weit sie das Individuum, den einzelnen Menschen in seinem Verhältnis zu den Zeiten angeht, nicht unbedingt richtig. Denn was steht nicht in des Menschen eigener Hand? Das äußere Glück (Gesundheit, Belohnung des Verdienstes u. dergl.). In welcher Beziehung ist die Behauptung richtig?
   a) in Bezug auf das innere Glück (Seelenfriede);
   b) in Bezug auf die richtige Verwendung der Zeit:
      α) auf praktischem Gebiet,
      β) auf geistigem Gebiet,
      γ) auf sittlichem Gebiet.

II. Übergang.

III. Haupterörterung.

Inwiefern ist

A. Die Gegenwart die Tochter der Vergangenheit? Die Gegenwart steht in direktem Zusammenhang mit der Vergangenheit und daher unter unmittelbarem Einfluß derselben.
   1. in Bezug auf den einzelnen, siehe 4. Art der Einleitung. Bewiesen durch die Erfahrung. Beispiele.

2. in Bezug auf das allgemeine. Jede Zeit steht unter dem mittelbaren Einfluß der früheren Zeit (Geschichte, Litteratur, soziale Zustände).

B. Inwiefern ist die Gegenwart die Mutter der Zukunft?

A. In nützlicher Weise.

1. Wenn man die Gegenwart benutzt

a) aus dem Erlebten Lehren zu ziehen;

b) das Zukünftige, so weit es im Bereiche der menschlichen Kraft liegt, vorauszubedenken;

c) wenn man die Gegenwart durch ein aufrichtiges Streben ausfüllt.

„Der Sehnsucht und der Träume Weben, sie sind der weichen Seele süß, doch besser ist ein kräftig Streben und macht den schönen Traum gewiß.“ Oder: „den Augenblick ergreife, der ist dein“.

B. In schädlicher Weise.

1. Wenn man seine Gesundheit ruiniert

a) in Genüssen,

b) in zu großen Anstrengungen.

2. Wenn man sein Gut verschwendet.

3. Wenn man seine Zeit verschwendet.

4. Wenn man den richtigen Augenblick bei wichtigen Momenten des Lebens nicht ergreift.

„Der Augenblick nur entscheidet über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschick.“ (Goethe in „Hermann und Dorothea“.)

5. Wenn man Böses thut und sich dadurch Unruhe des Gewissens oder Strafe zuzieht.

6. Wenn man die Gegenwart der Zukunft opfert, indem man

a) vor lauter Wühlen und Arbeiten nicht zur Besinnung kommt,

b) ein Besseres ersehnend, das gegenwärtige Gute nicht achtet.

IV. Schluß.

10. Wie bestreitet Lessing in seinem „Laokoon" Winckelmann und die Schweizer Schule?

I. Einleitung. Entstehung des Laokoon — Anregung besonders durch Winckelmann und dessen Werk über die Nachahmung der Alten (Lessings Prosa: Schulausgabe, Anm. S. 181).

II. Übergang. Wir wollen jetzt den Ideengang Lessings in jener Abhandlung in Bezug auf jene obengenannten zwei Gegner verfolgen.

III. Ausführung.

A. Bekämpfung des von Winckelmann aufgestellten Grundsatzes, daß stille Größe und edle Einfalt der Grundsatz der antiken Kunst sei:
   1. Mit Berufung auf den Philoktet des Sophokles (S. 22).
   2. Durch Beispiele aus Homer (Venus und Mars, S. 23).
   3. Der sterbende Herkules (S. 24).
   4. Beschränkung der Malerei bei den Griechen auf Nachahmung schöner Körper (S. 25 und 26. — Beispiele: Gesetz der Thebaner (S. 27). — Gesetz der Hellenodiken (S. 27). — Die Milderung der Leidenschaften (S. 28).
   5. Mit Anwendung des Vorhergewonnenen auf die Gruppe des Laokoon (S. 29 und 30).

B. Gegen die Behauptung der Schweizer:
   1. Der Dichter hat es mit einer sichtbaren und fortschreitenden Handlung zu thun, welche in die Zeit fällt; der Maler aber mit einer sichtbaren stehenden Handlung, deren Teile sich neben einander im Raume entwickeln (S. 55).
   2. Die Malerei gebraucht ganz andere Mittel oder Zeichen als die Poesie — jene nämlich gebraucht Figuren und Farben im Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit.
   3. Gegenstände der Malerei sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften; Gegenstände der Poesie sind Handlungen (S. 55).

C. Die Lessingsche Weise, Kritik zu üben:
   1. Wovon geht Lessing im Laokoon aus? Vom berühmten Meisterwerke Laokoon selbst.

2. Wie läßt Lessing die Erörterung sich entwickeln?
   a) Allmählich; b) analytisch; c) er läßt uns aus dem Gebiete der bildenden Kunst in das der Poesie hinübergleiten.
3. Welches sind die Mittel, wodurch der Verfasser seinen Zweck so klar, bestimmt und umfassend erreicht?
   a) Kritischer Scharfsinn und klare philosophische Anschauungen einerseits, und b) reiche Kenntnisse und umfassende Belesenheit andererseits.

IV. Schluß.

Erfolge der Lessingschen Schrift: Höchstes Gesetz der Kunst: die Schönheit. Der Dichter hat Handlungen darzustellen. Gesetze von höchster Bedeutung für die Ästhetik, die von Lessing aufgestellt und bewiesen wurden. So kann man Lessings Laokoon als erste Urkunde der neueren Ästhetik ansehen. Seit jener Zeit sonderte man die schönen Künste von den nützlichen. Man legte seitdem auf den Lehrzweck der Poesie nicht mehr den Accent wie früher. Zugleich verwarf Lessing die malerische und beschreibende Weise der Poesie, wie sie in Kleists „Frühling" und anderen Werken jener Zeit sich zeigte.

11. Weshalb mordet Brutus den Cäsar, und wie rächte sich an ihm diese unselige That?

I. Einleitung. Brutus erscheint uns außerhalb der Verschwörung als ein sonst klarer, ruhiger Geist und eine reine, edle, sanfte und milde Natur. (Anders war es bei Macbeths Frevelthat und anders bei dem geisteszerrütteten Hamlet.)

II. Übergang. Bei solch einem Charakter erscheint uns ein solches Verbrechen unbegreiflich, und wir fühlen uns unwillkürlich veranlaßt, den Gründen zu einer solchen That nachzuspüren.

III. Die Motive zu der Ermordung:

A. Reine und edle Motive (besonders politischer Natur).
1. Das Wohl Roms ging ihm über alles und zwar
   a) die Freiheit,
   b) die republikanische Staatsform. (Akt II, Sc. 1.)

2. Furcht vor Cäsars Ehrsucht. (Vergleich Cäsars mit einem Schlangenei.)
3. Das Bestreben, der Vorfahren würdig zu sein, indem er, historisch unrichtig, jenen ältesten Tyrannenfeind Brutus für seinen Ahnherrn hielt, dem er nachahmen müsse.

B. Kritik dieser Motive.
1. In Bezug auf das allgemeine Wohl zeigt Brutus doch nur einen beschränkten politischen Verstand, sonst hätte er einsehen müssen, daß für die republikanische Staatsform die letzte Stunde geschlagen hatte und daß der ermordete Cäsar sofort durch einen neuen Usurpator würde ersetzt werden.
2. Daß Cäsar seine Stellung bei übertriebener Ehrsucht mißbrauchen würde, konnte Brutus nicht beweisen und auch nicht vorhersehen, wie auch Antonius in seiner Rede bemerkt.

C. Weniger edle Motive.
1. Es ist kein schöner und echt menschlicher Grundzug des römischen Wesens, der sich in Brutus, wie freilich in jedem echten Römer zeigt,
   a) daß erst der Patriotismus und dann der Humanismus kommt,
   b) erst die Freiheit und dann die Freundschaft kam. (Dieses hängt zusammen mit der stoischen Philosophie, welche die Mitmenschen einer Theorie zu opfern fähig war.)
2. Brutus that seine That aus eigenem Ehrgeiz, der sich oft mit der Schwärmerei für Freiheitsideen gattet oder paart. Dieses zeigt sich besonders bei den Zetteln, in deren Worten er die Stimme des römischen Volkes zu vernehmen glaubt.
3. Dieser Ehrgeiz macht ihn zugleich dem Rate anderer (besonders des Cassius) zugänglich.

D. Zweite Kritik. Besonders im Hinblick auf die letzteren Motive tritt die Ermordung des Cäsar als Meuchelmord hervor; ein solcher aber läßt sich durch keine politische Pflicht und vollends nicht auf dem religiös-sittlichen Gebiete rechtfertigen.

IV. Deshalb sehen wir auch, daß die Mörder der gerechten Strafe oder der rächenden Nemesis nicht entgehen. Wie zeigt sich das bei Brutus?

A. In der Unruhe seines Gewissens.

B. In seiner Flucht.

C. In der Feindschaft, dem Zwist zwischen Brutus und Cassius.

D. In der zweimaligen Geistererscheinung.

E. Daß ihn sein Kakodämon in sein eigenes Schwert stürzt.

12. Charakteristik des Brutus.

(Nach Shakespeares „Julius Cäsar".)

Material.

I. Wir finden Brutus zuerst in der 2. Scene des I. Aktes.

II. Er will den Hergang bei dem Wettlauf nicht sehen, denn sein Geist ist zu ernst, als daß er am Spiel Lust haben könnte.

III. Sonst ist man am Brutus nur Freundlichkeit und Liebe gewohnt; seit kurzem aber begegnet er den Freunden störrisch und fremd. Brutus giebt die Ursache dazu selbst an: Regungen streitender Natur quälen ihn. Cassius erkennt bald, Schmeichelei und Klugheit anwendend und an sein starkes Ehrgefühl appellierend, daß dem Brutus das Wohl des Vaterlandes Unruhe macht. Er wird dessen sogar ganz gewiß, als jener die Worte äußert: „Wie ich fürchte, wählt das Volk zum König Cäsarn".

IV. Am Ende der 2. Scene finden wir Brutus für die Verschwörung schon halb gewonnen.

V. Die auf die Unterredung mit Cassius folgende Nacht verbringt Brutus sehr unruhig. (Vergl. Akt II.) Er kommt in seinen Meditationen zu dem Entschluß, daß Cäsar fürs gemeine Wohl sterben müsse, damit er nicht noch mächtiger und ehrsüchtiger werde. (Sein Vergleich Cäsars mit einem Schlangenei.)

VI. Die ihn an den alten Brutus erinnernden Zettel ermutigen ihn zur Ausführung seines Planes, und bald darauf sehen wir ihn an der Spitze der Verschworenen. Hierbei zeigt er mehrere schöne Eigenschaften:

a) Das Vaterland geht ihm über alles.
b) „Ein Mann, ein Wort“ ist seine Devise.
c) Er will nicht unnütz Menschenblut vergießen. (Antonius und Cicero.)
d) Er ist ein liebender Gatte: „Ihr Götter, macht mich wert des edlen Weibes.“
e) Ligarius, der krank ist, zeigt, wie wunderbar Brutus auf seine Freunde einzuwirken vermag.

VII. Die Ermordung seines Freundes Cäsar wird ihm schwer, sein Herz blutet schon bei dem Gedanken daran. Aber trotzdem bleibt er standhaft bei seinem Vorhaben, als alle anderen Verschworenen infolge der Äußerung des Popilius Läna eingeschüchtert werden. Bei der Ermordung selbst ist er der letzte; ein Zeichen, wie schwer ihm diese That wurde.

VIII. Nach der Ermordung geht sein erster Zweck dahin, zu vermeiden, daß sie in den Ruf gewöhnlicher Mörder kommen, und das Volk zu beruhigen. Er selbst tritt zu diesem Zweck als Redner auf, wobei er durchaus kein Rednertalent bekundet, im Gegensatz zu Antonius, der nicht bloß wie Brutus nach echter Römerart auf den Verstand und das Ehrgefühl wirkt, sondern auch bei seiner hinreißenden Beredsamkeit auf das Gemüt.

IX. Eine besondere charakteristische Eigentümlichkeit des Brutus ist seine Ehre; Antonius scheint dieselbe zu bespötteln in dem bekannten Refrain: „Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann“.

X. Wie es bei Leuten der Fall ist, deren Streben nach Ehre etwas überspannt ist, daß sie nämlich sich leicht verletzt und gekränkt fühlen, so ist es auch bei Brutus. So finden wir ihn in der 2. Scene des IV. Aktes erzürnt auf Cassius. Während dieser aber in der Zank- und Versöhnungsscene seinen Zorn in helle Flammen auflodern läßt, bleibt Brutus kalt und ruhig, gerade wie bei der Todesnachricht seiner Gemahlin Porcia, in der echten Weise eines Stoikers.

XI. Wie groß das moralische Übergewicht des Brutus seinen Freunden und Anhängern gegenüber ist, sehen wir besonders zweimal hervortreten, a) nämlich bei dem Rate des Cassius, mit Cäsar zugleich den Antonius zu töten, b) und

sodann bei dem Kriegsrat, Akt IV. Scene 3, wo Cassius, trotzdem er von der Kriegführung mehr versteht, mit seiner Ansicht nicht obsiegt.

XII. Obgleich Brutus mit klaren Gründen zur Ermordung Cäsars schritt, so beunruhigte ihn doch in der Folgezeit Cäsars blutiger Schatten. Das sehen wir deutlich das eine Mal im Lager bei Sardes (Lucius, die Geistererscheinung) und das andere Mal im Lager bei Philippi.

XIII. Wie sehr Brutus die Freiheit liebt, zeigt sich noch einmal da, wo er Abschied nimmt von Cassius. Akt V. Scene 2. — „Glaub' mir, du edler Römer, Brutus wird nie gebunden gehn nach Rom."

XIV. In der Schlacht bei Philippi steht Brutus dem Octavius gegenüber, schlägt ihn zurück, zeigt aber, daß er kein kluger Feldherr ist, darin, daß er den fliehenden Feind zu hitzig verfolgt, anstatt dem rechten Flügel seiner Schlachtordnung zunächst zu Hilfe zu kommen.

XV. Als Brutus die Leiche des Cassius sieht, veranlaßt ihn dies zu den Worten, welche als Grundgedanke dieser Tragödie anzusehen sind, Akt V. Scene 3:

„O Julius Cäsar; du bist mächtig noch.
Dein Geist geht um: er ist's, der unsre Schwerter
In unser eignes Eingeweide kehrt."

Er stürzt noch einmal in den Kampf zurück, versucht es, die Republikaner mit seinem ganzen Ansehen zu ermutigen; aber als nur ein kleiner Rest von Freunden übrig ist, bittet er den Clitus, Dardanus, Volumnius der Reihe nach darum, ihm den Tod zu geben, daß er das Ende der Freiheit nicht überlebe, aber nur Strato versteht sich dazu, ihm das Schwert hinzuhalten, worein er sich wie ein Held stürzt. Und selbst sein Feind Antonius muß bei dem Anblick seiner Leiche gestehen:

„Dies war der beste Römer unter allen,
Dies war ein Mann!"

13. Wodurch giebt sich in Shakespeares „Julius Cäsar“ der römische Aberglaube kund?

1. Der Rat, welchen Cäsar dem Calpurnio giebt: „Stellt dem Antonius grad' Euch in den Weg!“ Hier hat sich Shakespeare nach dem 61. Kapitel in Plutarchs Lebensbeschreibung des Cäsar gerichtet, welcher berichtet, daß am Luperkalienfest Jünglinge von edler Abkunft und Magistratspersonen durch die Straßen laufen und die Begegnenden mit ungegerbten Fellen schlagen, wobei sich Frauen ihnen mit Absicht in den Weg stellen mit abergläubischen Vorstellungen. Akt I. Scene 2.

2. „Nimm vor des Märzens Idus dich in acht!“ Die Römer hatten die Sitte, einzelne Tage als Glück oder Unglück bringend anzusehen; ein heidnischer Aberglaube, vor welchem schon in den Büchern Mosis gewarnt wird. So hatten die Römer Tage, an welchen weder Konzilien noch Ratsversammlungen noch Gericht gehalten werden durfte; diese nannten sie dies nefasti; die Tage aber, denen sie eine glückliche Vorbedeutung beilegten, nannten sie dies religiosi.

3. Akt I. Scene 3. Die Römer glaubten an Wunderdinge.

A. Zeichen am Himmel: a) Feuerregen, b) Komet.

B. Zeichen auf der Erde: a) feurige Männer, b) der Sklave, c) der Löwe.

C. Zeichen in der Luft: a) das Unheimliche der Stürme, b) der Vogel der Nacht.

4. Akt II. Scene 2. Selbst der große Cäsar ist von Furcht und Aberglaube nicht frei; er wie alle Römer vertraut noch auf die Sehermacht der Auguren. Gieb Näheres über dieselben an!

5. Akt II. Scene 2. Der Traum der Calpurnia und des Poeten Cinna. Griechen und Römer glaubten an eine mittelbare Offenbarung künftiger Dinge. Hierzu rechneten sie auch die Träume, wobei sie entweder Erscheinungen und Offenbarungen der Götter und Dämonen oder dargestellte Bilder und Enthüllungen künftiger Dinge sahen.

6. Die Geltung der Wahrsager. Vergleiche die Theomantie der Griechen!

7. Der Geist Cäsars. Akt IV. Scene 3. Bei Plutarch ist nur von einer schrecklichen Gestalt die Rede. Brutus 36 und Caesar 69.

8. Akt V. Scene 1. Selbst der edle Römer Cassius, wie ihn Brutus nennt, fällt zuletzt von der epikuräischen Philosophie ab und glaubt an zukünftige Dinge. (Die Adler und die Raben!)

14. „Will, ruf ich aus, das Schicksal mit uns enden,
So stirbt sich's schön, die Waffen in den Händen."
(Schillers fr. Übers. des 2. Buchs der Äneide.)

I. Einleitungen.

1. Art. Der Mensch kann in mancherlei Lagen vom Tode überrascht werden, der sich in tausendfachen Gestalten den Sterblichen naht:

A. In Bezug auf das Alter: Er trifft den lebensmüden, altersschwachen Greis, den Mann inmitten vieler Entwürfe, die liebevoll sorgende Mutter, den für die Zukunft Pläne ersinnenden Jüngling und das Kind an der Mutterbrust, in der Wiege, bei dem Spiele.

B. Ungeahnt und plötzlich oder langsam und vorhergesehen, ruhig und sanft oder unter großen Schmerzen und langem Gram.

C. In Hinsicht auf den Beruf, z. B. den Arzt, den Krieger im Kampfe oder im Lazarett, den Bergmann, den Schiffer u. a.

D. In Bezug auf die Todesursache:

a) als Selbstmord,

b) Duell,

c) Meuchelmord,

d) Hinrichtung,

e) bei Feuer- und Wassersnot.

2. Art. Zusammenhang des Ausspruches mit Strophe 43—56. Die Griechen landen wieder in der Nähe Trojas; Sinon öffnet den Bauch des Rosses; die griechischen Helden steigen herab, stürzen in die Stadt, erwürgen die Wachen, indes ihre Genossen durch Trojas Thore eindringen. Da erscheint dem Äneas Hektor in einem Traumgesicht und verkündet ihm, daß der Sturz Iliums bevorstehe. Bald weckt ihn der wilde

Kriegslärm. Er bewaffnet sich, will schnell ein Heer sammeln und die Feste gewinnen. Hierbei ruft er aus:

„Will das Schicksal mit uns enden,
So stirbt sich's schön, die Waffen in den Händen."

3. Art. Der Tod an sich ist immer bitter; doch mit Unterschied. Es giebt Lagen, in denen das Sterben versüßt wird.

II. Ausführung.

1. Wort- und Sinnerklärung.

a) Schicksal ist im heidnischen Sinne das Geschick, das als absolut notwendig oder von überirdischen Mächten vorausbestimmt gedacht wird. Für uns Christen tritt an die Stelle des Schicksals Gott und seine Weltregierung.

b) „Enden" heißt hier:

α) den Untergang eines Staates und Volkes durch Feindeshand herbeiführen;

β) einen einzelnen verderben.

c) „Die Waffen in den Händen" d. h. indem Haus und Herd und das ganze Vaterland verteidigt wird.

d) schön steht hier im Sinn des Horazischen dulce et decorum est pro patria mori.

e) „mit uns" d. i. dem trojanischen Volk und Vaterland.

2. Beweisführung.

A. Indirekter Beweis. Wie unschön ist:

a) das Verhalten des Feiglings, der wehrlos die Feinde schalten und walten läßt, z. B. König Karl in der Jungfrau von Orleans. Akt I.

b) Wie traurig der Tod des Kranken und Elenden, der dem Vaterland nicht helfen kann,

c) der Tod des Räubers und Mörders, der hier nicht gemeint ist und für eine schlechte Sache stirbt.

B. Direkter Beweis: Schön ist der schnelle Tod im Kampfe gegen den Feind des Vaterlandes; denn

A. Negativ:

a) ihm geht keine physische Ohnmacht voran wie dem Tode auf dem Krankenbette,

b) ihm geht keine geistige Schwäche und sittliche Entkräftung voran wie dem Tod infolge von Altersschwäche oder dem Verbrechertode oder dem Hinwelken eines gebrochenen Herzens.

B. Positiv: Es ist ein Tod im Kampf für die höchsten Güter:

a) für Pflicht, vgl. Leonidas — Jungfrau von Orleans — Winkelried.

b) für Freiheit, z. B. in den Freiheitskriegen.

c) für den Ruhm des Vaterlandes und der einzelnen Personen bei der Mit- und Nachwelt. Vgl. die Landwehr 1813 und bei Metz! Äneas selbst 60 ff. (2. Buch.) Außerdem ist ein solcher Tod frei von dem Kläglichen, das der Tod in vielen andern Fällen an sich hat.

d) in Gemeinschaft mit anderen Wackeren (Solamen miseris socios habere malorum).

e) ein schneller Übergang in ein vollkommeneres Dasein.

III. Schluß.

1. Art. Dasselbe sagt der bekannte Ausspruch: dulce et decorum pro patria mori.

2. Art. Anruf an den Tod! Nahe dich als freundlicher Engel, sei es spät oder früh, sei es nach einem Krankenlager, sei es plötzlich!

3. Art. Mit Hinblick auf unsern preußischen Staat.

15. Das Kleinste kann wichtig werden, sowohl auf dem Gebiete des Guten als auf dem des Bösen.

I. Einleitung.

1. Art. Vom Gegensatz ausgehend: Häufig machen wir im Leben die Wahrnehmung, daß die Menschen sich über kleine, geringe, unscheinbare Gegenstände erheben oder dieselben sogar geringschätzen, weil sie glauben, aus Geringem könne nichts Wichtiges entstehen. Diesem aber stehen die Ansichten vieler Sprichwörter entgegen, so auch die im obigen Ausspruche enthaltene Behauptung.

2. Art. Sehen wir uns im Menschenleben oder auf dem Gebiet der die Menschen umgebenden Natur um, so sehen wir, daß die größten und erhabensten Gestaltungen und Unternehmungen nach einem göttlichen Weltplan aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen sind.

II. Nachweis, daß aus Kleinem Großes werden kann.

A. Auf dem Gebiete der toten Natur.

a) Aus einem kleinen Samenkorn kann eine große Pflanze werden.

b) Aus der kleinen Eichel die gewaltige Eiche.

c) Aus einem kleinen Schneeball eine ganze Ortschaften verheerende Lawine.

d) Aus einem kleinen Quell der große Schiffe tragende Strom.

e) Aus einem geringen Funken entsteht ein furchtbarer Brand.

B. Die Richtigkeit der aufgestellten Ansicht wird aber auch bestätigt durch das Menschenleben.

A. In äußerer Beziehung auf dem Gebiete des Guten und Bösen.

a) Mit Rücksicht auf den Körper. Milo — Friedrich der Große — Cäsar.

b) Mit Rücksicht auf Schicksale des Menschen. Menschen, die

α) in Niedrigkeit geboren sind, bringen es entweder durch eigene Tüchtigkeit oder durch die Gunst der Zeitumstände zu großen Dingen. Beispiele: Derflinger — Cicero — Marius — Napoleon — Lincoln — Luther — Schiller u. a.

β) Ein Glücksfall kann den Bettler zum Krösus, ein Unfall den Reichen zum Bettler machen.

γ) Oft wird ein Augenblick, ein einziger Entschluß und Gedanke von größter Wichtigkeit für das ganze Leben des Menschen. Beispiele: Augustin — Paulus — Luther.

δ) Ein einziges gutes Wort kann oft unendlichen Segen, ein böses und hartes namenloses Weh und Elend über einzelne Menschen, Familien, ja selbst Völker bringen.

B. Mit Rücksicht auf den inneren Menschen,

a) in Bezug auf die Geistesbildung.

Der Anfang der Geistesbildung ist sehr gering, zuerst eine Anschauung, dann eine Vorstellung, dann Begriffe, Urteile und Schlüsse, und doch kann es der Mensch in der Geistesbildung so weit bringen. (Humboldt — Cicero — Lessing.)

b) In Bezug auf das Moralische.

Alles Gute fängt klein und kaum bemerkbar an, kann aber bis zur größten Vollkommenheit steigen.

C. Die in unserm Thema aufgestellte Behauptung bewahrheitet sich aber auch in der Geschichte, besonders der der Erfindungen, Entdeckungen u. s. w.

a) Der preußische Staat.

b) Das Christentum.

c) Erfindung der Dampfmaschine u. s. w.

D. Die Wahrheit des Satzes wird auch durch andere ähnliche Aussprüche bestätigt:

„Sogar das Haar wirft einen Schatten," sagten die Alten. — „Ein kleiner Mann fällt die Eiche." „Steter Tropfen höhlt den Stein." „Es scheint ein Mensch oft sehr geringe, durch den Gott schaffet große Dinge."

III. Schluß. Folgerungen aus dem Gefundenen.

Man verachte nichts Geringes,

a) weder in der toten Natur,

b) noch im Menschenleben und zwar

α) weder andere noch sich,

β) man verwalte vielmehr die anvertrauten Pfunde möglichst gut, entwickle die Anlagen und Talente, die in einem schlummern.

16. Man hat Exempel, Daß man den Mord liebt und den Mörder straft.

(Wallensteins Tod V. 2. V. 72 ff.)

(Mit besonderer Rücksicht auf die Königin Elisabeth in „Maria Stuart" und Octavio und Buttler, W. T. V. 11 V. 6 ff.)

I. Zusammenhang des Ausspruchs: Im vierten Aufzug fängt es an, rasch auf den Sturz Wallensteins loszugehen.

Buttler will die Reichsacht an Wallenstein vollführen und gewinnt zuerst Gordon zur Teilnahme an dem blutigen Werke. Dieser aber sucht Buttler von seiner allzugroßen Eile abzuhalten und äußert im Verlauf der in Wallensteins Tod IV. 8 geführten Unterhaltung deshalb schon die Worte: „Es kann der Mord bisweilen den Königen, der Mörder nie gefallen."

Als dann Buttler in der zweiten Scene des fünften Aufzugs die Hauptleute Deveroux und Macdonald, seine Landsleute, für die Ermordung Wallensteins gewinnen will, sagt Deveroux (V. 72 u. 73):

„Ist's des Kaisers Will'?
Sein ernster, runder Will'? Man hat Exempel,
Daß man den Mord liebt und den Mörder straft."

II. Übergang. Wir haben ein Beispiel zur Bekräftigung dieser Worte in „Wallensteins Tod" selbst, erinnern uns aber hierbei auch an das Verfahren, welches Elisabeth gegen die Personen einschlägt, welche an der Hinrichtung der Maria Stuart beteiligt sind.

III. Beispiele.

A. Elisabeth

a) gegen Davison (vgl. Maria Stuart Akt V. Sc. 14 mit Akt IV. Sc. 8. 11. 12),

b) gegen Burleigh (Akt V. Sc. 15).

B. Octavio und Buttler (vgl. W. T. V. 11. V. 6—23).

Themata im Anschluß an die Lektüre des „Götz von Berlichingen".

17. Das Leben am Hofe des Bischofs von Bamberg.

I. Einleitung. Indem uns Goethe in seinem Götz von Berlichingen schildert, wie die selbständige Reichsritterschaft und Heldenkraft mit der neuern politischen Gestaltung der Dinge in Konflikt tritt und durch den infolge des Egoismus der deutschen Reichsfürsten herbeigeführten Verfall der Kaisermacht unterliegt, giebt er uns zugleich ein Charakter- und Zeitgemälde des 15. und 16. Jahrhunderts. Am Bruder Martin sehen

wir den innern Verfall des Klosterlebens, an Götz, Weislingen, Sickingen, Selbitz die verschiedenen Richtungen des Rittertums an den Bauernaufständen die Lage des niedern Volkes, und am Hofe zu Bamberg entrollt er uns ein Bild der damaligen Geistlichkeit und des gelehrten Standes.

II. Ausführung. Das Haupt der Geistlichkeit zu Bamberg ist der Bischof. Bericht über das Verhältnis desselben zu Götz. Er ist besonders aufs Essen und Trinken bedacht, sucht aber wenigstens den Schein von Gelehrsamkeit zu wahren. Ein Gelag, wie er es gern hat, schildert uns Goethe (I. 4).

Er hält es mit den weltlichen Fürsten, sucht deshalb die Selbständigkeit der Ritter zu untergraben und solche, die gern darauf verzichten, an seinen Hof zu ziehen. So hatte er Weislingen für sich gewonnen und denselben leicht in seiner Treue, die er Götz und Maria versprochen, wankend gemacht.

Auch weibliche Schönheiten wußte er an seinen Hof zu locken, um sie als Lockmittel zu benutzen. So Adelheid v. Walldorf.

Ein Hofnarr fehlte nicht, der in offener oder mehr versteckter Weise die am Hofe lebenden Personen zu geißeln wußte.

Um die Rolle des Gelehrten spielen zu können, lud er auch Gelehrte zu seiner Tafel. So den Juristen Olearius, gegen dessen Wissen das seinige schon sehr abstach, noch mehr aber das des Abtes, der nur seinen Bauch pflegte und deshalb den wenig schmeichelhaften Beinamen „das Weinfaß von Fulda" von Goethe erhalten hat.

18. Wie der Herr, so der Knecht.

I. Einleitung. Die Charaktere in Goethes Götz stehen fast alle in einem schneidenden Gegensatze. Von den weiblichen Charakteren haben Maria, Elisabeth und Adelheid so gut wie nichts mit einander gemein, aber doch bildet die verschlagene untreue Adelheid wieder einen besondern Gegensatz zu den zwei andern Frauen; ebenso unterscheiden sich gar sehr von einander die Ritter Götz und Weislingen samt ihrem Anhang und ihrer Dienerschaft.

II. Ausführung.

1. Gruppe: Götz, Georg, Lerse.

A. Götz. Eine imponierende Erscheinung (vgl. Bruder Martin). — Er will nur dem Kaiser und Gott unterworfen sein und verlacht die Herrschsucht und Ränke der Fürsten. Er ist treu und bieder, fern von Heuchelei und Argwohn, jederzeit tapfer und schlagfertig, aufopfernd gegen seine Freunde, verhaßt bei seinen Feinden. An seinem Vaterlande hängt er mit ganzem Herzen, das Recht will er überall verteidigen, jedem Unterdrückten helfen.

B. Georg. Er erscheint uns schon beim ersten Mal in der Herberge als ein Jüngling, der was Großes verspricht (Schilderung seines dortigen Auftretens). Später sehen wir, wie er sein Probestück als wackerer Reiter Götzens in Bamberg, in offener Feldschlacht und bei Belagerung der Burg ablegt und sich in allem als ein Götz en miniature bewährt.

C. Lerse. Absichtlich so genannt nach einem Freunde Goethes, den er in Straßburg kennen lernte und der nicht nur als guter Fechter, sondern auch wegen seines ehrlichen, biedern Wesens als Schiedsrichter unter den Studenten bekannt war. Ehe er in Götzens Dienste trat, hatte er schon einmal Bekanntschaft mit ihm im Kampfe gemacht. Seine Tapferkeit und Unerschrockenheit sowie auch seine diplomatische Gewandtheit müssen wir bei der Burgbelagerung bewundern.

2. Gruppe: Weislingen und Franz.

A. Weislingen. Auch er ist tapfer, aber ohne Geradheit und Biederkeit, ohne Willensstärke, allzu lenksam, ohne Zuverlässigkeit (Götz, Maria, Adelheid, der Bischof in Bamberg). Er ist charakterlos, ein Diener der Fürsten und Bischöfe.

B. Franz. Auch er kennt keine Ehrlichkeit und Treue; das erfahren wir gleich bei seinem ersten Auftreten, wo er seinen Herrn verlocken will, nach Bamberg zu gehen. In ihm wird Weislingen für sein unehrliches Verhalten gegen Götz und Maria bestraft, indem er ihm der Adelheid zu Liebe Gift beibringt, nachdem er sich schon vorher als Briefträger zwischen ihr und dem künftigen Kaiser Karl hat benutzen lassen.

19. Welche Scenen in „Götz von Berlichingen“ verdanken ihren Ursprung dem Aufenthalt Goethes bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar?

(Vgl. Wahrheit und Dichtung, Buch 12 in Bd. 22, S. 92 ff. Akt II, letzte Scene, S. 64, Bd. 23, 94 ff.)

I. Einleitung: Goethe giebt in seiner Selbstbiographie: Wahrheit und Dichtung, bei Gelegenheit der Beschreibung seines Aufenthaltes in Wetzlar eine kurze Geschichte des Reichskammergerichts; vieles, was er dort sagt, finden wir hauptsächlich in zwei Scenen (II, erste und letzte) seines Götz wieder.

II. Ausführung: In der einen werden wir mit den Richtern und Advokaten, in der andern mit deren Opfern bekannt gemacht.

A. Als Folge der Renaissance der Wissenschaften kann auch das Wiederaufleben des römischen Rechts, zuerst in Italien, dann auch in Deutschland angesehen werden. Hier machte Maximilian zur Unzufriedenheit des Volkes mit der Einrichtung des Reichskammergerichts den ersten Versuch. Er mußte die Stellen mit Fremden oder Deutschland Entfremdeten besetzen.

B. In der ersten Scene des zweiten Aktes werden wir mit einem Rechtsgelehrten letzterer Art bekannt gemacht. Er war Deutscher von Geburt, studierte in Bologna, kam als Olearius zurück (Ölbaum). Er ist das verknöcherte Corpus iuris selbst. Er spricht wie ein Buch. Er läßt seine Gelehrsamkeit überall durchscheinen, kann aber nicht ankommen gegen gesunden Mutterwitz und natürliche Zungenfertigkeit (Liebetraut), trotz seiner Disputierkunst. Er hat eine kitzliche Haut, wenn der Spaß auf seine Rechnung geht. Olearius, der Grundtypus sämtlicher Rechtsgelehrten der damaligen Zeit: alle nach zwei Seiten hin über einen Kamm geschoren, denn alle besaßen einen großen Wulst vorgeblicher Gelehrsamkeit und viel Geringschätzung des deutschen Wesens. Verhaßt war ihnen der alte Schöppenstuhl, ebenso das am alten hängende Bürger- und Bauerntum. Desto größere Liebhaber der Geldsäcke letzterer waren sie.

C. Wohlhabende Leute wurden oft durch lange Prozesse arm oder mußten wenigstens froh sein, sie nach herben Verlusten

erledigt zu sehen. Beispiel: Götz von Berlichingen II, letzte Scene. Zwei Bauern friedlich neben einander — Streit wegen eines Grenzackers — acht lange Prozeßjahre — endliche Versöhnung, geschlossen durch eine Heirat, nachdem im endlichen Urteil der eine so viel Recht bekommen wie der andere — Haß gegen den Assessor — dieser hat zwei Fliegen mit einer Klappe erschlagen — er ist beider Anwalt zugleich gewesen.

D. Bei dieser Gelegenheit geschieht Erwähnung der kaiserlichen Visitationen. Ursprünglich eine Revisionskommission — Fürsten und Räte untersuchen die Kassenbestände, erforschen die Guthaben und Reste, treiben letztere ein, helfen Mißbräuchen ab, bilden endlich den Gerichtshof letzter Instanz. Einblick in die Wirtschaft des Reichskammergerichts: um 1750 hatten sich 20,000 Prozesse angesammelt, 120 kamen im Durchschnitt jedes Jahr hinzu, nur 60 konnten erledigt werden.

III. Schluß. Im Gegensatz zu dieser Verschleppung die heilige Vehme (Akt V). In kaum acht Minuten entscheidet sie über Leben und Tod (Adelheid v. Walldorf), während das Reichskammergericht, seligen Angedenkens, acht Jahre zur Schlichtung eines Streites um eine Hufe Land gebraucht hat.

20. Götz von Berlichingen nach der Lehre von den drei Einheiten betrachtet.

(Vgl. Wahrheit und Dichtung, Bd. 2, Buch 13, S. 149 ff. — Naumann, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht I. S. 108 ff., II. 243 ff., Lessing. Düntzer in seinen Bemerkungen zu den letzten Scenen des zweiten Aktes.)

I. Einleitung.

1. Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und des Ortes waren gleichsam nur Folgen jener und des Umstandes, daß der Chor zu der Handlung hinzutrat, um dessentwillen die Dichter den Ort auf denselben Platz und die Zeit auf einen und denselben Tag einschränken mußten und zugleich die Handlung soviel als möglich simplizierten (Lessing).

2. Die Franzosen hingegen betrachteten die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht als Folgen der Handlung, sondern

als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, ohne daß sie einen Chor anwendeten, und stützten sich dabei fälschlich auf Aristoteles.

3. Doch erfordert die Einheit des Ortes und der Zeit bei unserem deutschen Drama keineswegs, daß die ganze Handlung in demselben Raume und an demselben Tage vor sich gehe, auch dürfen neben der Haupthandlung noch Nebenhandlungen (Episoden) herlaufen, jedoch müssen alle Fäden der Handlung in einem bestimmten Knotenpunkt zusammenlaufen und muß ein unnützer und störender Wechsel des Schauplatzes, das verwirrende Springen von Ort zu Ort vermieden werden.

II. Übergang. Betrachten wir nach den vorausgeschickten Grundsätzen jetzt die Handlung in Goethes „Götz von Berlichingen!"

III. Ausführung.

A. Die Fehler in Bezug auf die drei Einheiten:

  A. Der Handlung: die Einfachheit (Simplizität) und Übersichtlichkeit ist sehr gestört und vernachlässigt,

  B. des Ortes: die Handlung springt zu schnell von Ort zu Ort, so daß eine freie genaue Berichterstattung des Gelesenen sehr schwer wird.

  C. der Zeit: die Handlung spielt sich in keinem kontinuirlichen Zusammenhang, sondern in Zwischenräumen ab. Vgl. z. B. Akt II, Sc. 8, 9.

  D. Infolge dieser Übelstände hat der ganze Bau (die ganze Komposition oder Ökonomie) des Schauspiels gelitten und ist nicht so durchsichtig wie in Goethes Egmont und Iphigenie, und die Einheit der Handlung ist nicht so streng wie in Tasso und Iphigenie, so daß Wieland dieses Drama das bezauberndste Ungeheuer nannte.

B. Doch muß man zur Entschuldigung des Dichters zugestehen:

  a) daß er sich bemüht hatte, Götz als den Haupthelden der Dichtung in den Vordergrund zu stellen,

  b) alle einzelne Handlungen, wenn sie auch scheinbar von ihm abführen, doch auf ihn zu beziehen,

  c) daß seine hinreißende Darstellung, die Frische der Schilderungen und der anheimelnde historische Hinter-

grund uns jene Schwächen und Mängel des Schauspiels gern zum Teil vergessen machen,

d) daß es sein Erstlingswerk war, geschrieben in seinem 24. Jahre. (Vgl. Lüben II.)

21. Welche Anzeichen der neuen Zeit finden wir in Götz von Berlichingen?

22. Der Monolog des Götz im Turm zu Heilbronn, in Jamben.

23. Elisabeth und Maria, entgegengesetzte weibliche Charaktere.

24. Goethes Götz und Schillers Franz Moor.

(Vgl. Entwicklung dramatischer Charaktere von H. Th. Rötscher, S. 89 ff., und Naumann, Hilfsbuch II.)

I. Franz Moor.

1. Franz Moor ist keine eigentlich poetische Gestalt und erregt kein tragisches Interesse, weil er ein Verein von lauter Negationen ist, das selbstbewußt den Kampf gegen Gott führende Böse. Franz Moor ist Mensch und doch nur ein Komplex von Unmenschlichkeiten; so wird er eine Abstraktion, welche nicht das volle Interesse einer menschlichen Individualität in Anspruch zu nehmen vermag.

2. Franz Moor ist feige, tückisch, verräterisch, ehrlos, niederträchtig, boshaft, unkindlich, unbrüderlich, kurz alle sittlichen Verhältnisse verhöhnend.

3. Der Schwerpunkt dieses Charakters ist die niedrigste Selbstsucht und die größte Sophistik des Verstandes.

4. Im fünften Akt zeigt sich das innere Gericht Franz Moors (Angst und Schrecken, sein Traum, die Scene mit Daniel, sein Ende).

II. Götz.

1. Er stellt den freien Ritter dar, die natürliche Individualität von bestimmtem Gepräge, zieht uns aber zugleich und jeden, der in seine Nähe kommt (Bruder Martin), als Ideal der Gattung mächtig an.

2. Er ist edel, bieder, treuherzig, tapfer, schlagfertig, liebt

Frau und Kind und Schwester, ehrt seinen Kaiser, achtet sein Vaterland, ist ein Schrecken seiner Widersacher, ein Freund der Bedrückten.

3. Vgl. sein Ende mit dem des Franz.

25. Götz und Weislingen, zwei verschiedene Richtungen des Rittertums.

(Man vergleiche III, 1. III, 3, 55. S. Naumann, Hilfsbuch II, S. 246 ff. und dessen Ausgabe von „Götz von Berlichingen". Leipzig, Teubner.)

I. Götz und Weislingen waren in ihrer Jugend die besten und einträchtigsten Freunde, so daß sie der Bischof von Würzburg Castor' und Pollux nannte und sich Götz später noch gern ihrer Jugendfreundschaft erinnerte (vgl. Akt I, Scene 4). Später gingen sie in ihren Ansichten und Bestrebungen weit auseinander, besonders soweit dieselben ihre Stellungen zum Rittertum angingen.

II. Verschiedene Richtungen des Rittertums.

1. Götz schwärmte für den freien Rittersmann, der nur abhing von Gott, dem Kaiser und sich selbst — Weislingen verkroch sich zum Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen.

2. Götz ist ein Feind, Weislingen ein Freund der Fürsten (siehe ihre Gründe, Akt I, Sc. 4).

3. Götz (und seine Frau Elisabeth) liebte ein abenteuerliches Leben, Weislingen (und mit ihm Maria) zieht ein Stillleben auf einem Schlosse vor (vgl. Akt I, Scene 3 und das Urteil Adelheids über Weislingen, Akt II, Scene 9).

4. Götz liebt Männer seinesgleichen: wie Selbitz und Sickingen, Weislingen haßt sie und schwärzt sie bei dem Kaiser an (vgl. Akt III, Scene 1).

26. Inhaltsangabe des Schauspiels Götz von Berlichingen.

Übersicht nach Naumanns Hilfsbuch II, 245 ff.

27. Die vornehmsten Redefiguren und Tropen in Goethes „Götz von Berlichingen" nach Arten geordnet und kurz erläutert.

(S. Naumann, Hilfsbuch I.)

28. Die Jugendgeschichte Weislingens und Götzens.
(Vgl. Akt I, Sc. 4.)

29. Ein Vehmgericht.
(Nach Akt V, Scene 11.)

30. Die Träume in Götz von Berlichingen.

I. Einleitung. Die Träume werden von den Dichtern gern zu symbolischen und visionären Hilfsmitteln benutzt. Man denke an den Traum der Krimhilt, der Calpurnia und Porcia in J. Cäsar, der Jungfrau von Orleans u. a. Auch Goethe benutzt Träume in seinem Schauspiel „Götz von Berlichingen".

II. Die Träume.
1. Vgl. Akt I, Scene 6. Götzens Traum von Weislingen.
2. Akt V, Scene 10. Weislingens Traum von Götz.

31. Die Wundererscheinungen in Shakespeares Julius Cäsar und Götz von Berlichingen.

I. J. Cäsar.
1. Akt I, Scene 3.
   a) Feuerregen,
   b) Komet,
   c) feurige Männer,
   d) der Sklave,
   e) der Löwe,
   f) das Unheimliche des Sturmes.
2. Akt IV, Scene 3.
   Der Geist Cäsars.

II. Götz von Berlichingen.
1. Akt V, Scene 6 (Nacht, im wilden Wald),
   a) Feuerzeichen am Himmel (erste Zigeunerin).
   b) Der wilde Jäger (Hauptmann) und seine Auffassung.

32. Drei Schlachtenberichte von einer Warte.
(Nach Götz von Berlichingen, Akt III, Julius Cäsar, Akt V und Jungfrau von Orleans V. 11.)

33. Der historische Hintergrund in „Götz von Berlichingen“.

I. Der Kaiser Maximilian I. 1493—1519 — wohlwollend, aber schwach — Einrichtung des Reichskammergerichts (zuerst in Speyer, dann in Wetzlar) — schwach im Innern gegen die Fürsten, nach außen angegriffen von den Türken. Maximilian ist ungünstig von Goethe gezeichnet, weil er seinen Haupthelden durch ihn mehr heben wollte.

II. Die Fürsten wollten sich vom Kaiser unabhängiger machen und strebten nach größerer Macht, indem sie ihre Besitztümer auf Kosten der Bauern, Bürger und Ritter vergrößerten.

III. Die Ritter zerfallen in zwei Parteien. Die erste hält am alten freien Rittertum fest. Ihre Repräsentanten sind Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen, Hans von Selbitz. Die zweite Partei vertauschte das freie Rittertum und seine Gefahren mit dem üppigen Hofleben. Der Repräsentant dieser Partei ist Weislingen.

IV. Die Geistlichkeit zerfällt auch in zwei Lager. Das erste wird durch den Bruder Martin vertreten. Sein Name soll jedenfalls an Luther und die reformatorischen Bestrebungen erinnern. Man hat mit Unrecht Goethe getadelt, daß er der Reformation nicht mehr Raum in seinem „Götz“ verstattet habe. Warum? Das zweite Lager wird durch den Bischof von Bamberg und seinen Abt, „das Weinfaß von Fulda“, repräsentiert. Man sieht an ihnen teils die weltliche Herrschsucht, teils Genußsucht und den niedrigen Grad der Bildung der damaligen Geistlichen und so den Verfall der Kirche. Diese geistlichen Fürsten verbanden sich mit den weltlichen und den zum Hofleben sich hinneigenden Rittern, um den alten freien Ritterstand zu unterdrücken.

V. Die Städte zeigen ein regsames Leben, ringen nach Vermehrung der bürgerlichen Rechte und verbinden sich zu dem Zweck unter einander.

VI. Die Bauern tragen das Joch der Fürsten ungern und warten auf eine Gelegenheit, ihre Herrschaft und die der Standesherren abzuschütteln.

34. Illustrative Scenerie in Goethes „Götz von Berlichingen“.

I. Einleitungen.

Erste Art. Goethe wollte in seinem „Götz“ uns ein Bild des deutschen Reichs und von dessen Zuständen in der letzten Zeit des Mittelalters geben. Er erreichte dies einmal dadurch, daß er diese Zustände in der Fabel des Stückes und im Charakter und in der Handlungsweise der die Handlung vorwärts treibenden Personen zur Darstellung brachte. So entstanden illustrierende Scenen mit deskriptivem Charakter. Hierhin gehört die Scene mit dem Bruder Martin, die Erziehung Karls, das Leben am Bamberger Hofe (Gastmahl, Schachspiel, die Rechtszustände, Olearius, Bauernhochzeit, die heilige Vehme, die Zigeuner, die deutschen Heeresverhältnisse).

Zweite Art. In Goethes „Götz“ ist eine Reihe von einzelnen Genrebildern teils loser teils enger mit einander verknüpft, um uns ein vollständiges Bild von den deutschen Verhältnissen im abscheidenden Mittelalter zu geben.

Dritte Art. Das Material zu seinen Genrebildern in Götz fand der Dichter teils in der Lebensbeschreibung Götzens, teils in seiner eigenen Phantasie. Deshalb sind es nicht lauter echte Anzeichen des Mittelalters, die wir in „Götz von Berlichingen“ finden, die ein vollständiges historisch-treues Kolorit den geschilderten Verhältnissen verleihen, sondern er schuf auch den überlieferten Stoff mit dichterischer Freiheit um, namentlich indem er Züge seiner eigenen Zeit in die Bilder hineintrug und so beiläufig hinter der Maske der Vergangenheit den eigenen Zeitgenossen einen Spiegel vorhielt.

Vierte Art. Die allgemeine Anforderung, die man an Genrebilder überhaupt stellt, daß sie nämlich das wirkliche Leben und individuelle Verhältnisse möglichst naturgetreu und objektiv abspiegeln, hat auch Goethe in der großen Reihe von Scenen illustrierenden und deskriptiven Charakters, wie sie sich in seinem Götz finden, meisterhaft zur Geltung gebracht.

Fünfte Art. Wie ein Maler wohl daran thut, den Hauptgegenständen, die er darstellen will, auch einen entsprechenden

und schönen Hintergrund zu geben, so wird auch der dramatische Dichter besonders gefeiert werden, der es verstanden, die Haupt- und Nebenpersonen sich von einem bedeutenden historischen Hintergrund abheben zu lassen.

Man kann dieses Bestreben aufs deutlichste bei unserem Goethe in seinem „Götz von Berlichingen" merken.

Sechste Art. Obgleich Götz von Berlichingen zu den Erstlingsarbeiten Goethes gehört und sich hier und da auch deutliche Spuren einer Nachahmung zeigen, z. B. Shakespeares, obgleich ferner die Unruhe in der Handlung, der schnell wechselnde Ort und manches andere mit Recht getadelt worden ist: so zeigt doch auch wieder die ganze Anlage dieses originellen Werkes, daß wir es in jenem historischen Drama mit einem Dichter zu thun haben, der es verstand, ins volle Menschenleben hineinzugreifen.

Dieses bewährte er besonders in den sogenannten illustrativen Scenen.

II. Hauptteil. Solche zur Illustration der Haupthandlung dienende Scenen sind:

1. Die Scene zwischen Götz von Berlichingen und dem Bruder Martin. Vgl. I. 2. — Die Handlung spielt im Jahre 1519. Was haben manche in Bezug auf die Reformation getadelt?
2. Die Scene zwischen Karl, Maria und Elisabeth vielleicht mit Hindeutung auf die herrschende Erziehungsweise zu Goethes Zeit. Vgl. I. 3.
3. Die Tischgesellschaft im bischöflichen Palast zu Bamberg. I. 4.
   a) Welche Personen bilden sie?
   b) Was repräsentieren dieselben?
   c) Welchen Zweck verfolgt der Dichter in dieser Scene?
4. Die Bauernhochzeit. Vgl. II. 10.
5. Der Bauernkrieg. V.
6. Die Vehme. V. 11.
7. Das Heerwesen. Goethe trug Verhältnisse der „Reißausarmee" seiner Zeit auf die Zeit Götzens über. — Die

wackeren Landsknechte der Reformationszeit paßten nicht zu dem Bild allgemeiner Schwäche, das er vom abscheidenden Mittelalter geben wollte. Vgl. III.

8. Die Zigeuner. In Goethes Zeit machten sie unter der Kaiserin Maria Theresia besonders Deutschland unsicher. V. 6. 7.

35. Das satirische Element in „Reineke Fuchs".

I. Einleitung. In der ältesten Tiersage finden sich noch keine satirischen Elemente; erst später suchte man durch die Schilderungen aus dem Tierleben menschliche Verhältnisse abzubilden und zu verhöhnen. Dies geschah schon in den Bearbeitungen der Tiersage vom Jahre 1170 an. Auch Goethe trug in die Tiersage satirische Elemente hinein. (Vgl. Naumanns Hilfsbuch für den deutschen Unterricht, Teil I. S. 163 ff., Teil II. S. 55 ff.)

II. Die satirischen Elemente in Goethes Reineke Fuchs:

1. Reinekens erste Beichte und Bußübungen, (Vgl. die Flagellanten! — Gesang 3 gegen das Ende.)
2. Die Verschwörung von Reinekens Vater und Konsorten spielt auf deutsche Reichszustände (Gegenkaiser) an. (Vgl. Gesang 5 zu Anfang!)
3. Die Erzählung vom Schatz zu Krekelborn erinnert an das Streben unserer Vorfahren im Mittelalter, durch abergläubische Mittel sich in den Besitz von Schätzen zu setzen. (Gesang 6 zu Anfang.)
4. Die Klage Merkenaus um Reineke erinnert an die schon im Altertum üblichen Totenklagen. (Vgl. Gesang 7 zu Anfang!) seine weiteren Worte an das kaiserliche Geleit, das im Mittelalter und auch später oft nicht respektiert wurde.
5. Reinekens Freude an seinem Rossel und kleinen Reinhart spiegelt die Elternliebe ab. (Vgl. Gesang 7 gegen das Ende!)
6. Nach seiner zweiten Beichte (Gesang 8 zu Anfang) spielt

Reineke auf die Hofintriguen und die Parteilichkeit der Gerichte an; weiter auf die Schwächen der Geistlichen vor der Kirchenverbesserung, ferner auf die Duelle (vgl. dazu Gesang 17) und Gottesurteile (Ordalien) (Gesang 9 in der Mitte).

7. Gegen das Ende des 9. Gesanges finden sich satirische Anspielungen auf die Krieger und deutsche Reichsarmee, wie sie Goethe in „Götz von Berlichingen" gezeichnet hat.
8. Am Anfang des 10. Gesanges werden wir an die Geheimmittel erinnert, mit denen man früher Krankheiten heilen und Wunder verrichten wollte.

36. Die Beichte Reinekens im dritten Gesang.

1. Reinekens Geständnisse:
   a) den Bären im Baume gefangen zu haben,
   b) Hinzen ins Verderben gebracht zu haben,
   c) am Tode von Hennings Tochter schuld gewesen zu sein,
   d) Isegrim im Kloster zu Elkmar und im Jülicher Lande angeführt zu haben,
2. Reineke geißelt sich.
3. Reineke erhält von Grimbart Absolution und wird zur Besserung ermahnt.
4. Reinekens Rückfall bei dem Nonnenkloster.

37. Durch welche Mittel erlangte Reineke den Sieg über seine Feinde?

(Vgl. Gesang 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10.)

A. Wie befreit sich Reineke aus der ersten Gefahr am zweiten Hoftage?
1. Er tritt keck wie ein Unschuldiger auf.
2. Er naht dem König als Schmeichler.
3. Er verteidigt sich mit Hilfe der Lüge gegen den Bären und Hinze und viele andere Zeugen seiner schlechten Streiche.
4. Er wirkt durch seine Freunde auf den König.
5. Er beichtet zum zweiten Mal; von größter Wirkung ist seine Aussage von einem vergrabenen Schatze und einem früheren Mordplan auf den König.

6. Er erhält die Fürsprache der Königin und des Königs Gnade und Huld.

B. Wie befreit sich Reineke zum **zweiten** Mal?

Auf neue Anklagen am dritten Hoftage von seiten des Kaninchens und Merkenaus wird auf den sechsten Tag ein Kriegszug gegen Reineke beschlossen (vgl. Gesang 7!) gegen die Feste Malepartus. Doch Grimbart verrät Reineke den Anschlag; dieser entschließt sich, nach dem König zu gehen. (Vgl. Gesang 8.) Hier bemühte er sich von neuem, die Klagen abzuwenden, die ihn bedrohten. (Vgl. Gesang 9.) Um sich zu retten, bedient er sich

1. wieder glatter Worte, die aber nichts fruchten,
2. der Verteidigung wider das Kaninchen und die Krähe, die keine Zeugen beibringen konnten, und wider Bellyn, den Widder,
3. der Fürsprache der Äffin,
4. der Schilderung der verborgenen Schätze (vgl. Gesang 10),
5. der Gefälligkeiten, die er früher Nobel erwiesen habe (Gesang 10),
6. des Zweikampfs, den ihm Isegrim angeboten hat (Gesang 11).

Anmerkung. Für fähige Schüler wird es nach den vorausgeschickten Andeutungen nicht zu schwer sein, zu bearbeiten:

a) Charakteristik Reinekens,
b) Gedächtnisrede auf den verstorbenen Reineke.

Themata im Anschluß an die Lektüre von Lessings „Minna von Barnhelm“.

38. Welche Umstände bedingten den Stoff zu Lessings „Minna von Barnhelm“?

1. Den ersten Anstoß zu diesem Lustspiel gab Lessing seine Breslauer Lebensperiode; am Ende des Jahres 1760 nahm er die Stelle eines Sekretärs bei dem Gouverneur von Breslau, dem General Tauenzien an. (Vgl. Karl Lessing. G. E. Lessings Leben I, 234.)

2. Jener Aufenthalt trug zur Vermehrung seiner Weltkenntnis wesentlich bei, denn er brachte ihn mit vielen Menschen in Verbindung. (Leben I, 214.)

3. Da er in Breslau ein angenehmes Leben führte, war sein Gemüt in einer der Dichtung günstigen Stimmung.

4. Lessing lernte die preußische Armee, treffliche Generale und noch manchen anderen trefflichen, wenn auch niedriger stehenden Mann kennen (Leben I, 220). Er begleitete den General Tauenzien auf der Blokade von Schweidnitz im August 1762 und auf einer Reise nach Potsdam 1763 nach dem Hubertusburger Frieden (Leben I, 232).

5. „In diesen großen Guckkasten der Welt blickend, auf einen großen politischen Schauplatz gestellt (Leben I, 222), gewann er jene hohe freie Anschauung, welche ihn in den Stand setzte, den historischen Hintergrund seines Werkes so wahr und wirksam zu zeichnen. Und wenn er nach seinen Berufsgeschäften den unnützen Zeitvertreib der großen Welt nicht verachtete, wenn er sich der Spielsucht hingab und am liebsten Pharao spielte, wobei viel zu gewinnen, aber auch viel zu verlieren war, so beobachtete er bei dieser Unterhaltung das Betragen und den Ton der ungelehrten Stände." (Vgl. Leben I, S. 223 ff. und Dr. E. Niemeyer: Lessings „Minna von Barnhelm". Dresden, Höckner 1870, S. 15.)

39. Einfluß Diderots auf Lessings „Minna von Barnhelm".

(S. Niemeyer S. 16 f.)

1. Vor der „Minna von Barnhelm" hatte Lessing bereits mehrere dramatische Werke vollendet. Diese waren: Der junge Gelehrte, die Juden, der Misogyn, der Freigeist, der Schatz. Sie erschienen 1767 in einer Gesamtausgabe zu Berlin.

2. Lessing selbst wußte sehr wohl, daß er noch keine theatralischen Meisterstücke gemacht hatte und daß der hauptsächlichste Fehler seiner Dramen der sei, daß sie zu sehr nach der Studierstube rochen. (K. Lessing, Lessings Leben I, 237.)

3. Zu dieser Selbsterkenntnis war Lessing besonders durch Diderot gekommen, einen französischen Dichter und Kunstrichter,

dessen „Theater" Lessing schon 1762 zu Berlin übersetzt hatte und den er nach Aristoteles mit Rücksicht auf das Drama sehr hoch schätzte. Diderot gestand, daß die französischen Dichter noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt seien.

4. Gerade dieses Geständnis rief in Lessing eine ganz neue Stimmung hervor (Leben I, 237), sein dramatisches Hauptziel wurde seitdem die von Diderot geforderte Natur und Wahrheit. Ohne Diderots Muster und Lehren würde Lessing eine ganz andere Richtung bekommen haben. (Lessings Werke VI, 369.)

40. Inwiefern ist „Minna von Barnhelm" ein nationales Drama?

I. Einleitung. In seiner Stellung zu Breslau hatte Lessing eine schöne Gelegenheit, die besondere Natur seines Volkes kennen zu lernen; um so eher konnte er sich's zum Ziel setzen, seiner Dichtung einen nationalen Charakter zu geben. Und in der That, das Lustspiel „Minna von Barnhelm" ist unser erstes nationales Drama.

II. Inwiefern ist es ein nationales Drama?

1. Er schildert darin deutsche Sitten, ohne
   a) zu provinzial zu werden,
   b) ohne auf die germanische Urzeit wie Klopstock in seiner „Hermann-Schlacht" zurückzugehen,
   c) ohne partikularistische Interessen zu verfolgen, was er an seinen Freunden Gleim und Ramler tadelte. (Vgl. Werke XII, 487.)

2. Alle Personen des Lustspiels bis auf eine sind deutsche Landsleute, während Lessings Jugendstücke entweder Personen in französischem oder englischem oder antikem Kostüm vorführen (Miß Sara Sampson, Philotas).

3. Der Major von Tellheim trägt den Typus des deutschen Mannes, Minna erscheint als das Musterbild deutscher Weiblichkeit, der Wachtmeister, Franziska und Just spiegeln die mittlern und niedern Stände getreu ab.

4. Wenn auch der universelle Nationalcharakter gehörig gewahrt ist, so sind doch wiederum auch die Eigentümlichkeiten

der einzelnen deutschen Stämme nicht verwischt. Die preußische Bravheit kontrastiert mit der sächsischen Liebenswürdigkeit.

5. Ja selbst die Einführung des Franzosen Riccaut de la Marlinière gründet sich auf heimische Verhältnisse, da er den Krieg auf der Seite der Preußen mitgemacht hatte, und trägt zum volkstümlichen Charakter des Dramas bei, da der Dichter zugleich dem Nationalhaß Ausdruck gab. In der Schlacht bei Roßbach hatte sich der Nationalhaß gegen die Franzosen zum ersten Mal befriedigt, auf der deutschen Schaubühne sollte er es weiter können.

6. Endlich aber steht hinter den Vorgängen der siebenjährige Krieg als eine nationale Begebenheit und die Gestalt des großen Heldenkönigs, dessen Persönlichkeit, wie Goethe bezeugt, auf alle deutschen Gemüter wirkte.

41. Die Handlung in „Minna von Barnhelm“.

1. Lessings Minna von Barnhelm hat
   a) eine Haupthandlung, die Werbung des Fräuleins um den Major,
   b) eine Nebenhandlung, die Werbung des Kammermädchens um den Wachtmeister.

2. Die zweite Werbung ist gleichsam das ergötzliche Gegenstück zu den ernsten Verhandlungen der Hauptpersonen.

3. Nach Aristoteles, welcher die gute Abfassung einer dem dramatischen Werk zu Grunde liegenden Fabel empfiehlt (s. Lessings Werke VII, 170 f.), hat Lessing seinem Lustspiel eine solche supponiert.

4. Die Komposition ist sehr einfach, obgleich Episoden nicht fehlen, die Scene mit Frau Marloff, Riccaut und Erzählungen (vgl. die Scene zwischen dem Wirt und Franziska); denn diese Nebenhandlungen stehen mit der Haupthandlung in engem Zusammenhang. Die Haupthandlung aber ist auf die Aufrechterhaltung des Verlöbnisses zwischen dem Major von Tellheim und Minna von Barnhelm angelegt. Alles ist auf diese Sache wie auf einen Mittelpunkt bezogen. Und hierin besteht der viel gepriesene Vorzug, den man die Einheit der Handlung nennt. (Niem. S. 33.)

5. Aber auch die Einheit des Ortes ist gewahrt. Den Schauplatz der Handlung bildet der Gasthof zum König von Spanien in Berlin, und in demselben spielt sie teils in einem Saale, teils in einem daranstoßenden Zimmer und zwar:

a) Akt 1. in dem Saal,
b) Akt 2. = = Zimmer,
c) Akt 3. = = Saal,
d) Akt 4. = = Zimmer,
e) Akt 5. = = Saal.

6. Aber auch die Einheit der Zeit ist wohl beachtet. Die ganze Handlung verläuft an einem Tage. Sie beginnt am frühen Morgen. Die drei ersten Akte verlaufen bis Mittag, die beiden letzten nach dem Mittagessen.

42. Welche Umstände in Schillers „Maria Stuart" erregen besonders in uns die Gefühle der Furcht und des Mitleids?

I. Einleitung. Schon nach Aristoteles soll jede Tragödie Furcht und Mitleid erwecken. Das Mitleid verlangt nach ihm einen, der unverdient leidet, die Furcht einen unsresgleichen. Vgl. Lessings „Dramaturgische Abhandlungen": Weißes Richard III., Aristoteles und die Tragödie (auch enthalten in „Lessings Prosa", Schulausgabe von J. W. Schaefer S. 87 ff.).

II. Übergang. Was erregt in Maria Stuart besonders Furcht und Mitleid?

III. Ausführung:

A. Furcht wird erregt

1. durch die Andeutungen Paulets vgl. Akt I, Sc. 2 den letzten Willen der Maria betreffend,
2. durch den Bericht Mortimers Akt I, Sc. 6,
3. durch Burleigh Akt I, Sc. 7: der Urteilsspruch der 42 Richter und der Auftrag, den er Paulet erteilt I, 8,
4. durch die Zankscene Akt III, Sc. 4.
5. durch den Mordanschlag auf Elisabeth, an welchem man Maria beteiligt glaubt, Akt III, Sc. 7, 8.

B. Mitleid wird erregt:
1. durch Marias klägliche Lage Akt I, Sc. 1 u. 2, die von ihrer Amme Kennedy so ergreifend geschildert ist:
a) sie ist ihres letzten Schmuckes beraubt,
b) sie logiert zwischen zwei kahlen Wänden,
c) es fehlt ihr an Büchern, den Geist zu unterhalten,
d) selbst die Laute wurde ihr weggenommen,
e) England hat sie nicht gastfreundlich aufgenommen,
2. ihre Sehnsucht nach der Heimat in der Fremde,*)
3. sie ist nach hergebrachten fürstlichen Rechten und den Ansichten ihrer Anhänger ohne Grund im Gewahrsam,
4. sie glaubt selbst nicht an ihre Hinrichtung, höchstens an lebenslängliches Gefängnis, vgl. Akt I, Sc. 6,
5. dadurch, daß sie noch jung, hübsch und liebenswürdig war.

43. Durch welche Kunstgriffe hat Schiller die Vorfabel in „Maria Stuart“ eingeflochten?

I. Einleitung. Die Handlung des vorliegenden Dramas beginnt erst mit der Haft der Maria im Schlosse Fotheringhay. Die wichtigsten Ereignisse aus dem frühern Leben der Maria aber erfahren wir aus dem Munde der handelnden Personen.

II. Ausführung.
1. Die Sitzung einer Gerichtskommission (nach der Geschichte war sie am 14. Oktober 1586) und die Andeutungen Paulets, daß Maria von derselben zum Tode verurteilt worden sei (Akt I, Scene 2).
2. Marias frühere Sünden (Akt I, Scene 4).
a) Die Ermordung Darnleys, geschichtlich am 9. Februar 1567, vgl. die Beichtscene,
b) die Heirat mit ihrem Buhlen Bothwell,
c) Aufschlüsse über ihren Charakter: sie war leichtsinnig in ihren jüngeren Jahren, aber ihr Herz war der Besserung fähig.

---

*) Vergleiche Iphigenie auf Tauris I, 1.

3. Der Kardinal von Guise war der Führer in ihrer zarten Jugend (Akt I, Scene 6).
4. Wie Maria als Bittende kam nach England, erfahren wir von ihr Akt I, Scene 7.
5. Akt III, Scene 4. Maria schildert ihr eigenes und ihrer Diener Los — Elisabeth giebt Gründe ihrer Feindschaft an.
6. Akt IV, Scene 7. Andeutung der Verschwörungen, welche Maria gegen Elisabeth angezettelt haben sollte.
7. Akt IV, Scene 10. Vgl. das Ende des Monologs.
8. Akt V, Scene 1. Das Zeugnis des Gatten der Margarethe Kurl (zu 1.) vgl. Akt V, Sc. 2. u. 13.

44. Schillers Drama „Maria Stuart“ im Verhältnis zur Geschichte.

1. Schiller läßt seine Tragödie erst da beginnen, wo das Urteil über Maria schon gesprochen ist. Und doch ist es ihm gelungen, eine reiche tragische Handlung herzustellen.

2. Dieses ist ihm durch Erfindungen gelungen, die ihm eine Reihe spannender Situationen und interessanter Charaktere darboten. Diese waren

a) die Zusammenkunft der beiden Königinnen,
b) Leicesters Liebeshändel mit Maria (vgl. seine Anwesenheit bei der Hinrichtung, seine Schutzrede für Maria und sein Abfall von Elisabeth), welche die Zusammenkunft ermöglichen müssen,
c) die Figur des Mortimer, in welchem Schiller die leidenschaftliche Zuneigung und den Fanatismus der Jünglinge personifiziert, welche von George Douglas an ihr Leben für Marias Rettung aufs Spiel setzten und der ein Gegenbild von Leicester ist, wie Paulet von Burleigh.

3. Außerdem ist Elisabeth der Maria gegenüber zu sehr in den Schatten gestellt, denn Schiller wollte alle Teilnahme für die Hauptheldin seines Trauerspiels gewinnen. Elisabeth hat bei vielen Intriguen und Angriffen des neidischen Auslandes ihr Königreich wohl regiert; ihre äußere Erscheinung war liebenswürdiger und herzgewinnender, als Schiller uns glauben läßt.

Sie besaß eine seltene Bildung, welche Gelehrte und Dichter zu ihr hinzog. Anstatt diese guten Eigenschaften vorzukehren, hat ihr Schiller eine Kälte, Härte und Heuchelei geliehen, wie sie durch die Geschichte sich nicht rechtfertigen läßt und wie sie auch kaum durch den Plan des Dramas mochte geboten erscheinen. Vergl. dagegen Schillers Behandlung des Charakters der Maria!

4. Im vierten und fünften Akt hat Schiller die Geschichte verlassen und geht seine eigenen Wege, um die dramatische Handlung freier zu gestalten; in den fünften Akt aber sind viele Züge aus der Geschichte verwebt, Mariens sanfte, religiöse Ergebung, durch die sie ihrer Partei im Lichte himmlischer Verklärung erschien, ihre Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Kirche, die Züge der Liebe von seiten ihrer Dienerschaft, unter der auch ihr alter Melville, früher in Schottland ihr Vertrauter, erschien, um Zeuge ihrer letzten Augenblicke zu sein.

5. Auch in Bezug auf Shrewsbury hat sich der Dichter Freiheiten erlaubt. Dieser hielt keine Schutzrede zu Gunsten Marias und fiel nicht von Elisabeth ab. Vgl. die Staatsratsscene und Schluß von Akt V.

45. Aus welchen vorausgehenden Ursachen konnte sich die Catilinarische Verschwörung entwickeln?

(Cf. C. Sall. de Coni. Catilinae capp. X—XIV.)

1. Aufgabe: Wortgetreue Übersetzung der fünf Kapitel mit Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten des Sallustischen Stils.

2. Freie Bearbeitung nach folgender Disposition:

Erste Ursachen.

1. Auf die höchste Macht folgte nun das Walten eines ungünstigen Schicksals:
   a) Es wuchs die Geldgier,
   b) „ „ „ Begierde nach Herrschaft.

Weitere Folgen.

2. Die Geldgier α) verdrängte Treu und Glauben, Biederkeit und Rechtlichkeit,
   β) führte zu Übermut, Grausamkeit, Vernachlässigung

der Götter, Bestechung, zu Scheinwesen, zu grausamem und unerträglichem Regiment (Kap. 10),

γ) führte zur Entnervung, zu Raub und Plünderung (Sulla) Kap. 11,

δ) ließ Armut und Rechtlichkeit für eine Schmach gelten, Kap. 12.

3. Der erlangte Reichtum führte zur Schwelgerei, Üppigkeit, Verschwendung, Zuchtlosigkeit (Kap. 13).
4. Anwendung des Vorigen auf Catilina (Kap. 14).

46. Sophokles' „Ödipus Rex" und Schillers „Braut von Messina".

I. Einleitungen.

1. Es wird stets eine fruchtbare Verwertung sein, wenn man verwandte Werke der großen griechischen und deutschen Tragiker mit einander vergleicht. Schöne Beziehungen lassen sich u. a. auch finden zwischen der modernen „Braut von Messina" und dem antiken „König Ödipus" des Sophokles. Denn erst die Kenntnis des Sophokleischen Stückes bietet den Schlüssel zum richtigen Verständnis der Schillerschen Tragödie.

2. Schiller hat in seiner „Braut von Messina" einen ganz neuen Weg einschlagen und nicht bloß ein Produkt liefern wollen, das dem in den griechischen Mustern ausgeprägten Schönheitsideal nachstrebe, sondern ein im vollsten Sinne des Wortes antikes Drama. Ob ihm dieser Versuch gelungen ist, wird sich am besten aus einer Vergleichung beider Werke ergeben.

3. Litterarhistorische Einleitung.

4. Man geht von der Labdakiden-Sage aus und der Beliebtheit des Stoffes, den feindliche Brüder boten.

5. Idealität war Schillers eigenstes Wesen; alles, was sein hoher Genius schuf, trägt den Stempel des Idealen und Erhabenen. Diesem Standpunkt entspricht auch sein Wirken als dramatischer Dichter. Als solcher erkennt er es als die Hauptaufgabe, den Menschen von der drückenden Enge der wirklichen Welt zu befreien und ihn auf eine ideale Höhe zu heben. Das Theater sollte wieder eine Vorschule für die ideale Welt werden. Zur Ausführung dieser Idee schien ihm das antike Drama ge-

eigneter als das moderne; diesem Umstand verdanken wir eine Nachahmung des Sophokleischen „Ödipus Rex“.

6. Als Schiller sein Drama die „Braut von Messina“ ausarbeitete, stand er nicht bloß unter der Einwirkung des klassischen Altertums überhaupt, sondern er wählte sich auch eine bestimmte Tragödie zum Vorbilde. Schon A. W. v. Schlegel spricht in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst von offenbaren Entlehnungen, ohne sich jedoch deutlicher zu erklären; am meisten hat aber Hettner in seiner Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert das Verhältnis der Braut von Messina zum König Ödipus des Sophokles gewürdigt.

II. Vergleichungspunkte.

1. Das Schicksal.

A. In der Labdakiden-Sage wird Laios, dem Sohn des Labdakos, durch einen von Apollo herrührenden Orakelspruch geweissagt, daß er von der Hand eines mit seiner Gemahlin Jokaste erzeugten Sohnes sterben werde.

B. In der von Schiller erfundenen Sage wird dem Gatten der Isabella, der Fürstin von Messina, durch einen Traumdeuter geweissagt, daß seine beiden Söhne und sein ganzer Stamm durch seine Tochter zu Grunde gehen würde.

2. Die Versuche, dem Schicksal zu entgehen.

A. Laios befahl, das Kind zu töten. Jokaste übergab es einem Sklaven zum Umbringen. Dieser aber gab es voll Erbarmen auf dem Kithäron einem Hirten aus Korinth, der es dort dem Königspaare Polybos und Merope schenkte.

B. Der Fürst von Messina befahl auch, seine Tochter zu töten; Isabella aber gab das Kind ihrem treuen Diener Diego und ließ es im Kloster der Barmherzigen am Ätna unterbringen.

3. Die Erfüllung der Weissagungen.

A. Ödipus a) erschlägt seinen Vater,
b) heiratet seine Mutter;

B. Beatrice a) erfüllt ihre zwei Brüder mit geschlechtlicher Liebe (neuere Ansichten über ihre Ehe mit Don Manuel!),
b) macht Don Cesar zum Mörder seines Bruders.

4. Die Ursache der Erfüllung: Ödipus und Beatrice wachsen in Unbekanntschaft mit ihrem Geschlecht auf.
5. Die Diener gehen beide über ihre Befehle hinaus.
6. Die Schuld.

A. In der Sophokleischen Tragödie ist der auf fatalistischer Anschauung beruhende Stoff nur als Grundlage seines Dramas verwendet, indem das tragische Leid des Helden durch eigene Schuld desselben (sein Fluch, sein titanischer Sinn!) verursacht wird.

B. Schiller stellt den Mord als etwas dar, das notwendig vollbracht werden mußte; er hat also mehr den Begriff der Schicksalstragödie, obgleich auch bei ihm die Personen nicht ganz schuldlos sind. Inwiefern? Jokaste und Isabella.
a) Jokaste ist an sich eine Ungläubige. Der Chor warnt sie;
b) Isabella ist an sich fromm; in der Verzweiflung wird sie gottlos; der Chor warnt auch sie.

47. Homers „Ilias“ und Vergils „Äneide“.

(Eine Parallele.)

I. Einleitung.

Man ist gewohnt, Homer und Vergil nur nach Art der alten Grammatiker zu beurteilen, d. h. nur obenhin, ohne wesentliche Gegenstände zugleich zu untersuchen. In manchen Punkten läßt sich allerdings über den Vorrang Homers gar nicht streiten: Homers Plan geht weiter als der Vergils, seine Charaktere sind ausgeführter, seine Schilderungen meist besser und natürlicher, seine Betrachtungen tiefer und belehrender, die behandelten Stoffe mannigfaltiger, seine Verse prächtiger und herrlicher. Aber doch ist es unrecht, Vergil nach dem Herkommen so niedrig zu beurteilen, als es gewöhnlich und in oberflächlicher, nur äußerer Weise geschieht. Stellen wir einmal eine Vergleichung beider Dichter nach Aristotelischen Grundsätzen an, indem wir die den Werken beider zu Grunde liegenden Fabeln, Sitten und Gesinnungen mehr berücksichtigen, als sonst zu geschehen pflegt.

II. Hauptteil.

A. Die Fabeln.

A. Die der Iliade zu Grunde liegende Fabel:

Achilles ist mit dem Oberanführer Agamemnon zerfallen: er zieht sich deshalb vom Kampfe zurück und verletzt die Rücksichten gegen sein Vaterland und seine Freunde. Die Feinde machen sich inzwischen seine Unthätigkeit zu nutze; sein bester Freund, Patroklus, geht dabei zu Grunde. Aus Rache ergreift er nun wieder mit seinen Myrmidonen die Waffen; was die Vernunft und das gesunde Gefühl vorher nicht über ihn vermochten, das bewirkt jetzt die Leidenschaft; er tötet endlich den besten feindlichen Heerführer, Hektor.

B. Die der Äneide:

Äneas verläßt als glühender Patriot und zärtlicher Sohn, Gatte und Vater seine Heimatstadt Troja und sucht ein neues Domizil. In demütiger Frömmigkeit unterwirft er sich dabei dem Willen der Götter und seines Vaters. Manche Irrfahrten hat er zu bestehen, manche Versuchungen zu überwinden, manchen Streit zu schlichten, aber das gesteckte Ziel läßt er nicht aus seinen Augen, und seine Handlungsweise ist immer edel und darauf gerichtet, weder Götter noch Menschen zu verletzen.

C. Resultate:

1. Achilles' Handlungsweise schadet seinem Vaterland und seinen Landsleuten, Äneas' Handlungsweise ist durchweg sittlich.
2. Achilles ist ein Sklave der Leidenschaft, des unbändigen Zorns, Äneas ein vollkommener Held.
3. Die Iliade schließt ohne befriedigendes Ende, die Äneide mit einem solchen.
4. Achilles ist der Typus der griechischen Uneinigkeit und Selbstsucht, Äneas der der Vaterlandsliebe und Selbstlosigkeit. (Deshalb tadelte schon Plato den Zorn des Achilles und nach ihm Tasso.)

B. Die Charaktere beider Helden.

1. Homer schildert in Achill einen Helden, wie er nicht sein

soll, mit vielen Fehlern und Schwachheiten, ohne wahrhafte sittliche Tugend, Vergil aber verband Achilles' Tapferkeit, Odysseus' Schlauheit, des Ajax Großmut, die Geduld des Diomedes und andere römische Tugenden in Äneas zu einer Person; besonders verleiht er seinem Helden auch Ehrfurcht gegen die Götter, Liebe zu seinem Vaterland, Zärtlichkeit und Freundschaft gegen seine Nächsten, Billigkeit und Gerechtigkeit gegen jedermann. Zugleich zeichnet Vergil in dem Äneas den Kaiser Augustus.

C. Die Anlage der Werke. Nach Aristoteles soll eine epische Handlung ganz und vollkommen sein, d. h. einen Anfang, eine Mitte und einen Schluß haben.

1. Bei Homer ist eine solche vollständige Handlung nicht zu finden; mag man ihn nun als den Besinger des trojanischen Krieges oder des Zorns des Achilles auffassen.
2. Die Äneide hat diesen Fehler nicht. Äneas reist aus Phrygien, vollbringt seine Reisen und gelangt nach Italien. Alle Nebenhandlungen stehen mit der Haupthandlung in enger Verbindung; dies gilt selbst von der Zwischenfabel der Dido, doch es gilt nicht von allen Episoden Homers; man vergleiche die Verwundung, die nach der Iliade Buch V Mars von Diomedes enthält.

D. Die Sitten in der Iliade und Äneide.

1. In der Iliade sagen sich die Helden die greulichsten Grobheiten und behandeln sich oft wenig human und gottesfürchtig. Man denke an die Behandlung des Chryses von seiten Agamemnons und an die Klage des Priamus über Hektor im vierundzwanzigsten Buche.
2. Bei Vergil finden wir alles im rechten Maß: die Götter werden mit Achtung erwähnt, die Helden vergeben sich nichts.

III. Schluß.

Unbestritten aber bleibt Homer der größte Dichter in Bezug auf das Ursprüngliche, die Schönheit und den Glanz der Schreibart.

48. Die Spiele in der Iliade und Äneide.

1. Wo finden sie sich?
   A. In der Iliade im dreiundzwanzigsten Buch,
   B. in der Äneide im fünften.
2. Welcher Art sind sie
   A. bei Homer?
   B. bei Vergil?
3. Was veranlaßt die Dichter, die Spiele eintreten zu lassen?
   A. Den Homer der Tod des Patroklus,
   B. den Vergil die Apotheosierung seines Vaters Anchises.
4. Wozu geben sie in beiden Werken Gelegenheit? Zur Verherrlichung von Helden und heldenmäßiger Eigenschaften sowie zur Entfaltung prächtiger Schilderungen und Ruhepunkte der Handlung.
5. Wer ist am glücklichsten in der Wahl des rechten Zeitpunktes?
   A. Vergil schiebt die Spiele da ein, wo der Leser noch nicht ermüdet ist und die grausige Darstellung des Todes der Dido einen Ruhepunkt erfordert.
   B. Bei Homer kommen die Spiele im dreiundzwanzigsten Buche zu spät. Dort ist keine Zeit mehr dazu, man ist schon zu sehr ermüdet, man braucht auch keine Unterhaltung und Anfeuerung mehr, da man dem Ende so nahe ist. Es erscheint dies fast nicht anders, als wenn ein Mensch, den ein Zufall aus Indien nach Leipzig zurückführt, nach einer zweimonatlichen Reise sich mehrere Wochen in Homburg aufhielte, um zu spielen oder Schauplätze zu besuchen.
6. Was ist in Bezug auf die Darstellung zu sagen?
   A. Bei Homer ist sie breit; dabei kommen eine Menge unglaublicher Dinge vor, und selbst diejenigen, die an den Spielen teilnehmen, führen matte Gespräche unter einander, welche die Geduld des Lesers erschöpfen.
   B. In der Äneide ist das rechte Maß eingehalten und der Leser ist imstande, dem Lauf der Dinge mit Spannung und Interesse vom Anfang bis zum Ende zu folgen.

49. Die Anfänge der Iliade, Odyssee und Äneide.

1. „Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Jenen verderblichen Zorn, der schreckliches Weh den Achäern
Schuf, und zum Hades hinab viel tapfere Seelen der Helden
Sendete."

So der Anfang der Iliade. Der Zorn des Achilles soll also die Hauptrolle spielen; dieser Zorn, der, wie Didymus erklärt, aus den Leibern der Helden eine Metzgerbank macht. Dabei wiederholt sich Homer und übertreibt, zugleich unterrichtet er die Muse, eine Göttin, die Tochter Jupiters und Mnemosynes, also des Verstandes und des Gedächtnisses, vom Götterwillen! Schließlich stellt er's als Zeus' Willen hin, daß die griechischen Helden so leiden:

„So ward Zeus' Will' vollendet."

2. Vergleichen wir damit den Anfang der Odyssee:

„Melde den Mann mir, Muse, den Vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstöret,
Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft.
Nicht die Freunde jedoch errettet' er, eifrig bemüht zwar
u. s. f.

Das ist in Wahrheit ein bewundernswürdiger Held, dessen wesentliche Charaktereigenschaften in der Arglist, Verschlagenheit und schlauer Geschicklichkeit besteht! Eigenschaften, die so stark an Odysseus hervortreten, daß ihm darüber sogar Minerva einen Verweis giebt. Und nun nützt seine Geschicklichkeit nur zu seiner Erhaltung, die Seinigen haben keinen Vorteil davon:

„Sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben."

3. Der Anfang der Äneide ist einfacher, natürlicher und zwangloser vorgetragen:

„Waffen besingt mein Gesang und den Mann, der vom Troergefild einst
Kam, durchs Schicksal verbannt, gen Italia, an Laviniums
Wogenden Strand — —
Bis die Stadt er gegründet endlich,
Latinus Götter empfing, woher der Latiner Geschlecht ward
Und albanische Väter, und du, hochtürmende Roma."

Die Beurteilung, welches der beste Eingang unter diesen dreien ist, fällt gewiß nicht schwer, wenn man nicht bloß mit philologischer Brille eine Dichtung anzusehen vermag.

50. Kann sich die Tapferkeit des Äneas mit der des Achilleus messen?

I. In der Iliade hat Achilleus das meiste Heldenmäßige an sich; nichts geschieht ohne ihn, er allein macht das Glück und Unglück der Griechen aus; seine Heldenkraft leuchtet um so mehr hervor, weil sie die einzige heldenmäßige Eigenschaft ist, die ihm Homer giebt, während bei Äneas viele gute Eigenschaften mit einander konkurrieren. Aber doch ist auch dem Äneas wahre Tapferkeit und Heldenkraft nicht abzusprechen.

II. Beweise von Äneas' Tapferkeit aus dem zweiten Buch der Äneide:

1. Als der Geist Hektors ihm verkündet, daß Troja gefallen sei und ihn versichert, daß er mit seiner Herzhaftigkeit bereits allen seinen Pflichten Genüge geleistet habe, überzeugt er sich, erwacht, von der Gefahr und ergreift die Waffen der Verteidigung. Keine Gefahr schreckt ihn, trotzdem er allein ist; er eilt dahin, wo die Not am größten ist. Vgl. Äneide II. Buch.
2. Unterwegs trifft er Troer; er ermuntert sie zur Notwehr, tötet mit eigener Hand den Führer Androgeus, fügt mit einem kleinen Haufen der Seinen den Griechen eine große Niederlage zu, steckt sich mit den Seinen in die feindlichen Rüstungen und treibt einen Teil der Griechen hinaus aus der Stadt bis zu den Schiffen.
3. Von der Übermacht zurückgedrängt, eilt er nach dem Palast des Priamus, um da zu helfen; aber seine Hilfe kommt zu spät.
4. Nun läuft er nach seinem Hause, um Vater, Weib und Kind zu schützen; aber Venus hält ihn auf und mahnt ihn ab, etwas wider die Götter selbst zu unternehmen, die den Untergang Trojas beschlossen hätten.
5. Zu Hause angekommen ist er noch einmal kampfbereit, und erst als ihm Anchises den Götterwillen auslegt, unterwirft sich der Held demselben.

III. Solche Proben von Tapferkeit legt Äneas noch viele ab und begeht keine in verblendeter Wut oder viehischer Raserei, wie wir deren bei den Homerischen Helden finden.

51. Homers Vorliebe für das Wunderbare.

I. In epischen Gedichten ist die Vermischung des Wahrscheinlichen mit dem Wunderbaren gestattet, denn die Handlungen sollen wunderbar sein, um die Herzen der Großen zu rühren und zu erhabenen Handlungen aufzumuntern, aber auch zugleich wahrscheinlich, um sie nicht von der Nacheiferung abzuschrecken und in Verzweiflung geraten zu lassen. Ein epischer Dichter muß sich daher vor dem Übermaß des Wunderbaren hüten. Sehen wir nun zu, inwieweit Homer dieser Forderung genügt hat.

II. Homer ist gern geneigt, das Wunderbare so weit zu treiben, daß den Menschen und der Natur nichts mehr zu thun übrig bleibt, sondern alles zur Maschine wird.

Beispiele.

1. Als Hektor gefallen, muß Iris, Jupiters Abgesandte, Priamus mahnen, seine väterliche Pflicht zu erfüllen.
2. Telemach, seinen Vater suchend, thut keinen Schritt ohne Minervas Beistand.
3. Merkur giebt dem Priamus einen Kutscher ab, der ihn zum Achilleus führen muß und damit er nicht bei seiner Ankunft im griechischen Lager in Feindes Gewalt komme.
4. Jupiter bedient sich des Merkur, um die Feinde des Priamus einzuschläfern und das Herz des Achilleus zum Mitleidsgefühl vorzubereiten. Thetis muß ihm dabei vorangehen und auf Jupiters Befehl den Achilleus dazu stimmen.
5. Minerva trägt Telemach und Odysseus die Fackel voraus, als sie sich an einen verschlossenen Ort begeben, um sich mit Waffen auszurüsten.

III. Mit einem Wort, die Götter müssen sich zu allen Verrichtungen bequemen ohne Rücksicht auf ihren Rang und Stand; sie sind den Sklaven und Gefangenen gleich, die man zu allem gebraucht.

52. Wozu bedient sich Vergil der Götter?

I. Horaz sagt in seiner ars poëtica, die Götter dürften sich nie in die Handlung mischen, wenn es die Sache nicht verdiene. Vergil befolgt diese Richtschnur.

II. Beispiele.

1. Im vierten Buch der Äneide läßt der Dichter den Merkur dazwischen kommen, um den Äneas aus einer schrecklichen Verwirrung zu ziehen, in die er durch Didos Leidenschaft gebracht wird. Hier ist ein Befehl von oben motiviert.
2. Eben dieses ist im ersten Buch der Äneide der Fall. Als kein Jäger, kein Schäfer, kein Geleitsmann den Äneas auf seinem Irrwege zurecht weist, da erscheint Venus und belehrt ihn, in welchem Lande er sei, was sich mit seinen Gefährten ereignet habe und zeigt ihm den rechten Weg. Auch in diesen Umständen erscheint das Erscheinen der Göttin als passend, um Äneas, der eben einem tobenden Ungewitter entronnen war, einen Teil seiner Flotte verloren hatte und vom Sturm an ein ödes Gestade verschlagen war, Mut zu machen. Die Sache wird um so wahrscheinlicher, weil Äneas durch seine große Gottesfurcht eine außerordentliche Hilfe verdient und sie am ehesten von seiner Mutter erwarten kann.

III. So sind alle „göttlichen Maschinen" Vergils mehr in der Vernunft und Wahrscheinlichkeit begründet als jene Homers und seltener und ungezwungener angewendet. Selbst die Sparsamkeit, mit der er die Götter zu Hilfe ruft', ist bei ihm dem Range und Stande der Götter mehr gemäß und ohne Zweifel bescheidener als bei Homer, den Dio Chrisostemus deshalb den größten Erzbetrüger der ganzen Welt und zwar in unglaublichen Dingen nennt. Endlich gelang es, wie schon Tasso bemerkt, dem Dichter Vergil, sein Gedicht mit einer besonderen Gattung des Wunderbaren zu zieren, nämlich auch den Frauen Tapferkeit zu verleihen, wie es im elften Buche mit der streitend eingeführten Camilla geschieht.

53. Homer, der vollkommenste Dichter im Ausdruck nach Zeugnissen der Alten.

I. Was der Dichter denkt und fühlt und beschreiben will, findet seinen Ausdruck in Worten. In Bezug auf die Diktion hat man Homer von alters her den Vorzug vor allen anderen Dichtern gegeben, und mit philologischer Akribie ist man auch gewohnt gewesen, besonders in Kommentaren und Kritiken den Worten nachzugehen. Das thaten auch Makrobius, Julius Scaliger und Fulvius Ursinus, die angesehensten unter den Gelehrten späterer Zeit, die Kommentare über die Gedichte Homers und Vergils hinterlassen haben. Wenn nun auch das Urteil solcher Leute vielfach schief ausfallen mußte, weil sie sich meist nur an das Äußerliche und Oberflächliche hielten, so haben sie doch recht, Homer als den Altmeister im Ausdruck hingestellt zu haben.

II. Beispiele der Beurteilung:

1. Sophokles hielt ihn wegen der bewundernswürdigen Stärke im Ausdruck für sein großes Vorbild und wurde selbst deshalb von Kunstrichtern der große Liebhaber Homers genannt.
2. Plato nennt Homer aus gleicher Ursache im zehnten Buche seiner Republik den Fürsten der epischen Dichter und den vollkommensten und göttlichsten.
3. Pindar bewundert ihn in der siebenten Ode der nemeischen Spiele wegen seiner erhabenen Schreibart und verlor den Mut, sich zu der Majestät aufzuschwingen, die in den epischen Versen Homers herrscht.
4. Äschylus nennt bei Plutarch und Athenäus seine Trauerspiele Brosamen von den herrlichen Gastmählern Homers.
5. Aristoteles giebt dem Homer in seiner Dichtkunst vor allen übrigen Dichtern in der Erhabenheit des Ausdrucks den Vorzug.
6. Auch Longinus stellt ihn in einer Abhandlung als das vollkommenste Muster des majestätischen Stils hin und citiert ihn stets als Meister des Erhabenen.

7. Paterculus nennt ihn im ersten Buche seiner Geschichte den einzigen, der den Namen eines Dichters verdiene und würdig sei, daß man von ihm wegen jener wunderbaren Anmut seiner Verse rede.

III. So hat Homer durch den Reiz und Zauber seiner schönen und zierlichen Worte fast alle Gelehrten und Denker des Altertums für sich eingenommen. Stimmt man ihren günstigen Urteilen auch bei, so darf man doch auch andererseits nicht übersehen, daß die Übergangsformeln Homers sich oft bis zum Überdruß wiederholen, und daß auch seine Gleichnisse oft unnatürlich, gezwungen, frostig und nicht vollkommen durchgeführt sind.

54. Die schmückenden Beiwörter bei Homer und Vergil.

A. Homer.

I. Man muß zugestehen, daß Homer in den sogenannten epitheta ornantia bewunderungswürdiger als Vergil ist. Er zeigt darin die reichste Einbildungskraft und die größte Kunst in der Behandlung des Schönen.

II. Wollte man Homer die schmückenden Beiwörter nehmen, so würde man ihm auch einen großen Teil seiner Annehmlichkeiten und Schönheiten nehmen.

III. Diejenigen thun darum unrecht, die ihm vorwerfen, er wiederhole nur immer das „fußschnell (πόδας ὠκύς)", denn man kann in der Iliade mehr als zwanzig Gattungen anderer Beiwörter für Achilles allein finden.

IV. Freilich läßt sich auch nicht leugnen, daß viele jener Beiwörter auch einfältig oder gewöhnlich sind; denn er nennt den Schnee weiß, die Milch süß, das Feuer brennend.

B. Vergil.

Vergil ist im Vergleich zu Homer arm an Zieraten, was schon aus dem Wesen der lateinischen Sprache gegenüber der griechischen hervorgeht.

55. Der wahre Charakter Vergils.

I. So sehr Homer zum Reden aufgelegt ist, so sehr ist es Vergil zum Schweigen. Diese Ungleichheit kann man als den wahren Unterschied des Homerischen und Vergilschen Genies und als das wesentliche Kennzeichen ihrer Charaktere bezeichnen.

II. Der Dichter der Äneide ist deshalb bemüht, mit Mäßigung und Zurückhaltung alle Dinge vorzutragen und davon nur das Notwendige zu sagen.

III. An einigen Stellen ist sein Stillschweigen bedeutender, als sein Reden gewesen sein würde. Ovid lernte das erst in seinen alten Tagen, als er seine Jahrbücher schrieb.

IV. Wegen dieser klugen Mäßigung hat man Vergil mit einem Feldherrn verglichen, der auf das Schlachtfeld den ganzen Kaltsinn und die Gelassenheit des Kabinetts mitbringt und inmitten des Rauches und Staubes, des Trommelns und Trompetens, des Donners der Kanonen und der allgemeinen Verwirrung nur auf das acht hat, was ihm Klugheit und Mäßigung eingiebt.

V. Man kann so dem Vergil auch das Lob spenden, das Plinius dem berühmten, auch von Lessing in seinem „Laokoon" erwähnten Maler Timanthes zuerteilt im fünften Buche seiner Historia naturalis: „Timanthes besaß ungeheures Talent, an allen seinen Werken ist mehr zu denken dargeboten als nur hingemalt ist."

56. Die Einheit der Zeit und der Handlung in Homers Iliade und Odyssee und in Vergils Äneide.

I. In der Einheit der Zeit gebührt der Iliade und Odyssee vor der Äneide der Vorzug. Denn

1. die Handlung in der Odyssee dauert von der Abreise des Odysseus von der Insel Kalypso bis zu seiner Heimkehr 45 Tage;
2. die Handlung in der Iliade erstreckt sich auf 9 bis 10 Monate;
3. die in der Äneide umfaßt ein ganzes Jahr und etwas darüber.

II. Man hat es ferner als einen Vorzug der Homerischen

Gedichte bezeichnet, „daß in ihnen die Handlung des einen wie des andern Gedichts nicht nur eine einzige, sondern auch eines einzigen sei". Denn

1. Achilleus mache alles allein,
2. ebenso Odysseus, der sich allein ohne Beihilfe eines anderen wieder in sein Reich einsetze; wie Aristoteles schon gesagt hat.

III. Anders sei es bei Äneas! Denn er unternehme nichts ohne den Beistand der Seinen.

IV. Man hat den Lobrednern Homers auch hier manches entgegnet:

1. die Einheit der Person werde in der Äneide genugsam durch die ihres Charakters gewahrt,
2. das epische Gedicht müsse einen vollkommenen Begriff von einem großen Feldherrn, nicht aber von einem irrenden Ritter geben, der zuweilen ein romanmäßiger Held sei,
3. es genüge zur Einheit der Handlung, daß ein einheitlicher Wille des Anführers eine Unternehmung leite.
4. Die Einheit der Handlung, wenn man sie in wahrem Sinne nehme, sei sogar in der Äneide vollständiger als in der Iliade, in der nach dem Tode Hektors, der die Handlung schließen sollte, noch zwei Bücher folgen, das dreiundzwanzigste, welches die dem getöteten Patroklus zu Ehren gehaltenen Spiele enthält, und das vierundzwanzigste, welches die Trauer der Trojaner und die Loskaufung der Leiche Hektors beschreibt, was alles nicht zur Sache gehöre, weil die Haupthandlung ohnedies schon abgeschlossen gewesen wäre,
5. es sei fehlerhaft, ein Gedicht, das den Ruhm der Griechen allein zum Zwecke habe, mit den Ehrenbezeugungen zu enden, die dem Hektor, dem Heerführer ihrer Feinde, erwiesen werden. So habe Homer ein ganzes Buch mit der Beschreibung des prächtigen Leichenbegängnisses Hektors angefüllt. Heiße das nicht seinen Plan vergessen, und ende nicht die Äneide ungleich besser mit dem Tode des Turnus, der die Handlung beschließe.

57. Die schönsten Stellen in der Iliade.

I. Quintilian, der immer mit ausgesuchter Richtigkeit und Entscheidungskraft über Homer urteilt, giebt uns im ersten Hauptstück des zehnten Buches eine kurze Übersicht aller jener Stellen, die ihm am meisten gefallen haben und findet Homer da unvergleichlich, wo er ermahne, überrede und tröste.

1. Die Gesandtschaft des Phönix, den Agamemnon im elften Buche abschickt, um Achill zu erweichen, und alles, was der Gesandte rede, scheint ihm von auserlesenem Geschmack zu sein.
2. Er rühmt ferner die Kürze und Lebhaftigkeit der Erzählung vom Tode des Patroklus.

II. Von großer Schönheit ist auch

1. die Stelle, in der von der zwischen Achill und Agamemnon entstandenen Eifersucht die Rede ist, worin der Knoten in der Iliade besteht;
2. die Herzählung der Schiffe und die Beschreibung der griechischen Flotte im zweiten Buche;
3. die Zusammenkunft des Hektor mit der Andromache am Ende des sechsten Buches, eine der zartesten und vollkommensten Stellen, die Schiller bei seinem Gedicht „Hektors Abschied" vorgeschwebt hat;
4. der Streit Hektors mit Ajax im siebenten Buche, bei welcher Gelegenheit sich zugleich ein treffliches Muster der Beschreibung findet;
5. die Bitten des Patroklus, den Achilleus zu erweichen, am Eingang des sechzehnten Buches;
6. der Kampf der Götter im zwanzigsten und einundzwanzigsten Buche, von dessen Schilderung schon Longinus das Große, Edle und Erhabene im Ausdruck rühmt.

III. Doch man müßte die ganze Iliade abschreiben, um die ganze Schönheit derselben zu zeigen.

58. Die Schönheiten der Äneide.

I. Wenn auch Homer, was das Erhabene und Edle in seinen Erzählungen anbetrifft, einzig dasteht, so läßt sich doch

auch behaupten, daß es bei Vergil Schönheiten giebt, die den Homerischen gleichkommen und sie zuweilen überstrahlen.

II. Die Schönheiten der Äneide:

1. Vergil trägt durch die Anlage, den Plan, seine Erfindung und den patriotischen Hintergrund oft den Preis davon.
   a) Man denke an die herrliche Vergötterung des Anchises im fünften Buche der Äneide, die dem Augustus und den Römern so sehr schmeicheln mußte.
   b) Man denke daran, daß eine Reihe der edelsten Geschlechter in den Kämpfen und Spielen des Werkes erwähnt werden.
   c) Man vergleiche die schöne Stelle im sechsten Buche, in der Vergil auf den Ruhm des Geistes verzichtet, um den Römern den des Ansehens und der Macht vorzubehalten.
   d) Wen entzückt nicht im vierten Buche die die Dido betreffende Stelle, und von welcher Wirkung ist die Andeutung der Feindschaft der Römer und Karthager und die Hindeutung auf Hannibal, eine Stelle, die der große Kurfürst beim Friedensschluß von St. Germain citiert haben soll:

      Exoriare aliquis meis ex ossibus ultor.

   e) Von welcher Stärke ist der Tod des Marcellus im sechsten Buche und von welcher Feinheit die Schilderung! Verse, die den größten Eindruck auf Augustus und seine Mutter Octavia machten, als sie der Dichter ihnen vorlas.

III. Es giebt noch eine Menge solch schöner Stellen in der Äneide; wir begnügen uns aber mit den angezogenen.

59. Vergleichung der „Luise" von Voß mit Goethes „Hermann und Dorothea".

I. Einleitung.

1. Welches Werk ist das ältere?

2. Ist Goethe bloß unselbständiger Nachahmer oder eifersüchtiger Rivale?

II. Vergleichung.

1. Beide verglichen in Bezug auf die Namen:
   a) Die Voßische Dichtung ist ein Idyll;
   b) die Goethesche ein idyllisches Epos.
2. In Bezug auf den Stoff:
   a) Woher entlehnte ihn Voß?
   b) Woher entlehnte ihn Goethe?
   c) Beide schildern das stille Familienleben.
3. In Bezug auf den historischen Hintergrund?
4. In Bezug auf die Darstellung:
   a) Voß hat bessere Hexameter, Kraft und Reichtum des poetischen Ausdrucks, den schönsten Versbau, aber
   b) es fehlt seiner Dichtung die Plastik und Mannigfaltigkeit der Goetheschen epischen Dichtung.
5. In Bezug auf die Charaktere:
   a) bei Voß ist die Charakterschilderung mehr eine gewöhnliche,
   b) bei Goethe sind die Personen scharf und fein gezeichnet und erscheinen voll Würde, ideal verklärt (ideale Menschen).
6. In Bezug auf die Namengebung:
   a) Goethe vermeidet es, dem Städtchen und den Personen Zunamen zu geben,
   b) bei Voß findet sich eine recht vollständige und kleinliche Namenbeilegung, z. B. Arnold Ludwig Walter — Anna Luise Blum.
7. In Bezug auf gesellige Zustände:
   a) Voß schildert die Gemütlichkeit oft zu breit und gewöhnlich (Essen, Trinken, Tabakrauchen);
   b) Goethe verbindet damit, wenn er es thut, mehr Reiz und Anmut. (Dort Kaffee, hier Rheinwein!)
8. In Bezug auf den Bund der Liebe:
   a) Bei Voß bindet sie nur Gleiches;
   b) bei Goethe verschiedene Naturen.

Man beachte Wirt und Wirtin, Vater und Sohn, Hermann und Dorothea, ja selbst den Pfarrer und Apotheker!

60. „Immer war die Willkür fürchterlich.“

Schillers „Pikkolomini“ I, 4.

I. Einleitungen.

1. Art: Man geht vom Ursprung der Sentenz aus, die sich im 4. Auftritt des 1. Aktes in den „Pikkolomini“ findet.

2. Art: Man geht von der Erklärung aus. Willkür heißt seiner Wortbedeutung nach die Wahl oder Entscheidung nach eignem Belieben, die eigne freie Entschließung. Eine solche freie Entschließung kann in gutem oder bösem Sinn geschehen. In welchem Sinne gebraucht Schiller dies Wort? Wohl sicherlich nur in dem schlechten Sinn. Was ergiebt sich daraus als Sinn dieser Stelle?

3. Art: In der ältesten Zeit der geschichtlichen Entwickelung, mögen wir an die heilige Schrift oder an die ältesten Epen denken, gab es schon Hohe und Niedere, Machthaber und Untergebene, und in dieser Zeit herrschte die Willkür mit oft unerträglichem Druck, so daß das Streben ganzer Völker darauf gerichtet war, ein festes Recht und Gesetz zu erhalten. Man denke an die Entwickelung der griechischen und römischen Verfassung; aber auch schon griechische und römische Tyrannen zeigen uns, wie fürchterlich die Willkür immer ist.

4. Art: Man geht vom Gegensatz aus im Anschluß an die auf die Sentenz folgenden Verse.

5. Art: Der Ausspruch Schillers könnte auch wohl auf die tote Natur bezogen werden, denn auch in der Natur giebt es eine fürchterliche Willkür, vgl. die erwähnte Stelle in Bezug auf Blitz und Kanonenball und vergleiche jene Stelle in der „Glocke“: „Wohlthätig ist des Feuers Macht.“ Von dieser Willkür sehe man aber ab und beschränke sich nur auf die der Menschen.

II. Hauptteil.

Bewahrheitet findet man den Ausspruch: „Immer war die Willkür fürchterlich“

1. In der Geschichte: auf diesem Gebiet treten uns als treffende Beispiele entgegen:
   a) Nero und der Brand Roms,

b) die harten Kämpfe der Patricier und Plebejer zu Rom, überhaupt
c) alle Aufstände und Revolutionen, so
α) die in Holland,
β) England,
γ) Frankreich,
δ) Nordamerika und
ε) der Bauernkrieg in Deutschland,
d) die Inquisition und ihre Folgen.
2. in der Lektüre; man denke an:
a) Geßlers Auftreten im „Tell",
b) Franz Moor in den „Räubern",
c) die Grundidee in „Kabale und Liebe",
d) Alba in Goethes „Egmont",
e) Dionys in Schillers Ballade „Die Bürgschaft",
f) an Buttlers Worte in „Wallensteins Tod": „Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm, Den Willkür übermütig spielend tritt —",
g) an Stellen ähnlichen Inhalts, die sich finden in den Abhandlungen: „Abfall der Niederlande" und „Geschichte des dreißigjährigen Krieges".
3. im täglichen Leben; man denke:
a) an die Feinde des Gesetzes und der Ordnung, an die Sozialdemokraten, Anarchisten, strikenden Arbeiter,
b) an Räuberbanden (Italien und Griechenland),
c) an den Sklavenhandel,
d) an harte Urteile und Justizmorde (Bergpredigt),
e) an das Verhältnis der Haustyrannen zu den Ihrigen.

61. Tu ne cede malis, sed contra audentior ito, quam tua te fortuna sinet.

Aen. VI. 95.

A. Einleitungen.
I. a) Was heißt das „wörtlich".
b) Was heißt das im „allgemeinen". „Werde im Unglück nicht mutlos. Geh auch dem schlimmsten Unglück mit Kühnheit entgegen!"

II. Man geht vom Zusammenhang aus.
   a) Wo steht die Stelle?
   b) Wer sagt sie?
   c) An wen ist sie gerichtet?
   d) Unter welchen Umständen ist die Stelle gesprochen?

III. Man nimmt den Ausgang vom Gegenteil, d. h. daß die Menschen bei Hindernissen, im Unglück leicht verzagen, die Flinte ins Korn werfen. Übergang. Sollte dem so sein? Nein, das zeigt uns der Held Äneas bei Vergil, denn er folgt dem mutigen Zuspruch der Sibylle. „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito, quam tua te fortuna sinet."

IV. Man geht von ähnlichen Aussprüchen aus und leitet von diesen zum gegebenen Thema über.
   a) Curt. Ruf. 4, 14.
   b) „Dem Tod entrinnt, der ihn verachtet,
      Doch den Verzagten holt er ein."
   c) „Fortes fortuna adiuvat."

B. Ausführung.

Die Form der Abhandlung.

A. Direkter Beweis.

Tritt man Übeln, Hindernissen, Gefahren nicht mutig entgegen, so kann man dieselben auch nicht bekämpfen, beseitigen, nicht ihrer Herr werden, sondern man bewirkt in seiner Schwachheit und Weichlichkeit, daß das widrige Geschick über einen selbst Herr wird.

B. Indirekter Beweis.

Man stelle sich einen Feigen und Furchtsamen vor, dieser ist
   a) nicht imstande, Gefahren zu beseitigen,
   b) es fehlt ihm an der Ruhe und Besonnenheit, die ersten Mittel, die zur Bekämpfung des widrigen Geschickes nötig sind.

C. Vergleichung.

Ein im Unglück Bewährter gleicht
   a) dem Metall, das durch Feuer die letzte Läuterung erfährt,

b) dem Führer eines Schiffes, der die Gefahren durch seinen Mut abwendet.
c) Ein Mann mit einem Hasenherzen.
d) Vögel, welche beim Anblick von Schlangen nicht vorwärts kommen, gleichen einem Feigen.

D. Beispiele. 1. Anchises selbst.
2. Wallenstein.
3. Karl XII.
4. Friedrich der Große.
5. Abfall der Niederlande.
6. Die Nordamerikaner.
7. Die Schweizer.
8. Hannibal.
9. Die Römer nach der Schlacht von Cannä.
10. Preußen nach 1806—7.

C. Schluß. Er richtet sich nach der Einleitung.

62. Die Gunst des Augenblicks.

S. Schillers sämtliche Werke in 12 Bänden I, 213 f. Gedichte der dritten Periode: Strophe 5.

„Und der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick."

I. Einleitungen.

1. Man geht vom Gedicht selbst aus. Das Gedicht ist ein Gesellschaftslied. Der Dichter fordert dazu auf, zuerst dem Gott der Freude Lob zu singen; denn nichts nützten die Gaben der Ceres und des Bacchus, wenn nicht die Geister im richtigen Moment ergriffen und freudig aneinander entzündet würden. Unverhofft käme das Glück von oben und der mächtigste von allen Herrschern sei der Augenblick.

2. Man knüpfe an den Goetheschen Ausspruch an:

„Den Augenblick ergreife! Der ist dein."

oder an den in „Iphigenia":

„Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehn,
Ist jedes Menschen erste, nächste Pflicht."

3. Gleim sagt in einem seiner Gedichte:

„Despoten mancher Art giebt's in der kleinsten Welt,
Der größte aber ist das Geld."

Schiller denkt hier anders.

4. Der Magen, ein Despot.

II. Umschreibung des Sinnes.

III. Prüfung der Behauptung.

IV. Richtigstellung der Behauptung: Zuweilen . . .

V. Beweise dafür:

1. Aus der Geschichte: a) die beiden Decius Mus, b) Horatius Cocles, c) Winkelried, d) W. Tell, e) Jungfrau von Orleans, f) der letzte Horatier, g) Arnold von Melchthal bei Stauffachers Bericht, h) Hagen und Siegfried, i) Wallenstein (Gräfin Terzky), k) J. Cäsars Ende und J. C. am Rubikon.

2. Aus der Lektüre: a) Hermann und Dorothea. b) Jungfrau von Orleans und Lionel. c) Minna von Barnhelm.

3. Aus der eignen Erfahrung oder ein fingiertes Beispiel.

VI. Schluß.

63. Denn die Elemente hassen Das Gebild aus Menschenhand.

I. Einleitungen.

1. Art: Die Elemente sind in diesem Schillerschen Ausspruche personifiziert, denn in eigentlichem Sinn kann von Haß nur unter Menschen oder Tieren die Rede sein. Unter „Elementen" versteht er im Sinn der früheren wissenschaftlichen Naturanschauung: Feuer, Wasser, Luft und Erde.

2. Art: Der Dichter spricht in dem zu behandelnden Diktum mit kurzen, treffenden Worten eine Thatsache und Wahrheit aus, die uns allgemein entgegentritt und für die gesamte Menschheit von Bedeutung und Wichtigkeit ist. Sehen wir uns den Ausspruch näher an!

3. Art: Was ist den Elementen nicht unterworfen? Das Geistige im Menschen, die Sprache, die innern Güter, welche weder Motten noch Rost fressen.

4. Art: Wie stolz ist mancher Mensch auf sein Werk! Er denkt nicht an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Beispiele.

5. Art: Die Elemente sind des Menschen Gehilfen, aber auch seine Feinde.

II. Hauptteil.

A. Erklärung.

 I. Worterklärung.

  1. Elemente.

   a) Negativ: Unter „Elementen" sind hier nicht die Grundstoffe gemeint, die sich nicht wieder in andere Stoffe zerlegen lassen, sondern

   b) positiv im Sinn unserer Vorfahren: Feuer, Wasser, Luft und Erde.

  2. Hassen d. h. feindlich gesinnt sein, zu schaden suchen, zu entfernen, zu zerstören suchen.

  3. Gebilde sind die Werke, die der Mensch durch seinen Fleiß, sein Geschick und seine Kunstfertigkeit hervorbringt. (Grundwort: bilden.)

 II. Sinnerklärung: Feuer, Wasser, Luft und Erde treten den Werken der Menschen feindlich entgegen und suchen sie zu verletzen, zu verhindern oder gar zu vernichten.

B. Beweis für die Wahrheit des Satzes.

 1. Verheerungen des Feuers,

  a) einzelne Gegenstände,

  b) ganze Städte: Hamburg, Chicago, Gewitter, Vulkan, Pulver-Explosionen, Häuser-, Wald- und Schiffsbrände.

 2. Verheerungen des Wassers,

  a) des flüssigen,

   α) in Flüssen,

   β) des Meeres (Eisgang, Untiefen, Klippen),

  b) des gefrornen: Hagel, Eis, Schnee (Lawinen!).

 3. Verheerungen der Luft als Sturm und Orkan,

  a) an Häusern,

  b) an Wäldern,

  c) an Schiffen,

  d) an Menschen (jüngst Catanea, Pestwinde).

4. Verheerungen der Mutter Erde selbst:
   a) sie wankt (Lissabon 1755, Karacas),
   b) sie öffnet ihre Schlünde (Herkulanum u. a.),
   c) sie ist mühsam zu beackern,
   d) Erzeugung schädlicher Pflanzen,
   e) Giftige Sumpfluft.

C. Anwendung.

1. Art: Diese Verheerungen sind indes eine Mahnung:
   1) zur Vorsicht (Dämme, feste Mauern, Fundamente),
   2) zum Nachdenken (Maschinen, Konstruktion der Schiffe),
   3) zur Thätigkeit,
   4) zu Vereinen,
      a) Feuer-,
      b) Hagel-Assekuranzen,
      c) Deichverbänden,
      d) Rettungsanstalten (vgl. Bremen).
2. Art: Jene Erfahrungen lehren den Menschen Demut.
3. Art: Solche Erkenntnis vermag zu Gott hinzuführen, der allein allmächtig ist.
4. Art: Mit Anknüpfung an das Sprichwort: „Durch Schaden wird man klug", oder: „Glück und Glas, wie bald bricht das!" oder: „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten"; oder „Das Leben ist ein Krieg". Young.
5. Art (Chol. I, 149): Die Natur liebt aber auch den Menschen:
   1) Sie ist unermüdlich im Wohlthun; Beispiele.
   2) Die Elemente sind seine Gehilfen bei Arbeiten und Unternehmungen; Beispiele.
   3) Selbst die Zerstörungen der Natur nützen, denn
      A. sie regen an:
         a) zum Nachdenken (neue Erfindungen!),
         b) zur Gottesfurcht,
         c) zum Wohlthun.
      B. Sie stählen und läutern den sittlichen Charakter.

Andere Dispositionen.

I. Die Elemente setzen den Werken der Menschen Schwierigkeiten entgegen bei ihrem Entstehen:
  A. durch ihr Vorhandensein:
    1. Erdarbeiten, Kanalbauten, Bauwerken, Bergwerken, Tunneln, Dämmen, Ackerbau,
    2. bei wissenschaftlichen Unternehmungen und Beobachtungen (astron.).
  B. durch aktiven Widerstand, indem sie
    a) dort eindringen, wo sie nicht hingehören (Grundwasser, Luft, Kälte, schlag. Wetter),
    b) das nicht leisten, was man hoffte (Hitze, Dürre, Wassermangel).

II. Nach der Vollendung:
  1) allmählich (Rost, Pflanzen, Feuer, Sturm),
  2) plötzlich (Lawinen, Überschwemmungen, Feuersbrunst, Erdbeben, Stürme).

64. „**Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen, Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.**“

Wallensteins Tod. Max. II. 2.

A. Einleitungen.

1. Art: „Sechszehn Jahre der Verwüstung, des Raubs, des Elends sind dahin geflohn.“ Prolog!
2. Art: Mit Recht klagt man über die häufigen Kriege. Zahlreiche Kriege im 17. u. 18. Jahrh., auch noch im 19. Jahrh.
3. Art: Kriegsliederdichter. — Verherrlichung des Friedens, s. Weyh. S. 208. Bd. I. A.
4. Art: Lob des Friedens:
   a) er verbreitet Wohlstand,
   b) er sichert Eigentum und Leben,
   c) er ermöglicht die Handhabung der Gesetze,
   d) „ „ wohlthätige Zwecke,
   e) „ „ Fortschritt in Kunst und Wissenschaft,
   f) „ „ ein ruhiges, behagliches, idyllisches Dasein.

Vgl. Braut von Messina — Manfred im Chor.

„Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen.“

„Schön ist der Friede, aber der Krieg hat auch seine Ehre.“

„Oder im Schimmer der Abendröte,
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach.“

„Süßes Tönen entlockt er der Flöte.“

Beschäftigungen des idealen Lebens.

Beschäftigungen des realen, praktischen Lebens.

a) Gewerbe und Handel,
b) Ackerbau,
c) Bergbau.

B. Ausführung.

I. Nachteile des Krieges. Weyh. I, 207. 44—48.

1. Verwerfliche Ursachen:
   a) Ehrgeiz (Alex., Karl XII., selbst Gust. Adolf, Nap.),
   b) Eroberungssucht (Louis XIV., Nap. I.),
   c) beleidigter Stolz (Louis XIV. gegen Holland).
2. Sie sind unvernünftig.
   a) Menschen kämpfen gegen einander, die
      α) sich nicht kennen,
      β) sich nicht beleidigt haben,
   b) weil nicht nur der Stärkere siegt, der nicht immer recht hat.
3. Traurige Folgen des Kriegs. Denke an den dreißigjährigen Krieg!

a) für ganze Staaten, b) Familien, c) einzelne.
   a) Ackerbau, Handel, Industrie liegen darnieder,
   b) Armut,
   c) Hungersnot,
   d) Schlechtigkeit, Gewalthat,
   e) Entvölkerung,
   f) Verfall der Künste und Wissenschaften,
   g) Verwilderung der Sitten,
   h) Schulden.

II. Vorteile des Kriegs.
1. Er schafft Mannesmut, Kraft, Aufopferung.
2. „ erhält den Staatsbesitz.
3. „ „ „ Privatbesitz.
4. „ schützt die Friedenswerke.
5. „ verschafft einen dauernden Frieden. Pax bello paritur. Weyh. I, 209. 58.
6. „ erhält die Sicherheit eines Landes.

65. „Homo non sibi natus, sed patriae“.

A. Einleitungen.

I. Von Cicero, jenem großen Patrioten.
II. Die Natur legte den Trieb der Geselligkeit in den Menschen. Die Geselligkeit findet den nächsten und besten Ausdruck in der Familie und in dem Staate, dem man durch Abstammung angehört.
III. Alte Aussprüche: Ubi bene, ibi patria oder patria est, ubi pascor, non ibi nascor, enthalten eine oberflächliche Leichtfertigkeit und Undank gegen das Vaterland.
IV. Kosmopolitische Launen und Auffassungen finden sich schon bei den Stoikern des Altertums und sind noch heute zu finden. Ist es denn aber nicht viel verloren, wenn man die Bande zerreißt, die einen an sein Vaterland knüpfen.
V. Schiller:
„Ans Vaterland, ans teure schließ dich an;
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“
VI. Einseitiger, engherziger, hochmütiger Patriotismus kann allerdings zum Fehler werden, damit hat aber der gute, wahre Patriotismus nichts gemein.
VII. Das Elend unserer Zeit stammt aus der Selbstsucht. S. Weyh. II, 8. 83 f.!
VIII. Sibi quisque proximus!

B. Hauptteil.

Erster Teil. Homo non sibi natus. Warnung vor Selbstsucht.
I. Die Selbstsucht besteht in der Neigung des Menschen, sich

selbst zum ersten und vornehmsten Zweck aller seiner Handlungen zu machen.

II. Diese Selbstsucht oder dieser Eigennutz (Egoismus) ist:

1. Ein Feind der Menschheit, indem er das Wohl der Gesamtheit hemmt und beengt.
2. Er macht den Egoisten verächtlich.
3. Er täuscht den Menschen über sich selbst und seine Fehler.
4. Er benimmt das Mitleid.

III. Beispiele!

IV. Testimonia!

V. Einschränkung! Selbstliebe ist in gewissem Sinn erlaubt!

Zweiter Teil. Was uns innig mit dem Vaterland verbindet?

1. Der Heimatsinn:
   a) Geburtsort — Eltern — Familie. S. Chol. S. 58.
   b) Schauplatz der ersten Erlebnisse, Kinderspiele, Beschäftigungen,
   c) Träume von der Zukunft.

Beispiele: Heimweh der Schweizer.
Selbst Lappländer und Grönländer und Neger werden in der Fremde schwermütig.

Dichter — Ovid:

„Nescio, qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui."

Gleichnis: Pflanze, dem mütterlichen Boden entrissen, kränkelt.

2. Der Nationalsinn.
   a) Wir fühlen uns im innigsten Zusammenhang mit den Gliedern desselben Stammes — gleiche Sprache — gleiche Sitten.
   „O werter Landsmann" u. s. w. S. Chol. S. 59.
   „Muttersprache, Mutterlaut". Schenkendorf. S. Chol. S. 60.
   b) Wir haben teil an der Geschichte unseres Volkes:
   „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt." S. Chol. S. 60.

Beispiel: Nettelbeck.

Gleichnis: Rebe vom Weinstock abgeschnitten.

c) An der Religion, den Wissenschaften und Künsten. Kirche — Orgel — Friedhof — Dichter.

d) Man findet bei Tüchtigkeit am ehesten sein Fortkommen. S. Chol. S. 62.

e) Man findet leichter Empfänglichkeit und Unterstützung.

f) Man entgeht Gefahren (z. B. Deutsche in Frankreich). Chol. S. 62—63.

g) Das Vaterland begeistert zu Gemeinsinn. S. Chol. S. 63. Beispiele aus der Geschichte.

h) Das Vaterland kommt in Gefahr, wenn die Vaterlandsliebe fehlt. Beispiel: Griechen — Deutsche — Niederländer — Schweizer — Deutsche 1813 — Freiheitskriege.

C. Schlußarten.

I. Zu Einl. 1. Möchte doch jeder dieser großen Lehre stets eingedenk sein!

II. Also Familien-, Heimats- und Nationalsinn verlangen die Liebe zum Vaterlande:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre." Goethe.

III. Viele sind Kosmopoliten aus Unverstand oder aus Unkenntnis; andere aus Eigennutz, Ruhm- und Gewinnsucht, wieder andere als Abenteurer und kalte Seelen. Laß dich vom falschen lockenden Schein des Kosmopoliten nicht blenden und verführen! Werde nicht ein abenteuernder, Luftschlösser auf fremder Erde bauender Antipode des heimatlichen, vaterländischen Bodens! Gieb dein sichres Vaterland nicht auf um fabelhafte Eldorados!

IV. Schiller: „Im fremden Land bist du allein."

V. Sei als guter Patriot nicht blind für die Fehler deines Volkes und die Vorzüge des Auslandes! Sei gerecht in der Beurteilung anderer Völker! Halte dich frei von einseitiger, engherziger Vaterlandsliebe! So hältst du die rechte Mitte zwischen verkehrtem Patriotismus und Kosmopolitismus!

66. Nutzen des Turnens.

„Nur Übung stählt die Kraft,
Kraft ist's, was Leben schafft."
Conradi.

I. Einleitungen.

1. Schon die Alten kannten das Turnen, es ist keine neue Erfindung. Die Griechen nannten es Gymnastik: Olympische und andere Spiele. Gymnasien.

2. Man geht davon aus, was unter Turnen zu verstehen ist; lateinisch torquere, wenden, drehen. Turniere.

3. Geschichte des Turnwesens in unserem Vaterlande. Schwierigkeit, auf welche es stieß. Immer weitere Verbreitung.

4. Vom Gegensatz ausgehend. Verweichlichung, Genußsucht, Empfindlichkeit gegen Hitze und Kälte verbreiteten Übel.

5. Vom Motto ausgehend.

6. Ausgehend von einem ähnlichen Diktum, z. B.:

Turner ziehen froh dahin,
Wenn die Bäume schwellen grün;
Sturmessaus, Wettergraus
Hält den Turner nicht zu Haus."

7. Der Mensch besteht aus Geist und Körper. Beide auszubilden ist der nächste Zweck seines Lebens. Der Geist ist zwar der edelste Teil des Menschen, aber der Körper ist und bleibt doch immer der zweite Teil des Menschen und die erste Bedingung des Lebens; „mens sana in corpore sano." Seine Vernachlässigung rächt sich stets.

8. Nächst Mäßigung und Selbstbeherrschung tragen die Leibesübungen am meisten zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit und somit zur Wehrhaftigkeit eines Volkes bei.

II. Beweisführung.

Worin besteht der Nutzen des Turnens?

1. Es stählt und kräftigt den Körper; man bekommt
   a) Haltung,
   b) Gewandtheit.

Das plumpe, ungeschickte Wesen fällt weg. Elastischer Schritt, Kraft und Stärke, Abhärtung des Körpers. (Man ist nicht allen Einflüssen der Witterung bloß gestellt.)

2. Es trägt zur Gesundheit wesentlich bei.

Tissot sagt: „Alle Funktionen verlangen Bewegung.“ Gesundheitsfördernd ersetzt es Arzeneien; diese letzteren können aber nie die Bewegung ersetzen.

cf. Fließendes, reines Wasser und stillstehendes, schmutziges Wasser.

3. Es stärkt das Gemüt, das Selbstvertrauen, die Tapferkeit. Das Vaterland hat den Nutzen davon. Beispiele!

4. In einem gesunden Körper kann der Geist gesunder sein als bei einem Schwächling.

5. Auf den gymnastischen Übungsplätzen kann man keine Eselsbrücken benutzen. Dort heißt es: „Selbst ist der Mann.“

6. Gemeinsinn und Geselligkeit werden gefördert; auch hält das Turnen den Menschen von unnützen Gedanken ab.

7. Das Turnen bildet die Grundlage der Feuerwehr, aus welcher viele Städte und Dörfer Nutzen ziehen. Beim Löschen sind die Leistungen der Turner immer die besten.

III. Schluß.

1. Ermunterung zum Turnen.

2. Rekapitulation.

3. Scheue nicht die Anstrengung, hüte dich vor Übertreibung!

4. Die Pflege des Turnens gehört zu den wichtigsten Zeitangelegenheiten. Kulturfortschritt.

67. „Omnia mea mecum porto“.

Cicero paradoxa 1, 1. Valerius Maximus 7, 2.

Urheber ist Bias aus Priene.

I. Einleitungen.

1. Dictum cum laude auctoris. Bias, einer der sieben Weisen, muß seiner Weisheit wegen großes Ansehen genossen haben. Deshalb ist ein Ausspruch von ihm wichtig, den verschiedene Schriftsteller (Cicero, Valerius) über ihn berichten.

2. a) Übersetzung.

b) Erklärung. Was heißt es? Erzählung von der Einnahme seiner Vaterstadt Priene.

c) Das dem Bias innewohnende Geistige ist unter „omnia mea“ zu verstehen.

3. Im Munde eines Heiden ist dieser Ausspruch ganz gerechtfertigt, aber der Christ kennt höhere Güter, z. B. Weisheit. Glaube, Liebe, Hoffnung kann auch ein geistig armer Mensch besitzen.

4. Ausgang von den Stoikern, deren Grundsatz: „Dulde und ertrage“ war. Bias scheint mit ihnen geistige Verwandtschaft zu haben.

5. Ausgehend davon, daß die Menschen lieber nach vergänglichen Gütern streben als nach unvergänglichen.

II. Beweisführung.

1. Direkter Beweis.

Weisheit und Tugend machen den Menschen

a) gut und geistig klug;
b) sie können wohl dem Menschen durch Lehre und Beispiele nahe gebracht werden, aber es gehört dazu auch eigenes Ringen;
c) sie machen uns glücklich;
d) sind unvergänglich.
e) Durch das Streben wird der Schatz des Wissens, welchen man dadurch erlangt, immer größer.
f) Man wird befähigt, immer größere Hindernisse zu überwinden

2. Indirekter Beweis.

Alle äußeren Güter, welche entweder die Natur oder das Glück gewähren, sind jenen inneren Gütern nachzusetzen.

a) Sie machen uns nicht besser, sondern sind sogar zuweilen von bösem Einfluß.
b) Sie sind unbeständig und schwankend.
c) Sie sind hinfällig.
d) Weisheit kann nur ein guter Mensch haben.
e) Mit dem Besitz von äußeren Gütern sind die mannigfaltigsten Gefahren verknüpft.

3. Analogie-Beweis.

a) Fabel von der Krähe, welche sich Pfauenfedern angesteckt hat.
b) Die Wirkungen der Tugend sind wie diejenigen des Blitzes.

68. **Inwiefern zeigt sich der Mensch als Herrn über die Natur?**

I. Einleitungen.

1. Der Mensch, die Krone der Schöpfung.
   a) Durch geistige Überlegenheit.
   b) „ Schönheit des Körpers.
   c) „ Geschicklichkeit.
   d) „ Sinn für das Schöne.
   e) „ Sittlichkeit. Er ist das einzige sittliche Geschöpf.

Übergang: Alle diese Vorzüge befähigen ihn, als Herr der Schöpfung aufzutreten.

2. In mancher Beziehung erscheint der Mensch als der Sklave der Natur.
   a) Die Elemente haben Gewalt über ihn:
      a) einzeln,
         α) Wasser. (Überschwemmungen, Dammbrüche, Eisgang, das Meer mit Strudeln, Sandbänken und Klippen.)
         β) Feuer. (Häuser-, Wald- und Schiffsbrände.)
         γ) Luft: Wind und Sturm. (Lawinen, Pestwinde, giftige Sumpfluft.)
      b) zusammen, z. B. 1755 in Lissabon, Erdbeben, Überschwemmung, Feuersbrunst.
   b) Ebenso die vulkanischen Erscheinungen (Erdbeben).
   c) Die Raubtiere bedrohen sein Leben.
   d) Ebenfalls die Gifte
      α) von Pflanzen,
      β) von Tieren,
      γ) von Erzen,
      δ) aus der Atmosphäre.

e) Er ist abhängig von den natürlichen Verhältnissen (Tag und Nacht).
f) Er muß als letzten Tribut an die Natur sich selbst zollen.

3. Die Herrschaft des Menschen beruht auf göttlichem Befehl. (Genesis 1—3.)
4. Es giebt leider solche Menschen, die des Bewußtseins ermangeln, daß sie Herren der Schöpfung sind. (Sall., De coni. Catil. Einleitung I.)
5. „Die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand." Schiller.

II. Beweisführung.

Inwiefern ist der Mensch der Herr der Natur?

1. Er nimmt die Tiere in seinen Dienst.
   a) Die Haustiere.
   b) Das Wild und die Raubtiere erlegt er, um sich und sein Eigentum zu schützen.
   c) Die Fische im Meere.
   d) Zu seinem Vergnügen die Singvögel.
   e) Zoologische Gärten.
2. Er verwendet das von den Tieren Herrührende.
   a) Felle.
   b) Knochen.
   c) Eier.
   d) Guano.
   e) Federn.
   f) Milch.
   g) Fleisch.
3. Er veredelt die Tiere durch Züchtung.
4. Er macht sich die Pflanzenwelt dienstbar
   a) durch Anpflanzung von Pflanzen in andere Gegenden,
   b) durch Einführung edler Obstarten.
5. Er verwendet die Pflanzenstoffe
   a) zum Bauen,
   b) zur Kleidung,
   c) zur Nahrung.

6. Er verwendet die Mineralien:
   a) Steine zum Bauen,
   b) Thon zu Töpferwaren,
   c) zu Arzneien.
7. Er baut die Erdoberfläche an:
   a) durch Ausrotten von Wäldern,
   b) durch Trockenlegen der Sümpfe,
   c) durch Anlegen von Kanälen,
   d) durch Eindämmen von Flüssen und Meeren.
8. Er macht sich die Elemente unterthan:
   a) er benutzt die Wasserkraft (Mühlen),
   b) " " den Wind (Segelschiff),
   c) " " den Dampf (Maschinen),
   d) " " die Elektricität,
   e) " " den Magnetismus,
   f) " " das Feuer.
9. Er ist sogar in den Lauf der Sterne eingedrungen.

III. Schluß.

1. Art: Überzeugung, daß der Mensch Herr über die Natur ist.

2. Art: Die Dualisten irren also, wenn sie meinen, daß in der Natur ein finsterer Dämon den Segnungen Gottes entgegenwirke. (Chol. I, 149.)

69. Nutzen und Würde des Ackerbaues.

A. Einleitungen.

1. Art: Vergleiche Schillers „Eleusisches Fest.“

2. Art: Manche Völker haben den Landbau unterschätzt und zu der damit verbundenen Arbeit sich nicht entschließen können. (Beispiele?) Weder Nutzen noch Würde des Ackerbaues haben sie erkannt.

3. Art: Man geht von Gen. 3 aus, wo Gott den Menschen die Arbeit als Lebenszweck bestimmt, wo der paradiesische Zustand ein Ende nimmt. Unter Arbeit ist zunächst der Ackerbau verstanden.

4. Art: Man geht vom Ursprung des Ackerbaues aus.

In der Urzeit der Völker bot die Natur dem Menschen die erforderlichen Nahrungsmittel, bei größerer Vermehrung derselben aber mußte man auf künstliche Weise die Nahrungsmittel zu vermehren suchen.

5. Art: Ergriffen von der Wichtigkeit des Ackerbaues haben die Griechen den Ursprung des Ackerbaues göttlich gemacht, indem sie denselben auf Demeter zurückführen. (Vergl. Einleitung I.)

6. Art: Dichter wie Horaz, Vergil, Hölty, Voß haben mit Begeisterung dem Ackerbau ihr Lob gesungen. (Weshalb?)

7. Art: Man geht aus von den Schattenseiten des Landbaues.

8. Art: Die Gefahr der einseitigen Bildung, des „Verbauerns", der Mangel an Gesellschaft, ärztlicher Hilfe, sind Schattenseiten, die Lichtseiten sind bei weitem ausgedehnter.

9. Art: Es ist keine Seltenheit, daß man die Landwirtschaft, den Landmann schief beurteilt, über sein Leben und Thun spöttelt und sich glücklich schätzt, in der Stadt leben und ein anderes Geschäft treiben zu können. Solche Spötter handeln mit Vorurteil und kennen die Lichtseiten nicht.

B. Ausführung.

A. Der Nutzen des Ackerbaues.

1. Der Ackerbau entwöhnte die Naturvölker vom Nomaden- und Jägerleben; er gewöhnte die Menschen an feste Wohnsitze.
2. Das führte weiter zur Gründung eines eigenen Herdes, zur Häuslichkeit, zur Familie, Dorf und Stadt.
3. Er führte zur Teilung des Handwerkes. Entstehung derselben.
4. Durch landwirtschaftliche Überproduktion entsteht Tauschhandel. Hungersnöte werden beseitigt oder gemildert.
5. Der Landbau ist das Fundament des Rechts, der Gesetze, selbst ganzer Staatswesen.
6. Er hält die Menschen an die Natur. (Vgl. Rousseau's Émile, Contrat social.)

7. Er führt zu nützlichen Versuchen. Vieh- und Blumenzucht.
8. Er befördert die Gesundheit des Landmannes selbst!

B. Würde des Ackerbaues.

1. Er ist die natürlichste Beschäftigung des Menschen.
2. Die Wissenschaft selbst beschäftigt sich mit demselben.
3. Maßstab des Reichtums, der Gesetze und Pflichten. (Vergl. A. 5 und Spart. Verfassung.)
4. Sein Alter macht den Eindruck der Ehrwürdigkeit.
5. Selbst unser Adel scheut sich heute noch nicht, Grundbesitzer zu sein.
6. Einfachheit der Sitten und Religiosität sind in seinem Gefolge.
7. Seine günstige Einwirkung auf die Entwickelung von Staaten durch sein konservatives Wesen.

C. Schluß: 1. Rekapitulation.
2. Richtet sich nach der jedesmaligen Einleitung!

70. Der goldene Mittelstand.

I. Einleitungen.

Erste Art: Überall liegt das Wahre und Gute in der Mitte. Extreme sind Überschreitungen des rechten Maßes.

Beispiele: a) Sparsamkeit zwischen Geiz und Verschwendung.
b) Selbstgefühl zwischen Hochmut und Kriecherei.
c) Der Mittelstand zwischen Reichtum und Armut.

Zweite Art: Sprüche Salomos: „Armut und Reichtum gieb mir nicht" geben den Stoff zur Einleitung.

Dritte Art: Vgl. Horaz, Oden II, 10, 5 ff.:

Saevius ventis agitatur ingens
Pinus et celsae graviore casu
Decidunt turres feriuntque summos
Fulgura montes."

Vierte Art:

„Auf hoher See sind große Wellen,
Verborgne Klippen, strenger Wind!
Wer klug ist, bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.

Goethe.

C. Gleichnisse:
1. Die hohe Fichte und der Blitz oder Sturm.
„Je größer der Baum, je größer der Fall.“
2. Die hohe See und ein Schiff bei Stürmen, Untiefen und Klippen.
3. Schlangen unter den Blumen.

III. Schluß.

Erste Art: In der Mitte liegt das Glück.

Zweite Art: Darum wollen wir nicht jagen nach Schätzen und hohem Rang, denn sie beunruhigen und bringen Gefahr; aber wir wollen uns durch Fleiß und Sparsamkeit auch vor Dürftigkeit und Not bewahren.

Dritte Art: Darum preist Horaz mit Recht jeden, der die aurea mediocritas anstrebt. Derselbe hält sich fern vom gemeinen Schmutz und hohen Palast. Vgl. ein Gedicht von Emil Rittershaus!

71. „Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.“

Schillers Braut von Messina IV, 9.

A. Einleitungen.

Erste Art:
a) Der Tod erscheint gar oft nicht als Vermittler, sondern als die Ursache der Trennung von Leib und Seele, der Trennung sich liebender Familienglieder, von Erbstreitigkeiten, ja selbst von Erbfolgekriegen. (Vgl. der bairische Erbfolgekrieg, der spanische Erbfolgekrieg u. a.)
b) Und doch heißt es bei Schiller, der Tod sei ein mächtiger Vermittler.

Zweite Art: Man geht von dem Zusammenhang aus, in welchem das zu bearbeitende Diktum vorkommt.

Dritte Art: Man geht von dem Horazischen Diktum aus: De mortuis nil nisi bene und zeigt, daß schon die Alten eine ähnliche Ansicht wie Don Cäsar hatten. Eine Übersetzung und Erläuterung der Sentenz hat zu folgen.

Vierte Art: Man erklärt die Sentenz.

A. Worterklärung.

a) Was bedeutet das Subjekt „Tod?"
Es giebt einen natürlichen und unnatürlichen Tod (Selbstmord, Mord, durch Unglücksfall, in der Schlacht, Hinrichtung, Duell).
Welcher von diesen Todesarten ist gemeint? Es können beide in Frage kommen.

b) Das Prädikat heißt, ist ein „Vermittler".
Was ist ein Vermittler?
a) Ein solcher, der streitende Personen oder Parteien zu versöhnen sucht = Fürsprecher, Sühner, Friedestifter.
b) Ein solcher oder etwas, das den Zusammenhang zwischen zwei Gegenständen herstellt.
Mächtig = von großem Einfluß.
Hier gilt vor allem die Bedeutung sub a.

B. Sinnerklärung.

Schiller personifiziert in der zu behandelnden Stelle den Tod und schreibt ihm die Kraft zu, streitende Personen oder Parteien miteinander auszusöhnen oder wenigstens das Mitleid und die Wertschätzung Gegnern gegenüber wachzurufen.

Fünfte Art: Der Tod giebt auch gar oft das Signal zum Tadel, zum Spott, zur Aufdeckung von Schwächen, ja selbst zur Verwünschung. Beispiele. Demnach scheint die Schillersche Behauptung nicht ganz richtig zu sein und wenigstens einer Einschränkung zu bedürfen.

B. Hauptteil.

Inwiefern ist der Tod ein mächtiger Vermittler?

I. In Bezug auf einzelne streitende Personen.
A. Beispiel aus der Lektüre.
1. Nachgewiesen an dem Selbstmord des Don Cäsar und dessen Folgen bei seiner Mutter Isabella und seiner Schwester Beatrice.
2. Beispiele aus der Geschichte:
a) Alexander der Große nach der Ermordung des Klitus und des Darius III. Kodomannus.

b) Die Römer nach Cäsars Tod an den Iden des März.

c) Cäsar bei der Nachricht von dem Tod seines Gegners Pompejus des Großen.

d) Kaiser Ferdinand II. und seine Thränen bei dem Tode seines nordischen Gegners Gustav Adolf.

II. In Bezug auf ganze Parteien.

A. Geschichte.

1. Die Wirkungen von Schlachten und Kriegen. Beispiele. Österreich jetzt und 1866!
2. Der Tod Josephs I. im spanischen Erbfolgekrieg.
3. Der Tod Karls XII. von Schweden.

B. Beispiele aus dramatischen Werken.

III. Der Tod versöhnt eine Gesamtheit mit einem.

1. Die Menschen- und Tieropfer.
2. Das Schuldopfer Christi. Jes. 53.
3. Der Glockengießer von W. Müller.
4. Maria Stuart.

C. Schluß.

72. „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet."

Curt. 4, 14.

A. Einleitungen.

Erste Art: Zuruf des Darius III. Kodomannus an sein schon zweimal von Alexander dem Großen geschlagenes Heer.

Zweite Art:

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen",

aber auch

„Wagen gewinnt, Wagen verliert!"

Dritte Art:

„Das ist mein Wahlspruch fürderhin
Im rüstigen Ringen und Streben:
Ein tüchtiger Mut, ein g'rader Sinn
Führt sicher durch das Leben"

Fr Binder.

Vierte Art:

„Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen;
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen giebt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.
Goethe.

Fünfte Art:

„Wer Reichtum verliert, verliert viel;
Wer einen Freund verliert, verliert mehr;
Aber wer den Mut verliert, der verliert alles.
Also nur immer den Kopf nicht verloren.
Span. Sprichwort.

Sechste Art:

„Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an: er heißt Mut.“

B. Ausführung.

A. Prüfung der Sentenz. Ist sie immer richtig? Oder bedarf sie der Einschränkung?

B. Sinnerklärung.

C. Beweise der Richtigkeit der Behauptung:

1. Beispiele
   a) aus der Geschichte: Alexander der Große und der Arzt Philipps, Cäsar, Napoleon I., Hannibal, Cortez, Karl XII., Nordamerikaner im Kampf gegen England, Horatier und Kuriatier;
   b) aus der Lektüre: Stauffacher, Melchthal, Graf Dunois, Pylades.
2. Gleichnisse: Hund und Eber. Henne und Raubvogel.
3. Vernunftbeweise:
   a) Mut giebt Kraft, Besonnenheit, Furchtlosigkeit, Thatendurst, Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart, Verstärkung der physischen Kräfte.
   b) Mut verschafft Achtung auch bei dem Gegner.

C. Schluß.

Drum sei es zur Zeit der Not und Gefahr unser Wahlspruch: „Dem Tod entrinnt“ u. s. w.

Hinweis auf verwandte Aussprüche: Fortes fortuna adiuvat oder Dimidium facti, qui bene coepit, habet.

73. Wie bewahrheitet sich das Sprichwort „Not bricht Eisen“ in wörtlicher und bildlicher Beziehung im Menschenleben und in der Natur?

I. Einleitungen.

1. Art: Wort- und Sinnerklärung.

A. Eigentliche Einleitung.

A. Worterklärung.

a) Das Subjekt „Not“ ist ein drückendes, belästigendes Verhältnis, hervorgerufen
 a) durch Mangel,
 b) durch Krankheit,
 c) durch Elemente, wie Feuer, Wasser, Sturm,
 d) durch äußere oder innere Feinde,
 e) durch Gefahren,
 f) durch Beraubung der Freiheit.

b) Das Objekt „Eisen“ ist wörtlich und bildlich als große Schwierigkeit oder Hindernis zu nehmen.

B. Sinnerklärung. Dieses Sprichwort gilt im eigentlichen Sinn, z. B. in Bezug auf einen Gefangenen, der seine Ketten löst und mehr im uneigentlichen Sinn und heißt dann: „Große entgegenstehende Schwierigkeiten und Hindernisse werden in der Not überwunden.

B. Übergang: Wie kann es geschehen, daß Not Eisen bricht?

2. Art: Man geht vom Gegensatz aus.

A. Es giebt Eisen, welches auch die äußerste Not nicht zu brechen vermag. Z. B.
 a) in der Tierwelt. Das stärkste Tier rüttelt vergeblich an den Eisenstangen seines Käfigs.
 b) Ein charakterfester Mensch läßt sich durch nichts erschüttern, z. B. Fabricius und Pyrrhus. Oder

B. mit Anknüpfung an eine Stelle in der „Emilia Galotti“ von Lessing V. 7. „Ich will doch sehen, wer mich zwingt; wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.“ — „Wer kann der Gewalt nicht trotzen?“

3. Art: Man leitet von einem ähnlichen Sprichwort auf das gestellte Thema über, z. B. von dem „Unglück ist eine

gute Schule" oder „Die Not ist eine große Meisterin" oder „Not macht erfinderisch" oder „Not entwickelt Kraft".

Vgl. auch

a) Hölderlin: „Mit einem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Not an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt."

b) Herder: „Hohe Lehrerin, Not, und treffliche Schülerin, Armut,
Zehnte Muse der Welt, o du erfandest so viel!"

c) Jean Paul: „Not ist die Mutter der Künste; aber auch die Großmutter der Laster."

d) Goethe: „Not kennt kein Gebot, sagt die Schlange, um den Angriff auf ihren Retter zu entschuldigen."

e) von Logau: „Not ist unsrer Sinne sechster,
Giebt geschwind ein Mittel an,
Wenn der andren fünfe keiner
Rat und Hilfe finden kann."

4. Art: Viele Sprichwörter beruhen zwar auf Lebenserfahrungen, sind aber doch nicht in allen Fällen richtig; ihre Richtigkeit kann eben nur eine bedingte sein. So ist es auch mit dem Sprichwort „Not bricht Eisen".

5. Art: Bei manchen Sprichwörtern liegt die Gefahr nahe, sie in schiefem Sinn zu nehmen. So ist es auch bei dem Sprichwort „Not bricht Eisen". Unrecht würde derjenige es verstehen, der sich in der Not an dem Eigentum seiner Nebenmenschen glaubt vergreifen zu dürfen. Richtig wird das Sprichwort genommen, in dem Sinn, daß der Zustand der Not, der Gefahren, der Hindernisse, einen wohlthätigen Einfluß auf die physischen, geistigen und sittlichen Kräfte des Menschen ausübt.

6. Art: In vielen Menschen schlummern Kräfte, die so lange verborgen bleiben, bis außerordentliche zwingende Umstände sie entfalten.

7. Art: Man kann das Sprichwort in gutem und bösem Sinn, wörtlich und bildlich nehmen.

II. Beweisführung.

A. Im Menschenleben.

A. Im eigentlichen Sinn. Ein Gefangener sucht seine Ketten zu zerbrechen. So die Jungfrau von Orleans bei Schiller V. 11. Götz von Berlichingen in Heilbronn.

B. Im uneigentlichen Sinn:

a) in körperlicher Beziehung.

1. Not giebt größere Leibeskraft. Denke an Gefahr bei Wasser, Feuer, im Kampf!
2. Not besiegt den Schmerz.
3. Not besiegt die niedrige sinnliche Empfindung vor unangenehmen Dingen:
   a) lehrt Blut und Wunden sehen, z. B. im Krieg;
   b) lehrt faules Wasser trinken bei großem Durst;
   c) lehrt ekelhafte Speisen genießen während Hungersnöten. Vgl. die Belagerungen von Karthago, Jerusalem, Paris!

b) In geistiger Beziehung.

1. Sie macht verständiger und spornt an. Die armen Schüler in der Schule Karls des Großen.
2. Sie macht erfinderisch und führte zu den Erfindungen des Pflugs, der Schiffahrt, der Feuerspritze, des Häuserbaues, des Blitzableiters. Archimedes bei der Belagerung von Syrakus. Die Römer im Kampf gegen die Karthager. Die Franzosen 1870.
3. Sie lehrte Heilmittel (Kräuter u. a.) in gefährlichen Krankheiten.

c) In seelischer Beziehung.

1. Not entwickelt Mut. Harras, der kühne Springer bei Körner. Die Mutter in Florenz, die ihr Kind aus dem Rachen des Löwen rettet.
2. Not besiegt das Muttergefühl. Die ihr Kind schlachtende Mutter während der Belagerung Jerusalems.
3. Not bricht den starren Sinn. „Not lehrt beten.“

4. Not überwindet das Ehrgefühl. Der Reiche, der in Armut geraten, lernt betteln. Kaiser Ferdinand II. bat Wallenstein um Übernahme des Oberkommandos. „Wallensteins Tod" II. 7.

d) In sittlicher Beziehung.

a) In schlimmem Sinn.

1. Not siegt über Gewissensbedenken. Sie kann zum Diebstahl, zum Mord führen. Wallenstein.
2. Sie führt zur Notlüge. Petri Verleugnung. Pylades in Goethes „Iphigenia auf Tauris".
3. Sie bezwingt den Charakter. Höflinge.
4. Sie führt zum Abfall. Christenverfolgungen. Alba in den Niederlanden. Die Hugenotten.

b) In gutem Sinn:

1. Sie führt von der Faulheit zum Fleiß, aus der Erschlaffung zum Aufraffen,
   α) einzelne,
   β) ganze Völker. Preußen nach 1806—7.
2. Sie wird eine Quelle großer Thaten. Die Griechen in den Perserkriegen. Die Römer im Kampf gegen Hannibal. Die Engländer und Karl VII. in Schillers „J. v. O." Die Schweizer im Kampf gegen Österreich und Karl den Kühnen von Burgund. Die Kreuzzüge. Die Waldenser und Albigenser.

e) Auf dem praktischen Gebiet. Robinson. Die Römer nach dem epirotischen Krieg. Die Völkerwanderung. Der Auszug der Juden aus Ägypten. Kolonisation. Nordamerika.

B. In der Natur.

a) Bei elementaren Vorgängen.

1. Der wütende Sturm.
2. Das brausende Wasser.
3. Der speiende Vulkan.
4. Der Dampf in Dampfmaschinen.
5. Die Kälte und ihre Wirkung auf Eisengitter und dergl.

b) In der Pflanzenwelt.
Baumwurzeln sprengen Mauerwerk.

c) In der Tierwelt.
1. Der vom Hund und Jäger verfolgte Hirsch. Die Gemse.
2. Der Pflugstier. W. Tell I. 4.
3. Die ihre Jungen verteidigende Tiermutter.

III. Schluß.

1. Art: Wir haben gesehen, daß die Not das Eisen in bösem und gutem Sinn bricht. Fassen wir selbst das Sprichwort stets von der richtigen Seite!

2. Art: Es ist nicht zu leugnen, daß sich für das Sprichwort „Not bricht Eisen" eine ganze Fülle von Beispielen anführen ließ, aber doch giebt es auch Eisen, welches die Not nicht zu brechen vermag. Manches Tier, mancher Mensch rüttelt vergeblich an seinem Kerker, und manches Menschenherz läßt sich weder durch Drohungen noch durch Widerwärtigkeiten von der Bahn des Rechten ablenken.

3. Art: Werde in der Not nicht feige und mutlos!

4. Art: „Es ist bisweilen ein Glück, unglücklich zu sein." Goethe.

5. Art: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten."

74. Von welchen anziehenden Seiten tritt uns Wallenstein in der Schillerschen Tragödie entgegen?

A. Einleitung.
Von Wallenstein sagt Schiller selbst im Prolog, daß sein Charakterbild schwanke. In der That stellen ihn die einen nur als schändlichen Menschen dar, während die anderen seinen Verrat zu beschönigen suchen.

B. Übergang.
Schiller ist es am besten gelungen, ein befriedigendes Abbild jenes Mannes zu entwerfen.

C. Ausführung.
Wodurch zieht uns Wallenstein bei Schiller an?
a) durch sein Feldherrntalent,

1. deshalb hat er großen Zulauf,
2. rohe Massen zügelt er,
3. er erscheint selbst am kaiserlichen Hofe unentbehrlich,
4. er hält mehr auf persönliches, als auf angeborenes Verdienst,
5. er ist ein rascher, schneidiger Feldherr,
6. er ist genau bekannt mit den einzelnen Soldaten.

b) Wallenstein als Freund,
1. sein Verhältnis zu Octavio,
2. sein Verhältnis zu Max.

c) Wallenstein in seiner Familie,
1. er ist der Herzogin ein liebevoller Gatte,
2. seiner Tochter ein guter Vater.

d) Wallensteins Äußeres,
e) der sittliche Konflikt,
f) sein Vertrauen zu den Sternen,
g) sein Ende.

D. Schluß.
Wallenstein steht ebensogroß als Feldherr wie als Patriot vor uns.

75. Prima Ceres unco glaebam dimovit aratro,
Prima dedit fruges alimentaque mitia terris,
Prima dedit leges: Cereris sunt omnia munus.
Ovid. Metam. V, 341. 599.

A. Einleitung. Vgl. Schillers „Siegesfest".

B. Ausführung:
1. Worin besteht das segensreiche Wirken der Ceres?
a) Sie lockert das Erdreich.
b) Sie giebt Früchte und Nahrung.
2. Was sind die Folgen ihres Auftretens?
a) Die Gründung von Familien und Gemeinwesen,
b) die Bildung von geordneten Staaten.

C. Schluß. Durch feste Wohnsitze, geordnete Gesetzgebung, Gottesfurcht und Gottesliebe wird der Mensch erst die Krone der Schöpfung, deshalb können wir alles ein Geschenk der Ceres nennen.

76. Charakteristik der Jokaste in Sophokles' „König Ödipus" und der Isabella in Schillers „Braut von Messina".

I. Einleitung.

Wie Don Manuel und Don Cesar mit Eteokles und Polynices, und Beatrice mit Antigone gemeinsame Charaktereigenschaften haben, so finden sich auch in betreff der Charaktere bei Isabella und Jokaste gemeinsame Eigenschaften.

II. Abhandlung.

A. Übereinstimmungen betreffs der Charaktere.

1. Die Vermittlerrolle.
2. Die Verachtung der Seherkunst.
3. In der Not kehrt der Glaube an Gott und die Seherkunst zurück.
4. Heimlichkeiten.

B. Unterschiede betreffs der Charaktere.

1. Jokaste
   a) ist leichtfertig,
   b) geht den Sachen nicht auf den Grund,
   c) legt in der Verzweiflung Hand an sich.
2. Isabella
   a) ist stolz und zeigt ein fürstliches Auftreten,
   b) ist leicht erregbar und flucht sogar ihrem Sohne,
   c) besitzt große List und außerordentliche Mutterliebe.

III. Schluß.

Wie Schiller in seiner „Braut von Messina" Nachahmer der antiken Form in Bezug auf Inhalt, Chor und Form ist, so hat er versucht, diese Nachahmung auch bei den Charakteren der handelnden Personen durchzuführen.

77. Die Weissagungen des Anchises im Elysium über die künftigen Geschicke und Helden Roms.

„Vergils Äneis" VI, 752—853.

A. Einleitung.

Vers 752—759. Anrede des Anchises an seinen Sohn.

B. Ausführung.

Die Weissagungen des Anchises. Aufzählung der Geschicke und Helden Roms. Vers 760—846.

a) Die Gruppe der Albaner. Vers 760—776.
   1. Silvius und die Silvier,
   2. Prokas, Capys, Numitor, Silvius, Äneas.

b) Romulus, der Gründer Roms. Vers 777—778.

c) Cäsar Augustus und die große Ausbreitung der römischen Herrschaft. Vers 779—807.

d) Die Königszeit, nur einmal durch das Lob Cäsars unterbrochen. Vers 808—818.
   1. Numa Pompilius. Vers 808—812.
   2. Tullus Hostilius. Vers 813—815.
   3. Ancus Marcius }
   4. Die beiden Tarquinier } Vers 815—817.

e) Die Zeit der Republik (Vers 818—825), deren Vertreter sind:
   1. Brutus. Vers 819—823.
   2. Die Decier, Torquatus und Camillus. Vers 824—825.
   3. Cäsar und Pompejus. Vers 827—833.

f) Die Zeit des Augustus. Vers 833—835.

g) Aufzählung anderer berühmter Römer. 835—846.
   1. Mummius,
   2. Lucius Ämilius Paulus,
   3. Gracchus,
   4. Cossus,
   5. die beiden Scipionen,
   6. Fabricius,
   7. Serranus,
   8. Die Fabier.

C. Schluß.
Bestimmung Roms und Ermahnung an die Römer. Vers 847—853.

Dritter Teil.

Rhetorische Prosa.

Reden.

I. Regeln.

§ 30.

1. Zu eigentlichen Schülerleistungen sind die Reden nicht zu rechnen. Nur bei feierlichen Gelegenheiten werden Lehrer begabtere oder strebsame Schüler als Redner auftreten lassen, und für diesen Fall ist es nötig, die Anforderungen zu kennen, welche man an eine Rede machen darf, und die Vorbereitung, welche eine solche erfordert. Cholevius empfiehlt in seinen trefflichen „Briefen an einen jüngern Freund" denen, die die Redefertigkeit ausbilden wollen, sehr richtig zunächst, nicht mundfaul zu sein, wie es Jünglinge so gern bei Tisch und im Verkehr mit älteren Personen zu sein pflegen, und wovon die Ursache entweder Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit oder Blödigkeit ist, sondern vielmehr das Band der Zunge zu lösen, sich an den Gesprächen im häuslichen Kreise zu beteiligen, ohne vorlaut zu werden, und in dem Verkehr mit Kommilitonen die Gedanken fleißig auszutauschen und auch in der Klasse während des Unterrichts auf die Fragen der Lehrer an vollständige, deutliche Antworten sich zu gewöhnen. In unserer Zeit, wo besonders die Vorträge blühen, sei es um vor Gebildeten wissenschaftliche Gegenstände zu erörtern, sei es um vor einem Kreis von Zuhörern allgemein verständlich zu werden, tritt auch

an die Schule die Aufgabe stärker heran, die Vorträge in den Bereich des deutschen Unterrichts zu ziehen und sie mehr als sonst zu pflegen. Denn auch hier gilt meist: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

2. Schülerreden müssen so eingerichtet sein, daß sie allgemein verständlich sind. Früher gab man als Themata gern solche, durch die ein gedachter Fall zur Behandlung aufgegeben wird. Im allgemeinen sind solche Themata ungeeignet, z. B. Schutzrede an eine alte Linde, Anrede an eine auswandernde Gemeinde. Giebt man aber eine solche Rede auszuarbeiten, so bestimme man genau: apud quem, pro quo, contra quem, quo tempore, quo loco, quo rerum statu, quis (S. Hoffm. Buch IV. § 48).

Geeigneter sind Reproduktionen, d. h. Nachahmungen, Erweiterungen oder Verkürzungen gelesener Muster. Man fange mit Übersetzungen an aus Cäsar, Sallust, Livius, Tacitus, Xenophon, lasse besonders auch Cicero beachten! Ein Beispiel der Widerlegung giebt letzterer pro lege Manilia § 51, Demosthenes pro corona § 56 ff., Cicero pro Sulla § 13. Ausführliche Beweisführungen (argumentationes) giebt Cicero pro Milone §§ 32—67, pro lege Manilia §§ 20—27, in Catilinam II. §§ 24—27. Eine gedrängte Beweisführung findet sich in der Rede pro Dejotaro §§ 14—17 und §§ 22 bis 24.

3. Nach Cicero de orat. II. 27 soll der Redner ea, quae dicenda sunt, ornate, copiose varieque dicere; zugleich soll der Stil der Rede ergreifend, fesselnd, fortreißend sein. Besonders verlangt der Schluß Gedrungenheit, Fülle und Nachdrücklichkeit.

Besondere Aufmerksamkeit verwende der Anfänger auf die sogenannte Amplifikation, d. h. die Kunst, durch Gedankenreichtum das Auszuführende deutlich, anschaulich und eindringlich zu machen. Als Mittel der Amplifikation nennt Hoffmann:

a) die Zerlegung des Allgemeinen ins Einzelne durch Partition oder Division,
b) die Vergleichung mit Ähnlichem oder Entgegengesetztem,

c) die Herbeibringung von Beispielen,
d) die Erweiterung der Teile der Schlüsse durch Hinzufügung der Gründe.

4. Begriff. Unter einer „Rede“ versteht man den mündlichen Gedankenausdruck, der in passender Form, mit äußeren Bewegungen und mit entsprechender Haltung des Körpers an eine kleinere oder größere Versammlung von Personen gerichtet wird.

5. Zweck. Die Rede soll auf den Zuhörer in seiner ganzen Totalität einwirken, indem sie seinen Verstand aufhellt, sein Gemüt rührt und seinen Willen zu einem Entschlusse und zum Handeln bringt.

6. Teile: a) Einleitung, b) Thema und Einteilung desselben, c) Beweisführung, d) pathetischer Teil (Wendung an die Gemüts- und Phantasiekräfte des Hörers), e) Schluß.

7. Stellung. Die Rede ist die höchste Stufe des prosaischen Stils.

8. Arten: a) geistliche Reden, b) gerichtliche Reden, c) wissenschaftliche Reden, d) politische Reden, e) Gelegenheitsreden.

9. Vom Memorieren.

1. Man fange zuerst mit wenigem an, das durch Inhalt oder Form Interesse erregt.
2. Man memoriere zunächst des Abends und nehme das Memorierte am folgenden Morgen wieder vor.
3. Man berücksichtige das Memorieren schon bei der Ausarbeitung, indem man übersichtlich ordnet, das Ganze in Teile zerlegt, Schlagwörter und schwer zu Merkendes sowie die Anfänge längerer Perioden unterstreicht und indem man die Darstellung schön abzurunden sucht. (Quintilian XI, 228.)
4. Hat man eine Rede von großem Umfang sich einzuprägen, so memoriert man stückweise und geht nicht eher zu einem neuen Teil, als bis der vorhergehende sicher im Gedächtnis steht.
5. Wird einem das Memorieren schwer, so treibe er es mit

halblauter Stimme, weil das Sprechen und Hören das Gedächtnis unterstützt.

6. Man meide Ablenkung nach außen und ziehe sich an einen stillen Ort zurück und beschäftige sich nicht mit ablenkender Lektüre oder Unterhaltung.
7. Wie genau soll memoriert werden? a) Anfänger müssen den Vortrag genau ausarbeiten, genau wörtlich memorieren und frei ohne Konzept vortragen, b) Geübtere können memorieren α) nur die Disposition, oder β) die Hauptsachen.
8. Was hat man zu thun, wenn den Redner das Gedächtnis verläßt? a) Er schalte einen andern Satz ein oder gehe an einer sicheren Stelle weiter oder b) er nehme das Konzept zur Hand, das er bei sich führt, gelingt ihm das erstere nicht.

10. Der mündliche Vortrag. (Pronuntiatio et actio.)

1. Die vorzüglichste Ausarbeitung einer Rede bringt nicht die beabsichtigte Wirkung ohne guten Vortrag hervor.
2. Der Vortrag umfaßt
   a) die Deklamation (vox, vocis figura),
   b) die Gebärdenkunst (gestus, corporis motus).
3. Beide müssen natürlich sein, d. h. den Worten und dem Sinn entsprechen.
4. Nach Quintilian (II, 3, 30—65) soll die Stimme fehlerfrei und rein (emendata), klar und deutlich (dilucida), gebildet und wohllautend (ornata), endlich dem Gegenstande angemessen (apta) sein. (Wichtigkeit des Vorlesens, des Gesanges und der Musik.)
5. Verschiedene Tonarten:
   a) Hoch-, Mittel- und Tiefton,
   b) starker und schwacher Ton,
   c) geschwinder und langsamer,
   d) beißender und schmelzender,
   e) steigender und fallender u. s. w.

   Man gehe vom Mittel- oder Grundton aus!

6. Wichtig sind auch die grammatischen und oratorischen Pausen.
7. Die Gebärden sollen
   a) natürlich und wahr sein, d. h. sie dürfen dem Inhalt der Rede und der Seelenstimmung des Redners nicht widersprechen;
   b) deutlich sein, d. h. ihre Bedeutung muß leicht erkannt werden;
   c) sie dürfen nicht mit Anstand, Würde und Schönheit streiten.

§ 31.

II. Musterbeispiele.

1. Was verdankt Deutschland den Preußen?

(Rede bei der Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs und Kaisers Wilhelm.)

Von jeher haben die hohenzollernschen Fürsten ihr Augenmerk auf die religiös-kirchlichen Bedürfnisse ihrer Unterthanen gerichtet, von jeher haben sie für das Wohl der Kirche auf das eifrigste gesorgt, von der richtigen Erkenntnis geleitet, daß die Religion die wahre und beste Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt sei. Schon der erste Hohenzoller, welcher sein Banner in die Marken trug, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, gehörte zu den Fürsten, welche auf dem Costnitzer und Baseler Konzil die Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern am eifrigsten erstrebten. Nach der Reformation, und namentlich nachdem die Leitung der evangelischen Kirche von dem wettinischen Hause auf das hohenzollernsche übergegangen war, wurde es Tradition des brandenburgisch-preußischen Fürstenhauses, den verfolgten Evangelischen in ihren Landen eine neue Heimat zu bieten, Toleranz gegenüber den Katholiken zu üben, vor allem aber die bedauernswerte Spaltung in der evangelischen Kirche zu mildern und womöglich aufzuheben. So wurde unter dem Eindruck der Freiheitskriege die Union gestiftet. Aber wenn auch die kirchenpolitischen Bestrebungen Preußens nur teilweise mit Erfolg gekrönt und nicht einmal von allen Deutschen an-

erkannt werden oder anerkannt werden können, so wird doch niemals ein wackrer und echter Deutscher sein frohes Auge und warmes Herz undankbar dem verschließen, was Preußen für Deutschland in politisch-nationaler Hinsicht gewirkt und erstrebt und vollführt hat. Oder sollte nicht jeder Deutsche stolz sein auf die Thaten eines großen Kurfürsten, welcher in einer Zeit, wo das deutsche Reich jammervoll darniederlag und von übermütigen Feinden zerfleischt wurde, der einzige deutsche Fürst war, der Ludwig XIV. kraftvoll widerstand, welcher dem ausgezeichneten Feldherrn Turenne die Wage hielt, welcher vor allen die Schweden mit Schimpf und Schande aus dem Lande jagte und so grade den beiden Mächten gegenüber, welche Deutschland am meisten ausgebeutet hatten, die Ehre des deutschen Namens glänzend wiederherstellte.

Sollte man verkennen können, wie von Anfang an die Hohenzollern dem deutschen Reiche, dem deutschen Kaiser mit Rat und That beigestanden, wie sie das verfallende Reich dem geschwächten Kaiser immer wieder zu stützen suchten, wie sie noch bei ihm standen, als das Reich ein zersplittertes Territorialsystem, als das Kaisertum ein leerer Name war. So hören wir von jenem Burggrafen von Nürnberg, daß er mit großem Eifer die Wahl Rudolfs von Habsburg betrieben, durch welche der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit ein Ende gemacht wurde. Die Hohenzollern standen immer bereit, obwohl sie hinreichend mit der Unterdrückung der inneren und äußeren Feinde ihrer Herrschaft in den Marken zu thun hatten, für das Reich zu kämpfen, wie Friedrich I. gegen den gefährlichen Reichsfeind, die Hussiten; immer scheuten sie sich, die Waffen gegen das Reich und deutsche Brüder zu ergreifen; so vermissen wir die brandenburgischen Kämpen im schmalkaldischen, im dreißigjährigen Kriege. Das Kaisertum sank immer mehr, die hohenzollernsche Herrschaft hob sich. Der große Kurfürst hatte aus der Markgrafschaft Brandenburg eine europäische Macht geschaffen, sein Sohn gab der Macht den gebührenden Titel. Die ersten königlich preußischen Soldaten waren es, welche, geführt von dem alten Dessauer, unter dem gefeiertsten Feldherrn seiner Zeit,

dem Prinzen Eugen, bei Turin mitsiegten, bei Malplaquet zur Entscheidung des gefährlichen Kampfes beitrugen und so dem jungen preußischen Namen Achtung in ganz Europa erwarben, den Deutschen zeigten, was sie von dem neuen preußischen Königtum zu erwarten hätten, denn gegen den Nationalfeind, die Franzosen, hatten sie gesiegt.

Friedrich der Große war der erste der hohenzollernschen Fürsten, welcher gegen deutsche Heere seine Krieger führte; und doch mußte aller Deutschen Herz höher schlagen, als die Kunde von der Schlacht bei Roßbach durch Deutschlands Gaue flog, wo der übermütige, prahlerische Feind so schwer gedemütigt wurde. Ferner, daß der mächtige slavische Nachbar das deutsche Reich nicht im Osten gefährdete und seine habgierigen Hände nicht nach deutschem Gebiet ausstreckte, hat Deutschland hauptsächlich Friedrich dem Großen zu verdanken.

Dieser größte preußische Fürst hat endlich auch zuerst die Idee eines deutschen Fürstenbundes unter Preußens Leitung durchgeführt. So war des großen Königs Regierung ein Vorbild für das, was Preußen schließlich für Deutschland leisten sollte, nämlich Österreich, welches nicht mehr fähig war, das Reich zu lenken, nach ernstem Kampfe ganz aus demselben zu drängen, den französischen Übermut zu strafen, ganz Deutschland zu vereinigen und zu leiten. Aber vorher mußten noch schwere Kämpfe über Deutschland und Preußen kommen, vorher mußte die gänzliche Ohnmacht des deutschen Reiches offenbar werden, das tausendjährige heilige römische Reich deutscher Nation mußte vollständig zertrümmert werden durch gewaltige Schläge. Nachdem so Deutschland durch tiefe Demütigung und durch ernste Zeiten geläutert war, da konnte es sich auch wieder erheben und das eherne Joch des starken, gewaltigen Eroberers abschütteln.

Ein neues Deutschland war nun entstanden, kein Kaisertum, kein einiges Reich, wie die meisten begeisterten Kämpfer der Freiheitskriege gehofft. Blutenden Herzens mußten die wackern Freiheitskämpfer zusehen, wie die Freiheit konsequent unterdrückt, wie die begeisterten Rufe nach einem einigen Deutschland erstickt wurden, wo so viele edle Jünglinge und Männer ihre Liebe zu

dem großen deutschen Vaterlande mit dem Kerker, mit dem Exil büßen mußten. Aber der Drang des deutschen Volkes nach Freiheit und Einheit war nicht zu unterdrücken. In falsche und gefährliche Bahnen geleitet, brach er gewaltsam hervor mit den düsteren Schrecken der Revolution. So schmählich und furchtbar auch diese Kämpfe waren, immer wieder tönte daraus bei dem bessern Teil des Volks der Ruf hervor nach Einheit, nach einem deutschen Reich, nach einem Kaiser. Aber nicht durch Beschlüsse von Volksvertretern konnte ein Kaisertum errichtet werden, auf dem Schlachtfeld allein konnte der preußische Heerführer zum Kaiser ausgerufen, mit Blut und Eisen allein ein Reich aufgerichtet werden. Doch endlich nach langem Harren und Sehnen war es Preußen, welches mit kräftigen Schlägen die Leitung Deutschlands an sich riß, auf Frankreichs Schlachtfeldern die deutschen Staaten und Stämme für immer vereinigte und vor der Hauptstadt des Nationalfeindes das deutsche Reich und das deutsche Kaisertum in neuem Glanze und in neuer Herrlichkeit wiedererstehen ließ. Jetzt ist die alte Schmach gesühnt, da Straßburg wieder deutsch ist, jetzt braucht kein Deutscher in fernen Ländern sich seines Vaterlandes zu schämen oder seinen deutschen Namen zu verleugnen, jetzt schauen alle Völker mit Achtung auf Deutschland, mächtige Nationen rufen den Schiedsrichterspruch des deutschen Kaisers an. So hat Preußen das deutsche Reich wiederhergestellt, aber nicht das heilige römische Reich, nicht das Reich der Imperatoren, kein Eroberer oder Herr der Erde will der deutsche Kaiser sein, sondern allzeit Mehrer des Reiches in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Da tritt mit Recht die Idee des Barbarossareiches zurück, mit Recht läßt der Dichter diese erhabenen Hohenstaufen das Reich mit folgenden Worten dem Hohenzoller übergeben:

Die Krone sendet der Stauf dem Zoller dort,
In ihm hat Deutschland endlich gefunden seinen Hort.
Mit starkem Arm zusammen hat er das Reich gerafft,
Indes ich bei den Wälschen zersplittert meine Kraft.
Ich war ein röm'scher Kaiser, er wird ein deutscher sein.
Sein Aar steigt nach der Sonne; mich lockte Irrlichtschein.
Ich nahm aus Papstes Händen die Gottesgnadenkron';
Auf freien Volkes Liebe erbaut sich Wilhelms Thron.

2. „Nur Beharrung führt zum Ziel.“

Schiller: „Sprüche des Konfucius“.

(Abschiedsrede eines Abiturienten.)

Einer der größten und herrlichsten Vorzüge des Menschen vor den Tieren ist seine Befähigung, nach Veredelung und Vervollkommnung zu streben. Denn während das Tier willenlos dem Instinkte folgt, den ihm die Natur eingegeben hat und von dem es nicht abweichen kann, ist der Mensch ein freieres selbständigeres Wesen, das sich selbst beherrschen kann und soll. Der Mensch soll denken, er soll suchen, sich die Rätsel der Natur zu erklären, das Geheimnis der Gottheit zu ergründen, mit einem Wort, er soll nach Vollkommenheit streben. Und weil nun Gott die ganze Menschheit dazu bestimmt hat, ewig nach immer größerer Vollkommenheit zu streben, deshalb ist es auch die Pflicht eines jeden einzelnen Menschen, sich Ziele zu stecken und Idealen nachzustreben, die er mit allen seinen Kräften zu erreichen suchen muß. Wie wir solche Ziele und Ideale allein erreichen können, das sagt uns unser Schiller in einem durch Tiefe und Wahrheit der Gedanken ausgezeichneten Gedichte, den Sprüchen des „Konfuz“, wo es heißt: „Nur Beharrung führt zum Ziel“. — Dieses ermahnende, aber auch zugleich warnende Diktum findet auf allen Gebieten des Lebens Anwendung und Bestätigung, besonders aber auch auf dem Gebiete der Schule. Es warnt den Schüler vor Lässigkeit und Wankelmut, es ermahnt ihn aber, die große und erhabene Aufgabe, die er sich gestellt hat, mit Mut und Ausdauer zu lösen. Denn in der That nicht gering sind die Anforderungen, die an den Schüler einer höhern Lehranstalt gestellt werden; nicht klein ist die Aufgabe, die er in wissenschaftlicher Hinsicht zu lösen hat, sondern hoch und erhaben ist das Ziel, welches ihm vorschwebt; aus weiter Ferne winkt ihm die Palme, nach der er ringen soll; den Schweiß und die Mühe mancher Jahre erfordert sie, und nur mit unerschütterlicher „Beharrung“, wie uns der Dichter sagt, d. h. mit dem regsten Eifer und unermüdlicher Thätigkeit kann er sie erreichen.

Weshalb aber, fragen wir uns, kann man nur durch

Beharrlichkeit zum Ziele gelangen? Die Beharrlichkeit schließt zwei wichtige Eigenschaften in sich: die Ruhe und die Ausdauer. Die Ruhe setzt uns in den Stand, die Mittel zu wählen, die zu unserem Zwecke am dienlichsten erscheinen; sie setzt uns in den Stand, mit klarem Blick die sich immer wieder vor uns auftürmenden Gefahren und Hindernisse zu erkennen, und sie befähigt uns, sie entweder zu umgehen oder sie sicher zu überschreiten. Die Größe des momentanen Kraftaufwandes bedingt dabei weniger den Erfolg der Arbeit, als die Ausdauer, die Stetigkeit, die uns immer wieder ermutigt, die uns prüfen, erwarten und von neuem beginnen läßt, die uns mit dem Gegenstande unseres Strebens vertraut macht und uns selbst die größten Hindernisse überwinden und siegreich das vorgesteckte Ziel erreichen läßt. Und je unverdrossener, je beharrlicher das Streben, desto höher ist die Stufe der Vollkommenheit, was uns auch Schiller in den schönen ermutigenden Worten zuruft:

„Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehen,
Willst du die Vollendung sehen."

Denn wie der Bergmann, der eine Mine sucht, oft trotz harter Arbeit vergeblich suchen muß und ihm vielleicht oft der Mut sinkt, wie er aber dann mit frischen Kräften und fröhlichem Mute das Gesuchte findet und seine Bemühungen tausendfach belohnt sieht, so ist es auch mit jedem Werke, jeder schwierigen Arbeit, eine jede erfordert Kraft, Mut, Ausdauer und Lust zur Arbeit, die uns mit dem Gegenstande unseres Strebens befreundet und uns die Erreichung und Vollendung desselben ans Herz legt. Alle großen Männer, die sich auf irgend eine Weise, sei es nun auf dem Gebiete der Wissenschaft oder Industrie oder als Staatsmänner und Redner ausgezeichnet haben, sie alle hatten mehr oder weniger mit Hindernissen zu kämpfen, die sich ihnen entgegenstellten; aber selbst die größten Schwierigkeiten haben sie durch ihre unermüdliche und unerschütterliche Beharrlichkeit zu besiegen gewußt. Dies zeigt uns neben unzähligen andern ein Mann wie Luther. Er bewies bei seiner Bibelübersetzung, einem wahrhaften Riesenwerke für jene Zeit, in der das Studium der

alten Sprachen noch nicht in der Weise vorgeschritten war wie in der Gegenwart, eine Beharrlichkeit und Ausdauer, die nur einem solchen festen, derben Charakter wie ihm möglich war. Tagelanges Arbeiten, Nachsinnen und Nachfragen kosteten ihm oft einzelne Wörter; jahrelang mußte er die deutsche Sprache des Volks studieren, ehe er sein großes Werk vollenden konnte. Aber doch entledigte er sich seiner Aufgabe in meisterhafter Weise, der Erfolg entsprach der Mühe, und so wurde Luther, wie er der Reformator auf dem Gebiete der Religion war, auch der Schöpfer einer neuen deutschen Sprache, in der er noch heute als Muster und Vorbild dasteht. — So ermahnt uns auch sein Beispiel, mit Mut und Beharrlichkeit unsern Zielen nachzustreben, um dieselben zu erreichen. Diese Aufforderung tritt an einen jeden Menschen heran, vorzugsweise aber auch an den Schüler. Doch nur sehr schwer kann der letztere derselben allein und aus eigner Kraft vollständig Genüge leisten. Wie oft geht der jugendliche Mut mit aller seiner Kraft und den festesten Vorsätzen an ein Werk, wie häufig aber auch wird er durch Hindernisse und Schwierigkeiten zurückgeschreckt, so daß er an dem Erfolge seiner Arbeit völlig verzweifelt! Da sind es denn Ihre Bemühungen, Ihre Ermutigungen und Hilfe, mein hochverehrter H. H. Lehrer, welchen wir es zu verdanken haben, daß wir dennoch unser Ziel weiter verfolgten, daß wir uns mit neuem Eifer und frischem Mute unserer Arbeit widmeten. Sie ermahnten uns unermüdlich, unsere Pflicht zu thun, Sie forderten uns auf, uns unserer göttlichen Bestimmung würdig zu zeigen, Sie wiesen uns hin auf unsere Pflichten gegen Gott, unsern Nächsten und uns selbst und unterstützten uns auf alle mögliche Weise im Streben nach Veredelung und Vervollkommnung. Im Gefühle, daß wir nicht imstande sind, Ihnen für diese unendlichen Wohlthaten genügenden Dank abzustatten, wollen wir unsere dankbare Gesinnung dadurch zu bethätigen suchen, daß wir Ihre wohlgemeinten und weisen Lehren nie vergessen, daß wir Sie durch treue Befolgung Ihrer Ratschläge immer ehren werden. Der Himmel möge Ihnen vergelten, was menschlicher Dank nicht zu vergelten vermag. — Auch Ihr, teuerste Mitschüler, die Ihr

durch das Band langjähriger Gemeinschaft mit uns verbunden seid, werdet uns stets unvergeßlich sein. Doch bevor wir aus Eurer Mitte scheiden, möchten wir Euch noch den Wunsch zurufen, immer des Ausspruchs Schillers eingedenk zu sein, daß nur Beharrung zum Ziel führt; möchten Euch auffordern, mutig und unverdrossen in Eurem Streben nach Bildung fortzufahren und Euch durch keine Schwierigkeiten abschrecken zu lassen. Ihr selbst kennt recht wohl die Hindernisse, die sich dem, der Bildung erlangen will, entgegenstellen, und in der That noch manche Stunde mühevoller Anstrengung und regster Thätigkeit wird es Euch kosten, bis auch Ihr Euer Ziel erreicht. Doch lasset Euch dadurch nicht entmutigen! Strebet entschlossen und unaufhaltsam weiter! Eure Arbeit wird nicht erfolglos sein, sondern der Erfolg Eures Strebens wird Eure Mühe wirklich lohnen. Ich bin überzeugt, daß Ihr diese wohlgemeinten Worte Eures scheidenden Freundes nicht verachten werdet, und in dieser festen Überzeugung rufe ich, zugleich im Namen meiner abgehenden Kommilitonen, Euch, teure Mitschüler, ein herzliches Lebewohl zu! Lebet wohl, und weihet auch uns zuweilen eine freundliche Erinnerung! —

Und Sie, hochzuverehrende Anwesende, Sie haben durch Ihr Erscheinen, die Feier des heutigen Tages wesentlich erhöht, aber noch mehr, auch sich selbst haben Sie geehrt, indem Sie Ihren Sinn für Wissenschaft und Bildung in einer so schönen Weise kund gegeben haben! Unsere Anstalt wird sich glücklich schätzen, so lange sie solche Freunde und Gönner hat. Indem wir Ihnen im Namen unserer Anstalt den wärmsten Dank aussprechen und Sie zugleich um Ihre fernere Teilnahme und Gewogenheit bitten, sagen wir auch Ihnen ein innig empfundenes Lebewohl!

3. „Welches Volk sich selbst empfunden, Ward vom Feind nie überwunden.“

(Rede eines Primaners an die Abiturienten.)

Wenn auf dem Tempel zu Delphi geschrieben stand: „*γνῶθι σ' αὐτόν*!“ „erkenne dich selbst“, so war der Grieche weit davon entfernt, dies so zu verstehen, wie es der Christ thut und wie

es oft genug verkehrt gedeutet worden ist, sondern es hieß ihm: Erkenne dich selbst in der Fülle menschlicher Gaben und Kräfte, in dem Ebenmaß menschlicher Grenzen und Schranken, erkenne dich selbst in deiner wahrhaft menschlichen Bestimmung! Denn der Mensch hat nicht nur Lebensgefühl, sondern er weiß von sich selbst, er kennt eine Welt des Geistes in sich selbst mit all' der Fülle von Gedanken und Gefühlen, er tritt sich gleichsam selbst gegenüber und schaut sich selbst an, das Ich unterzieht sich selbst der Beobachtung und unterscheidet sich von allem andern. Das ist sein Selbstbewußtsein. Und dieses Selbstbewußtsein im einzelnen Menschen muß auch in einem Volke sein, das auf dem Schauplatze des menschlichen Handelns eine bedeutende Rolle einnehmen und behaupten will. Daher sagt denn der Dichter Collin:

„Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden."

Denn die Völker, die nicht zum Bewußtsein ihres eigentümlichen Wesens und ihrer Leistungsfähigkeit gekommen sind, haben ihre Selbständigkeit bald verloren und sind einem mächtigeren, selbstbewußteren Nachbar zur Beute geworden. Anders erging es dagegen solchen Völkern, die ihre eigenen Anlagen und Kräfte erkannten, und denen so ein bewußtes, erfolgreiches Handeln möglich war. Denn wenn sie vielleicht auch in einzelnen Schlachten besiegt wurden oder in einem langen schweren Kampfe unterlagen, überwunden wurden sie nie!

Fragen wir uns nun zunächst, warum denn Völker, die sich selbst erkannten, von den Feinden nicht überwunden wurden, so finden wir verschiedene Antworten. Einmal kennt ein selbstbewußtes Volk seine Kräfte, und wer seine Kräfte kennt, weiß, was er zu leisten vermag und was nicht. Und ein solches Selbstbewußtsein bewahrt nicht allein vor Unterschätzung, sondern auch vor Überschätzung. Fern von solcher Überschätzung der deutschen Streitkräfte war König Heinrich I. Denn als im zehnten Jahrhundert das deutsche Reich von den Magyaren schwer bedrängt wurde, da schloß Kaiser Heinrich I., im Bewußtsein der Schwäche seines Heeres, einen neunjährigen Waffenstillstand mit dem Feind. In den neun Jahren aber übte er sein Heer

und kräftigte sein Volk, so daß derselbe nach Ablauf des Waffenstillstandes imstande war, die Magyaren in einer großen Schlacht zu besiegen. Daran sehen wir zugleich auch, was das selbstbewußte Volk noch mehr vor dem Untergang schützt, nämlich die Verbesserung der Mängel und Schäden, die es an seinen Einrichtungen entdeckt. Wo das nicht geschieht, wo die einmal getroffenen Einrichtungen für alle Zeiten gelten sollen, da wird sich bald Schwäche zeigen, und vorher schwächere Völker werden das sorglose überflügeln. So unterlag das vorher so blühende Griechenland dem kräftigeren Macedonien, und auch das entartete Perservolk mußte sich unter die Hand Alexanders beugen.

Ein Volk aber, das sich und seine Geschichte kennt, wird auch die thatenreiche Vergangenheit benutzen, um seine politische Macht immer mehr zu erhöhen; es wird den alten Einrichtungen neue hinzufügen und darnach streben, als Bannerträger des Kulturlebens aufzutreten. So entfaltete sich die Macht und der Glanz Griechenlands eben da am größten, als es unter der Leitung des Perikles die bestehende Verfassung vervollkommnete und Kulturvolk in der schönsten Bedeutung des Wortes wurde. — Doch warum holen wir unsere Beispiele von den alten Völkern und aus so ferner Zeit, liegt uns doch ein anderes und besseres weit näher! Wir leben in einem Staate, der aus den kleinsten Anfängen entstanden, durch Mühe und Anstrengung zu einem der wichtigsten auf dem europäischen Kontinent geworden ist. Und wodurch ist er das geworden? Dadurch, daß er sich seiner Anlagen und Kräfte bewußt war, daß er fortwährend seine Gesetze und Einrichtungen verbesserte, daß er das Erworbene mit kräftiger Hand festhielt, daß er seine hohe Aufgabe kannte und daß er vor allem stets auf seine Ehre hielt. Denn „nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“.

Hat Deutschland Vergewaltigungen seiner Ehre und seines Rechtes in früheren Jahrhunderten stillschweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. (Königliche Worte in der Thronrede bei Eröffnung des Abgeordnetenhauses kurz vor Ausbruch des Krieges 1870.)

Und was Preußen so kräftig begonnen hatte, das führte seit dem Anfang dieses Jahrhunderts die ganze deutsche Nation fort.

Als Fichte unter der französischen Herrschaft in Berlin seine Reden an die deutsche Nation hielt, da war es eine Eigenschaft des deutschen Volks, die er ihm vor allem zum Bewußtsein zu bringen suchte, in der Gewißheit, wenn Deutschland erst zu diesem Bewußtsein erwacht sei, dann werde es Frankreichs Herrschaft abwerfen: Das ist die Ursprünglichkeit des deutschen Volkes, sein Wohnen auf denselben Wohnsitzen, sein Sprechen derselben Sprache wie einst. In dieser Ursprünglichkeit steht Deutschland den Franzosen gegenüber, einem Mischvolk, wer kann wissen, aus wie viel keltischem, romanischem und deutschem Blut, einem Volk, dessen Land keltischer Boden ist, dessen Sprache die Sprache der Römer und dessen Name allein an den deutschen Namen der Franken erinnert. Wir Deutsche wissen sehr gut, wieviel die Menschheit dem hochbegabten, geistreichen Volke der Franzosen schuldet. Da die Gallier von den Römern unterjocht wurden, die Deutschen nicht, hatte Frankreich vor Deutschland einen mächtigen Vorsprung in der Civilisation. Frankreich übte lange Zeit auf Deutschland einen Gesittung verbreitenden, wenn auch oft zugleich entsittlichenden Einfluß aus. Trotz der unausbleiblichen, das Wiedererwachen einer deutsch-nationalen Kultur und Litteratur begleitenden Reaktion, hat kein gebildeter Deutscher dies je verkannt. Mehr als die Franzosen selber es wissen, stehen wir unter der Herrschaft ihrer Moden. Wir beneiden sie um die großartige Herrlichkeit ihrer Hauptstadt. Wir schätzen ihre sinnreichen Einrichtungen, ihr schöpferisches Organisationstalent. Wir haben den höchsten Begriff von ihrer Tapferkeit, ihrer militärischen Befähigung. Doch:

„Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein —
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn des Teut.“

So rät der alte Arndt, und wir dürfen seinem Rat wohl folgen. Wohin die Selbstverblendung aber führt, das hat unser gallischer Nachbar uns gelehrt, als er den letzten Krieg so schnöde

vom Zaune brach. Wie zeigte sich da überall die geringe Kenntnis der Verhältnisse! Den Krieg hatte man erklärt, ohne daß die Armee nur im mindesten schlagfertig war. Den lächerlichsten Lügenberichten der Gesandten in Deutschland hatte man Glauben geschenkt, aber durch das sinnlose Drängen des verblendeten Volkes auf Revanche von Sadowa wurde so großes Elend über ein blühendes Land gebracht!

Wie ganz anders war das Bewußtsein in Deutschland! Dies so lang entzweite, von seinen Feinden so sorglich entzweit gehaltene Volk war einig! Mit welchem Vertrauen blickte es auf seine militärischen und politischen Führer, auf unseren König und sein Heer! Das Bewußtsein erwachte im Volke, daß in der Einigkeit seine ganze Kraft beruhe und daß es unter solcher Führung getrost und guten Mutes sein dürfe! — Und wie zeigte sich dieses Bewußtsein, worin äußerte es sich? Wie auf ein Kommandowort erscholl es einstimmig an allen Enden des Landes:

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht
Und eine Faust den Degen zieht
Und eine Hand die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier unsern Strand.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Wir alle wollen Hüter sein.“

Noch bevor eine Schlacht geschlagen war, durfte ein begeisterter Redner in Berlin (Prof. Du Bois-Reymond) die Worte sprechen: „Wir werden siegen. Nicht weil das Recht auf unserer Seite ist, denn an hundert thränenreichen Beispielen lehrt die Geschichte, daß Recht nicht schützt vor Gewalt. Aber wir werden siegen, weil wir bei äußerlich scheinbar gleicher Stärke nun einem Staatswesen, an dem ein Krebsgeschwür nagt, einer sittlich unterhöhlten Nation, der Rauflust und Beutegier vorübergehend das Blut erhitzen, die nachhaltige Begeisterung und Opferfreudigkeit eines in ungeschwächter Jugendkraft wie neugeboren sich erhebenden Volkes entgegenstellen, welches einfach entschlossen ist, Gut und Blut für seine Unabhängigkeit einzusetzen.“ Und wir haben gesiegt, unser Selbstbewußtsein hat uns nicht getäuscht. Solche Zeiten unseres Volkes mit erlebt zu haben, ist Gnade von Gott;

noch Größeres zu wünschen, wäre Vermessenheit. Aber daß da bleibe und innerlich gedeihe, was nun geschaffen, dafür soll unser Herz glühen, dafür soll Kopf und Arm schaffen.

Freilich, so lange wir noch Schüler sind, kann unser Wirken nur gering, nur vorbereitend sein. Wir Zurückbleibenden können noch nicht selbständig zur Wohlfahrt unseres Vaterlandes beitragen. Aber Ihr, liebe Kommilitonen, die Ihr mit dem heutigen Tage von uns scheidet, um Eure Studien auf irgend einer alma mater studiorum fortzusetzen, Ihr tretet jetzt ins Leben hinaus und wird Euch dadurch zugleich die Bahn eröffnet, für das Heil und das Wohl unseres Staates und großen Vaterlandes zu wirken. Vergesset nicht undankbar die Stätte, wo Ihr die Grundlage zu Eurer allgemeinen Bildung legtet, vergesset nicht den Ort, wo Ihr die ersten Bande der Jugendfreundschaft knüpftet, zeigt aber, daß Ihr im Geist der Griechen und Römer großgezogen seid, dadurch, daß Ihr treue wackere Bürger des Vaterlandes werdet, ohne Euch selbst und dieses zu unterschätzen, aber auch ohne Euch in aufgeblasenem Hochmut und eitlem Dünkel zu überschätzen, denn Hochmut und Dünkel sind nach dem Urteil wahrhaft weiser Männer nur Zeichen des Narren, ein gesundes Selbstbewußtsein aber ziert den Jüngling und den Mann.

Gehabt Euch wohl unter Gottes gnädigem Schutz und bleibt dieser Eurer Bildungsstätte, derer, die Euch in den Wissenschaften unterwiesen und auch derer, die mit Euch nach Bildung und Veredlung rangen, stets und gern eingedenk!

4. Il ne faut pas mépriser les petites choses, c'est par elles qu'on arrive aux grandes.

Gar häufig kann man im Leben die Wahrnehmung machen, daß das Kleine und Unbedeutende nicht genug beachtet, ja sogar verachtet wird, indem man nicht bedenkt, daß das scheinbar Geringe auch seine Berechtigung hat und oft zum Großen und Wichtigen aufgespart wird. So sagt denn auch Scribe in seinem Lustspiel „Das Glas Wasser": „Il ne faut pas mépriser les petites choses, c'est par elles qu'on arrive aux grandes."

Diese Worte finden aber auf einem weiten Gebiet ihre Berechtigung. Wenn wir uns zuerst im Naturleben umsehen, wie sehr müssen wir da staunen über das mächtige Aufwachsen eines Baumes aus kleinem Samenkorn, über das Anschwellen eines Stromes aus unscheinbarer Quelle und über das Umsichgreifen des Feuers aus kleinem Funken! Wir machen aber auch ähnliche Erfahrungen im Menschenleben und hierin wieder nicht allein in äußerer, sondern auch in innerer Beziehung. Von manchen Menschen, die von Natur schwach oder gebrechlich waren, wissen wir, daß sie durch Übung den Körper kräftigten, ja ihn zu bedeutenden Leistungen fähig machten. Wer denkt dabei nicht an jenen gewaltigen Redner Demosthenes, der bei schlechtem Sprachorgan durch Übung zum größten Redner Griechenlands wurde; oder an Milo, der durch Übung zu so großen Kräften gelangte, daß er einen Stier durch die ganze Rennbahn trug! Aber auch umgekehrt, es kann bei gesundem und starkem Körper ein kleines Leiden die schlimmsten Folgen haben; eine Erkältung, eine ungeschickte Bewegung kann den rechten Gebrauch der Glieder oder der Sinne hemmen, ja zu noch schlimmeren Folgen führen.

Wer wollte ferner leugnen, daß nicht selten die größten und bedeutendsten Männer aller Völker aus niederem Stande zu ihren hohen Stellungen gelangt sind, sei es durch besondere Umstände, oder durch ihre Tüchtigkeit? Cicero, der geringe Mann aus Arpinum, wird Konsul in der Weltstadt Rom. Gneisenau, der arme Gänsejunge, wird einer unserer größten Generäle, und ebenso Scharnhorst. Johnston, ein armer Schneiderlehrling, wird Präsident der Vereinigten Staaten Amerikas und der noch größere Lincoln war vorher Feldmesser. Unzählige Beispiele könnte man hierfür anführen, wäre nicht die Richtigkeit unserer Worte auch noch auf anderem Gebiete zu erweisen.

Häufig begegnet man im Leben Menschen von großem Reichtum, denen man aber anmerkt, daß sie nicht von Jugend auf gewohnt gewesen sind, sich in solchem Wohlstand zu bewegen: durch einen Glücksfall oder durch eine gelungene Speku-

lation sind sie zu ihrem Reichtum gekommen. — Oft wird ein Augenblick, ein Entschluß, ein Gedanke von höchster Wichtigkeit für das Leben eines Menschen. Denn wie erging es Augustin? In seiner Jugend ein leichtsinniger Mensch, wurde er von einer Predigt so ergriffen, daß er sich den theologischen Studien widmete und einer der größten Kirchenlehrer wurde. Überhaupt kann ein einziges gutes Wort oft unendlichen Segen, ein böses großes Weh und Elend über einzelne Menschen, Familien, ja ganze Völker bringen.

Wenn wir nun die Worte Scribes auf das Menschenleben in innerer Beziehung anwenden, so entgeht uns hier nicht die Bemerkung, daß die im Anfang so geringe menschliche Geistesbildung nicht selten zu den größten Resultaten gelangt. Während im Anfang alle Begriffe, Urteile und Schlüsse noch unselbständig sind, gelangen sie durch Übung zu größerer Reife und Ausdehnung und bringen bei einzelnen Menschen, wie bei einem Humboldt oder einem Lessing, die schönsten Früchte.

Aber auch alles Gute oder Böse, das im Menschen schlummert, fängt klein und kaum bemerkbar an, bis es immer mehr zu Tage tritt und endlich den ganzen Charakter offen zeigt.

Die Geschichte endlich zeigt uns in zahllosen Beispielen die Wahrheit unserer Worte. Man denke nur an die Entstehung des Christentums und seine jetzige Macht; an die Entstehung des Kurfürstentums Brandenburg und die jetzige Größe Preußens. Wie viele Erfindungen und Entdeckungen wurden im Anfang für wertlos gehalten und haben jetzt die größte Bedeutung! Ich erinnere nur an die Dampfmaschine, die Entdeckungen in der Chemie und Physik, die zu immer größerer Ausdehnung und Anwendung gelangen.

Da nun die Wahrheit der Worte: „Il ne faut pas mépriser les petites choses, c'est par elles qu'on arrive aux grandes", eine so sehr begründete ist, so haben auch andere Leute vor und nach Scribe denselben .Sinn in verschiedener Weise wiedergegeben. So sagt ein lateinisches Sprichwort: „etiam capillus unus habet umbram suam", ein französisches: „il n'y a si petit de buisson qui ne porte son ombre", und

endlich ein deutsches: „Wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert".

Daher haben wir wohl Grund, die Ermahnung an uns zu richten, nie eine unscheinbare Sache gering zu schätzen, sondern stets daran zu denken, daß auch sie ihre Berechtigung hat und zu bedeutender Größe gelangen kann. Aber auch uns selbst sollen wir nicht unterschätzen, sondern uns bewußt sein, daß auch wir, so gering wir auch sind, doch zu großen Dingen bestimmt sein können.

5. Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen!

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Thaten, ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freuend, ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht!"

Es ist ein hohes, ein herrliches Wort, dieser Ausspruch, welchen Goethe seiner Iphigenia auf Tauris beilegt, als sie beginnt, dem forschenden Könige Thoas die verlangte Kunde von dem Geschlechte ihrer edlen Vorfahren zu geben. Ist die Idee dieses Wortes doch gleichsam der Leitstern gewesen sowohl für Völker und Nationen als auch für die einzelnen großen Geister aller Jahrhunderte, indem hier ganze Geschlechter dem Ruhme ihrer Väter nacheiferten, dort die hervorragenden Häupter in einem ihrer großen Vorfahren den Helden erblickten und wählten, dem sie die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeiteten. Und auch heute noch hat jener Ausspruch in demselben Maße wie früher seine Gültigkeit und Bedeutung, auch in unsern Tagen soll das Streben unseres Volkes und des einzelnen im Volke dahin gerichtet sein, sich einst anschließen zu dürfen an die schöne Reihe unserer Väter, dadurch, daß ein jeder an seinem Teile mit beiträgt zu der Vermehrung des alten Ruhmes und der alten Größe. Fragen wir uns aber, wie auch wir einst als würdige Nachfolger der Vorfahren, uns rühmen können des Geschlechtes, von dem wir stammen, so finden wir hierauf eine Antwort in dem größten Meisterwerke des deutschen Dichterfürsten, wir finden sie in den Worten, die uns aus dem Munde

des Faust in jener berühmten Nachtscene am Anfange des großen Trauerspiels entgegentönen, in dem Ausspruche:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

Freilich ist dieses Wort an seiner ursprünglichen Stelle in einem niedrigen Sinne genommen, da Faust von angerauchten Büchern und vergilbten Pergamenten, von der Urväter Hausrat spricht, der jetzt unbenutzt, ihm zur Last werde; wenn wir jedoch unsern Ausspruch aus seinem nächsten Zusammenhange herausnehmen und, indem wir ihm eine mehr allgemeine Bedeutung unterlegen, in einem edleren, idealeren Sinne ihn aufzufassen suchen, so behält derselbe in gleicher Weise seine Wahrheit und giebt alsdann eine Lebensregel von hoher Bedeutung, eine Regel, wie sie treffender wohl kaum und passender für alle Verhältnisse gegeben werden kann.

Doch ist nicht, so fragen wir unwillkürlich bei einer näheren Erwägung des Goetheschen Wortes, ist nicht ein jedes Erbe schon ein wahrer, ein unbestreitbarer Besitz? Nein! es ist zunächst nur ein vorhandenes Gut, ein äußeres, totes Eigentum, ein Eigentum, dessen Wert allein durch den Erben bestimmt wird. Das klingt unwahrscheinlich, ja wie ein Widerspruch, jedoch ein einziger Griff hinein ins volle Menschenleben, eine aufmerksame Beobachtung dessen, was sich täglich unsern Augen darbietet, wird uns bald die Wahrheit des Dichterwortes erkennen lassen.

Wie verschwenderisch, wie sinnlos sehen wir nicht häufig Kinder mit ihrem Erbgute umgehen, mit dem Gute, das der Väter Mühe und Arbeit ihnen erworben! Sie, die ohne ihr Zuthun jene Güter erlangt haben, sie, die nicht wissen, wie sauer vielleicht ihren Eltern die Frucht geworden, welche sie spielend pflücken, achten dieselben nicht und verschwenden sie bald. Andere wiederum sehen wir dem entgegengesetzten, nicht minder gefährlichen Fehler anheimfallen. Mit Gütern und Schätzen überhäuft, sind sie weit entfernt, diese zu ihrem eigenen Genusse anzuwenden, geschweige denn dieselben im Dienste ihrer Mitmenschen, zu deren Nutzen und Frommen zu ver-

werten. Sie sind, wie auch jene ersteren, obwohl die Erben, dennoch nicht die Herren, sondern die Knechte ihrer Schätze, und mit Recht ruft Lessing einem Menschen dieser Art die Worte zu:

„Ich dich beneiden? Thor, erspar', ererb', erwirb,
Hab' alles, brauche nichts, laß alles hier und — stirb!"

Doch Ehre und Ansehen, könnte man sagen, der gute Name, welcher auf einer Familie ruht, der Ruhm, das „höchste von den Lebensgütern allen", das ist sicherlich auch als Erbteil ein wahrer, ein unvergänglicher Besitz. Mit nichten!

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Über ganzen Geschlechtern aus."

Wie nach dem Untergange der Sonne eine Zeit lang noch das goldene Abendrot den Himmel malerisch beleuchtet, aber nach und nach der Dämmerung und der hereinbrechenden Nacht weichen muß, so geht auch der Ruhm des Namens, so gehen auch Ehre und Ansehen unter in der Nacht der Vergessenheit, wenn nicht der, auf welchen sie übergehen könnten, würdig eintritt in die Fußstapfen seiner Vorfahren und des alten Ruhmes Glanz zu festigen und zu mehren weiß. Wie viele aber sehen wir, die jene ererbten Güter gänzlich mißachten, ja die durch Wort und Werk den guten Namen, den sie empfangen, schänden und mit Füßen treten. Wie bald ist dieser alsdann verloren, wie bald „versunken und vergessen", wie bald, anstatt mit Ruhm und Ehre, mit Schmach und Schande bedeckt.

Auch ererbte Naturanlagen, auch große Talente und herrliche Geistesgaben sind nicht immer ein wahrer Besitz dessen, der sie überkommen. Wer möchte das leugnen, wenn er sieht wie gerade die begabtesten Männer jene edlen Güter ihres Geistes nicht selten nur zur Befriedigung ihrer Leidenschaften und Begierden, ja zum Schaden und Verderben ihrer Mitmenschen anwenden, wenn er sieht, wie so viele Menschen, nachdem sie in ihrer Kindheit die größten Hoffnungen durch

eine treffliche Naturanlage geweckt haben, bald gerade hierdurch völlig erschlaffen und durch gänzliche Vernachlässigung und Mißachtung ihrer Geistesgaben dieselben nach und nach vermindern und zu Grunde richten. Aus allen jenen Beispielen, deren das tägliche Leben noch viele uns darbieten könnte, erkennen wir, wie wahr und begründet die Aufforderung Goethes ist, das Erbgut der Väter, damit es unser wahres und wirkliches Eigentum werde, selbst zu erwerben, wir erkennen, einen wie richtigen und trefflichen Gedanken unser großer Dichter in seinem „Tasso" mit den Worten ausspricht: „Auch kann ich dir versichern, hab' ich nie als Rang und als Besitz betrachtet, was die Natur, was mir das Glück verlieh."

Allein nicht nur auf dem Gebiete des täglichen Lebens, nicht nur im Bereiche der Familie findet unser Ausspruch seine Anwendung, derselbe gewinnt bei weitem an Wichtigkeit und Bedeutung, wenn wir seine Lehre an Völker und Nationen sich richten lassen. Denn dann erst gilt das Dichterwort seinem ganzen Inhalte nach, dann erst in seiner ganzen Bedeutung, wenn es einem Volke zuruft:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Doch was können wir als Volk, was kann unsere Nation ererben von ihren Vätern? Richten wir unser Augenmerk zunächst auf das geistige Gebiet, das Gebiet der Litteratur, der Wissenschaft und Kunst! Welch ein erhabenes Erbteil wird uns hier geboten, wie würdig, ein wahrer Besitz, ein dauerndes, bleibendes Eigentum zu werden. Schätze von Weisheit, von Erfahrung und Bildung, nicht allein des jüngsten Geschlechtes, der letzten Generation, nein, Schätze, die wir überkommen aus alter Vergangenheit, die erworben von den berühmtesten Völkern des Altertums, sich fortgeerbt haben von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Zeit. Welch ein köstliches Erbgut aber hat das deutsche Volk empfangen von den eigenen Vorfahren in seinen Sprichwörtern und Liedern, seinen Sagen und Märchen. Lange waren diese vergessen, ein unbenutztes, unbeachtetes Gut, da traten Männer wie Herder, Schlegel, Tieck und vor allen

Goethe auf und zeigten, wie man das Erbe der Väter antreten müsse, sie haben es gezeigt, indem sie dasselbe denkend in sich aufnahmen und selbstthätig sich aneigneten, indem sie sich versenkten in den Geist der Vorfahren, als Bildungsmittel und Vorbild ihn auf sich wirken ließen und dann, was sie selbst sich erworben, anwendeten im Dienste der Menschheit, es verwerteten zum Nutzen und Frommen ihres Volkes, und das Erbteil, das sie einst erhalten, vergrößert und veredelt der Nachwelt hinterließen.

Ein anderes Erbteil, welches wir überkommen von unsern Vätern, ist die Geschichte, ein Erbteil, das zurückreicht bis zur Wiege des Menschengeschlechtes und von ihr ausgehend sich fortpflanzt in der rollenden Jahre Vollendung, stets wachsend und zunehmend bis auf unsere Tage. Welch einen großen, unberechenbaren Nutzen kann uns dieses Erbteil bringen, wenn wir es zu unserm wahren Besitz und wirklichen Eigentume machen. Wohl unserm Volke, wenn es lernt von den Vorbildern, welche die Vergangenheit ihm entgegenhält, wenn es erkennt an jenen berühmten Völkern des Altertums, „die den Erdkreis gefüllet mit mächtigem Schall", was ein Volk erheben kann zu Größe und Macht, wenn es von ihnen nicht vergebens sich zurufen läßt:

„Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit."

Wohl ihm aber auch, wenn es sich hütet vor den Abwegen, welche zu dem tiefen Falle jener Völker führten, wenn es gerne seiner deutschen Vorfahren gedenkt und sich nicht schämt der uralt frommen Sitte seiner Väter, der Väter, die es erhoben zu seiner jetzigen Macht und deren Ruhme nachzueifern seine größte Ehre sein muß. Denn der Enthusiasmus, den die Geschichte erregt, das ist, nach einem Ausspruche Goethes, das beste, was wir von ihr haben, und nicht nur in Bezug auf ein ganzes Volk gilt dieses Wort, sondern auch für den einzelnen. Bietet ihm doch insonderheit die Geschichte eine Reihe herrlicher Vorbilder in den berühmten Männern der Vorzeit, indem sie hier ein erhabnes Beispiel von Hochherzigkeit und Edelsinn, dort das Leben und Wirken eines thatkräftigen

mächtigen Helden ihm vor Augen stellt, Bilder jener Männer, von welchen Schiller singt:

„Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.“

Und wer dieses herrliche Erbgut aus alter Zeit in der rechten Weise zu erwerben versteht, wer jenen leuchtenden Vorbildern nachstrebt und auch nach dem Kranze trachtet, womit die Nachwelt jene Helden geschmückt, dessen wird, auch wenn er denselben nicht gleichzukommen vermag, dennoch gerne gedacht werden von den Nachkommen, als eines Mannes, der das Erbgut der Väter erworben und so wahrhaft besessen hatte.

Wer möchte jetzt noch die tiefe Wahrheit, die in dem Ausspruche unseres klarblickenden Goethe liegt, leugnen? Wer nicht zugeben, daß ein jeder Mensch, welches Standes und Alters er auch sei, und welchem Zeitraume der Geschichte er auch angehöre, die Pflicht habe, dem tiefen Sinne desselben weiter nachzugehen und ihn auf sich anzuwenden? Wo aber müßte dieser Gedanke ein Volk oder eine Nation mehr leiten und führen, wo jeden einzelnen mehr beseelen und erfüllen als da, wo es sich um das wichtigste Erbgut der Väter handelt, wo es sich handelt um den Staat und seine Einrichtungen, wo es sich handelt um unser Vaterland? Hier findet unser Ausspruch seine höchste Bedeutung, hier gilt in vollstem Maße die Lehre und die Aufforderung des Dichterwortes, denn hier ist der Boden, wo die starken Wurzeln unserer Kraft ruhen sollen.

Wie lange war unser deutsches Vaterland zerrissen und zersplittert durch Parteiungen, wie lange bot es ein unfreundliches, ein trauriges Bild. Es hatte ein herrliches Erbgut seiner Väter verloren, das Bewußtsein der Einigkeit, und mit jenem war auch die Freiheit verschwunden, der fremde Eroberer hatte sie dem deutschen Volke geraubt. Doch unsere Väter haben sie wiedererworben, jene herrlichen Erbgüter der Vorfahren, als sie empfanden, daß es ein Feind sei, vor dem sie

alle zitterten, als durch alle deutschen Lande der Ruf erklang: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen, noch Gefahr!" Wir aber, die wir jene herrlichen Errungenschaften genießen, dürfen nicht müßig ruhen auf den Lorbeeren derer, die sie „mit Gut und Blut und Heldenkraft erstritten", das hieße Stillstand und Tod. Nein! es ist die Pflicht des deutschen Volkes, die Pflicht eines jeden deutschen Mannes, dem Goetheschen Ausspruche folgend, jene edlen Erbteile der Väter als einen wahren Besitz und ein wirkliches Eigentum zu erwerben. Für Deutschlands Freiheit und Einigkeit, für Deutschlands Größe und Macht zu wirken und zu streben sei des deutschen Mannes Ehre und Stolz, der deutsche Jüngling aber und der Knabe, dem wenige Lenze erst verwelkten, er mache den Ausspruch unseres großen Dichters zu seinem Wahlspruch, der ihn begleite und dem er folge, ja er beherzige stets die Worte:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Denn alsdann wird auch er dem edlen, herrlichen Gedanken folgen, welchem Klopstock, der große Sänger, nachsann, als sein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug. „Deiner wert zu sein, o Vaterland," der Wunsch wird dann auch ihn beseelen und erfüllen, und bei diesem so schönen Streben nach einem edlen Ziele möge er neben dem Ausspruche unserers großen Dichterfürsten, von jenen trefflichen Worten Uhlands sich leiten und führen lassen, die ihm zurufen:

„An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun,
In solchem Angedenken
Des Reiches Heil erneun,
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz."

6. Griechenland, das Deutschland des Altertums.

Bereits im fernen Altertum brach mit den beiden Epen des Dichtervaters Homer die erste klassische Periode des Hellenismus an, früh warben im sonnigen Griechenland die Dichter um den grünen Fichtenkranz des Isthmus, Äschylos, Euripides und Sophokles schufen ihre Meisterwerke; scharfsinnige Denker, ein Sokrates, Plato und Aristoteles suchten den „Urgrund aller Dinge" zu erforschen; Bauten, wie der Parthenon, die Propyläen, die noch jetzt die Bewunderung aller civilisierten Völker rege machen, erhoben sich in Attika, wo eine Athene Promachos in Gold den Schiffern schon von ferne leuchtete. Wer wollte verneinen, daß die Kultur Griechenlands eine hohe war; und trotzdem schneller als ihre Blütezeit gekommen, schwand sie mit dem Namen Hellas aus der Geschichte.

Doch nicht spurlos ging sie unter wie ein Tropfen im weiten Meere, ja noch mehr, sie wurde fortgesetzt im Griechengeiste, denn ein anderes Volk trat der Griechen Erbe an und suchte das, was sie begonnen hatten, zu vollenden. Der Erbe ist ein Volk der Neuzeit. Wir Deutsche sind es geworden, wie bereits Niebuhr in seiner „Geschichte der Römer" darthut, in der er Griechenland ein wahres Deutschland des Altertums nennt.

Griechenland, das sich weit ins Meer hineinstreckt, ein Land, das den Zauber der Gebirgswelt nicht vermißt, reich an fruchtbaren Ebenen, in denen der Ölbaum und die dunkle Cypresse gedeihen, liegt so recht geeignet, eine Brücke herzustellen zwischen Asien und Europa; mächtige Inselketten verbinden seine Länder mit Kleinasien, die jonischen Inselreihen schaffen den Übergang zum sonnigen Italien. Deutschland, das Herz Europas, ist das gewaltige Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen dieses Erdteils. Gebirgig im Süden, flacht es sich nach Norden ab, dehnt sich in weite Niederungen aus, bis das schäumende Meer sich an seinen Ufern bricht. Beide Länder haben somit die Lage, einen weltgeschichtlichen Beruf zu erfüllen. Die Gebirgswelt Hellas begünstigte die selbständige

Entwickelung der Einzelstaaten; und so kam es, daß ein Ländchen an das andere sich reihte, daß im bunten Wechsel das kleine Griechenland 16 Staaten Wohnsitz gab. Und war es anders denn in unserm Deutschland? Man schaue auf die „Musterkarte", wie man das Bild unseres Vaterlandes zur Zeit nach dem verhängnisvollen dreißigjährigen Kriege genannt hat. Spürt man doch in unsern Tagen noch den Einfluß dieses Partikularismus, wie man ihn in Griechenland gefühlt hat! Scharf trat bei beiden die Individualität eines jeden Stammes hervor, die nur die Sprache, die allen gemeinsam war und ist, vereinigte.

Bei solchen politischen Verhältnissen mußten auch die Geschicke beider Nationen in ähnlicher, wenn nicht in gleicher Weise sich entwickeln. Und in der That scheint auch die Geschichte Griechenlands in der Deutschlands verjüngt zu sein. Schwäche im Innern, Kraftlosigkeit nach außen mußten die Folge einer Zerrissenheit sein, wie sie in Griechenland, wie sie in Deutschland herrschte, wenn nicht Männer erstanden, die dem Verfalle Einhalt thaten; und bei beiden erstanden sie. Mächtige Nachbarn hatten lüstern ihr Auge auf beide Staaten geworfen. Die Perser brachen über Griechenland herein, Deutschland ward von der Hunnen Scharen überflutet und von Mongolen, Ungarn und Franzosen heimgesucht. Doch beiden erstanden auch Kampfeshelden, die ihr Vaterland befreiten. Miltiades schlug eine Marathonschlacht, Themistokles, der salaminische Held, vernichtete des stolzen Perserkönigs Xerxes Flotte. Ein Heinrich I. Otto der Große traten den wilden Horden der Magyaren mit gewaltigem Schwerte entgegen, und noch in unsern Tagen zog Wilhelm I., unser greiser Heldenkaiser, siegreich gegen den Nationalfeind der Deutschen zu Felde.

Für beide kam die Zeit der Bürger- und der Bruderkriege. Der peloponnesische Krieg zerwühlte Griechenlands innerstes Mark, wie der deutsche Völkerkrieg, der dreißigjährige, unheilvolle, auf ein Jahrhundert unseres Vaterlandes Ansehn und Kraft vernichtete. Als Wahlstätten gewaltiger Kriege sind sie beide fast ein blutiges Schlachtengefilde, wo die Kriegsfurie,

„mit eisernem Würfelspiel" die Geschichte der Völker lenkte. Beide fielen mächtigen Nachbarn anheim. Griechenland sank unter dem Schwerte der Römer zusammen; Deutschland demütigte sich vor dem allgewaltigen empereur und Korsen; doch während unser starkes Vaterland in jenem Jahre der Freiheit sich emporraffte und, ein jugendlicher Phönix, neu erstand aus seiner Asche, war Griechenland vernichtet, und so blieb es auch.

Und wie in der Geschichte, so ist es auch im Geistesleben beider Völker, in Wissenschaft und Kunst. In der Litteraturgeschichte beider Nationen unterscheidet man zwei Blüteperioden, eine ältere des Epos und eine neuere des Dramas und der Lyrik. Was den Griechen ein Homer in Ilias und Odyssee verkündete, das erzählte den Deutschen das Nibelungenlied in „alten maeren" und die Gudrun mit ihren heldenhaften Recken, die im blutigen Streite ihre Schwerter schwangen wie die Griechen einst vor Troja, die dem Liede der Minnesänger lauschten wie die Griechen einst in trauter Heimat. Was Herodot, Thucydides und Xenophon von den Sagen der Vorzeit, von den Schlachten der Perserkriege und den blutigen Gefilden des peloponnesischen Krieges verkündeten, das thaten ein Ranke, Niebuhr, J. v. Müller, Raumer unter den Deutschen. Die Philosophie und Mathematik, die Männer wie Sokrates, Plato, Aristoteles und einen Euklid beschäftigten, stand wieder auf im deutschen Lessing, Kant, in Gauß und Euler. Was den Griechen ihre Dichtertrias Äschylos, Euripides und Sophokles gewesen ist, ist den Deutschen ihr Schiller, Goethe, Lessing.

Hoch ragte der Parthenon in Athen empor, auf schlanken Säulen ruhten die Propyläen; das Erechteion, die Akropolis erfüllten jeden mit Bewunderung. Phidias schuf seine Statuen und schmückte die Bauten eines Mnesikles, Iktinos und Kallikrates. In Deutschland errichtete Schinkel seine Statuen voll edlem Geist, ein Rauch seine Meisterwerke, die Statue der königlichen Mutter unseres Kaisers und das Reiterstandbild Friedrichs des Einzigen. Auf dem grünen, waldumrauschten Rücken des Teutoburger Waldes hält der deutsche Hermann seine Wacht mit glänzendem Schwerte, das über Berg und

Thal im Sonnenscheine schimmert. Hoch strecken das Straßburger Münster, das schon Goethes Bewunderung erregte, der Kölner Dom, der nun vollendet dasteht, ihre Türme auf zum Himmel. Und nun schon seit manchem Jahre steht auch unsere Germania auf dem Niederwalde, eine andere Athene Promachos, als Warte des deutschen Reiches, eine Beschützerin des deutschen Rheines, eine Verteidigerin des deutschen Rechtes gegen welsche Übergriffe.

Und können wir nicht mit Fug und Recht den größten Malern Hellas, einem Zeuxis, Parrhasius, Apelles unsern Kaulbach, Cornelius, Holbein entgegenstellen?

Gewiß, ein wahres, echtes Griechenland der Neuzeit ist unser deutsches Vaterland. Nur darin unterschied sich das sonnige Hellas von unserm starken Deutschland: Griechenland verfiel, fremde Staaten teilten es als Raub, und Macedonier und Römer schalteten nach ihrem Willen über das geknechtete, gesunkene Land. Deutschland blühte, sank, raffte sich wieder auf zu neuer Kraft und frischem Ansehn und trat der Griechen Erbe an. Und ist auch die Kultur, das große Werk, das die Griechen unvollendet der Nachwelt überlieferten, noch nicht zum glücklichen Ende geführt, durch deutschen Fleiß, durch deutsche Gründlichkeit wird auch zum Fehlenden noch Stein zu Stein sich fügen.

Liebe Kommilitonen!*)

Und wenn wir auch nicht in der Grundsprache in den Geist der alten Griechen eingeführt worden sind, so sind uns doch die begeisternden Gesänge des Dichtervaters Homer nicht unbekannt, und auch das dramatische Genie eines Sophokles und Äschylos haben wir in deren Werken, wenn auch nur in der Übersetzung bewundern lernen. Die Lücken aber, die etwa hierbei blieben, hatten wir Gelegenheit, durch das Studium der Geschichte des Altertums so weit auszufüllen, daß auch bei Realschulbildung wir dennoch vom Geiste des Altertums und der Griechen insbesondere sattsam umweht waren. Reichliche

*) Der Verf. war der Realschulabiturient F. Rinne.

Gelegenheit aber war uns auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts und auf dem Felde der Geographie und Geschichte gegeben, in die Thaten, Leiden und Freuden des Volkes eingeführt zu werden, dem wir als Glieder angehören, und dessen Tugenden und Laster wir so eindringlich und so beredt in der unsterblichen „Germania" des Tacitus geschildert sahen.

Welchen bessern Dank können wir wohl der Anstalt, der wir unsere Bildung verdanken und an deren Schlußstein wir angekommen sind, abstatten, als daß wir versprechen, unsern Sinn stets in wahrhaft griechischer Weise dem Schönen und dem Edlen zuzuwenden und ihn durch den Einfluß der christlichen Religion zu wahrer Humanität gedeihen zu lassen, aus der Geschichte unserer Vorfahren und dem Berufe, der Deutschland nach einer höheren Weltordnung zugefallen, zu lernen, brave Männer zu werden, welche die Posten, die ihnen im Leben anvertraut werden, mit Ernst und Treue verwalten, als daß wir versprechen, nie die Pflichten gegen unser teures Vaterland und König und Kaiser zu verletzen.

Das sei heute unser Gelöbnis, wo wir zum letzten Male an dieser Stätte, die uns stets lieb und teuer sein soll, versammelt sind.

7. Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, So führen über Strom und Hügel.

Fischart.

Das ganze menschliche Leben ist ein Kampf. Gegen alle möglichen Feinde zieht der Mensch zu Felde. Im eigenen Innern ringen fortwährend der augenblickliche Impuls und die Sinnlichkeit mit der kalten Überlegung und dem festen Willen. Nicht genug hieran. Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand; und wie schwach steht der Mensch diesen gewaltigen Feinden gegenüber! Ferner türmt die Natur himmelhohe Berge auf, sie läßt gewaltige Ströme das Land vom Lande scheiden. Welche Waffen hat nun der Mensch, um diese mächtigen Gegner zu besiegen? Ein Wort Johann Fischarts nennt sie uns:

„Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel."

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch. Drum selbst über die dunkle Meerflut zieht er, vom Süd umstürmt den wogenumtosten Pfad. So singt Sophokles vor 2000 Jahren; und wie geringen Erfolg konnte der Mensch in seinem Kampfe gegen die Naturgewalten damals aufweisen, im Vergleiche zur Jetztzeit? Auch jetzt noch zieht der Mensch über die dunkle Meerflut den wogenumtosten Pfad; aber er steht den Naturgewalten lange nicht mehr so ohnmächtig gegenüber wie damals. Er läßt die Todfeinde Feuer und Wasser miteinander kämpfen und zwingt sie dadurch seine Werke zu treiben, ihn durch die dunkle Meerflut zu fahren. Stellen wir den Einbaum eines Südseeinsulaners gegen ein modernes Dampfschiff, — welch ein Unterschied und welch eine Errungenschaft des menschlichen Fleißes.

Kähne und Fähren verbinden die Ufer des Flusses, Joche zwingt „der vielerfahrene Mensch“ dem tosenden Strome auf, und gesichert gehen über ihn Menschen und Tiere, sicher fahren über ihn Wagen, und mit mächtiger Eile schnaubt das Dampfroß über ihn hinweg. Was für Arbeit und welches Nachdenken gehört dazu, um die jetzigen, geradezu wunderbaren Bauten zu stande zu bringen? Aus dem Baumstamme, der über das Wasser gelegt wurde, sind jetzt Eisen- und Steinbrücken geworden, ja man will sogar Glasbrücken konstruieren.

Doch nicht nur Ströme sind eine Scheide zwischen den Völkern, die Gebirge bilden noch bedeutendere Verkehrshindernisse, doch auch diese hat der Mensch durch Arbeit und Fleiß überwunden; denn gerade ein Hauptererfordernis der Kultur sind gute Wege und Straßen. Sehr wohl erkannten das die Römer und legten deshalb große Heerstraßen an. Mächtige Viadukte überbrückten die Abgründe, kunstvolle Pfade und Päſſe führten über die Berge. Ja noch weiter ist der Mensch gegangen. Er durchbohrte mit jahrelanger Mühe und Arbeit das Gestein, selbst ganze Berge, um sich und seinen Eisenbahnen Durchgang zu verschaffen. Er fliegt sogar in Luftschiffen über Fluß und Hügel, er sendet den elektrischen Funken durch Luft und Erde und Meer und zwingt ihn mit Blitzesschnelle Nachrichten zu verbreiten.

Waren dies Hindernisse elementarer Art, gegen die der Mensch zu kämpfen hat, so sind nicht minder auch Schwierigkeiten anderer Art, deren Überwindung viel Arbeit und Fleiß kostet, nämlich geistige Hindernisse. Wagner sagt ganz mit Recht: „Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt.“ Welche Mühe ist mit der Erlernung der Elemente verbunden! Und wenn wirklich die Mittel erworben sind, und man zu den Quellen gestiegen ist, dann stellen sich dem Forscher täglich neue Probleme in den Weg, deren Lösung viel Arbeit und Fleiß kostet. Betrachten wir z. B. die Errungenschaften auf dem Gebiete der Astronomie. Unter den unzähligen Pünktchen, die am dunkelen Himmel glänzen, kennt der Mensch sehr viele, weiß von vielen sogar, wie sie beschaffen sind und wie sie sich bewegen. Der Naturforscher hat jedes, oft kaum sichtbares Pflänzchen und Tierchen in bestimmte Ordnungen und Klassen gebracht, der Sprachforscher hat die Sprachen alter, längst untergegangener und vergessener Völker enträtselt. Welch unsägliche Mühe hat dies alles gekostet! Und nicht nur eigene Unwissenheit hat er mit Arbeit und Fleiß zu überwinden, sondern auch Vorurteile aller Art muß er bekämpfen. Denken wir an die Reformation und ihre Schwierigkeiten, an die Vorurteile, die Galilei und Copernicus und andere berühmte Männer zu besiegen hatten, so müssen wir bewundernd gestehen, daß durch Arbeit und Fleiß viel zu erreichen ist.

Immer ist allerdings auch die eifrigste Arbeit nicht mit Erfolg gekrönt; ihr ganzes Leben haben Männer hingebracht mit der Forschung nach der Materie und dem Perpetuum mobile und doch vergeblich. Hat jedoch der Mensch redlich gestrebt, mit aller Kraft seine Pflicht gethan, dann wird er, wenn auch der materielle, sichtbare Erfolg ausbleibt, doch in seiner Brust den reichsten Lohn finden, in dem Bewußtsein der gethanen Pflicht.

§ 32.

III. *A.* Allgemeine Disposition für Reden.

I. Einleitung.

1. Den Stoff nimmt man von dem Zweck des Redners, von der Veranlassung, der Bedeutung des Gegenstandes, dem Orte, der Festgelegenheit u. s. w. her.
2. In einem solchen Eingang ist die sogenannte captatio benevolentiae erlaubt: Man darf sich die Nachsicht und Gunst der Zuhörer erbitten.
3. Die Einleitung sei kurz, einfach, natürlich, den Umständen und Personen angemessen und betrage $^1/_8$ bis $^1/_{12}$ des Ganzen.

II. Der Übergang (propositio) giebt das Thema an, wovon der Redner handeln will. Passend reiht sich an denselben noch die „partitio“ oder die Einteilung des Hauptinhaltes.

III. Die Abhandlung ist entweder „expositio“ oder „narratio“ oder „argumentatio“ oder „confutatio“.

IV. Der Schluß (peroratio) ist entweder eine „recapitulatio“ oder eine Erregung des Gefühls und Willens.

Anm. Oft läßt man auch Schüler Abhandlungen vortragen, an die man dann strenge rhetorische Forderungen in Bezug auf die Form noch nicht stellt. Aber immerhin muß auch hier auf den Vortrag große Aufmerksamkeit verwandt und der Gegenstand mit Verständnis, Teilnahme, guter Betonung und deutlich vorgetragen werden.

§ 33.

B Dispositionen,

die zu einer rhetorischen Behandlung geeignet sind.

1. Das dreifache Maß des Raumes ein Bild tüchtigen wissenschaftlichen Strebens.

(Rede eines Primaners am Geburtstage des Königs.)

I. Einleitungen:

1. Art: Ausgehend von König Wilhelm I. und seiner Thatkraft bis ins hohe Alter.

2. Art: Anknüpfend an den Inhalt und die Forderungen des ersten Spruchs.

3. Art: Ausgehend von der der Zeit nach aus einander liegenden Entstehung, aber den beiden gleichmäßig innewohnenden tiefen Gedanken.

II. Ausführung.

1. Wort- und Sinnerklärung.

A. Worterklärung:

A. Die Raumbestimmungen der ersten Strophe:

a) Die Länge strebt ohne Unterlaß rastlos fort ins Weite, d. i.?

b) Die Breite ergießt sich endlos. (Es fehlt der Bestimmungsort) d. i.?

c) Die Tiefe versenkt sich grundlos, d. h.?

B. Die in der zweiten Strophe gegebenen Enthüllungen über die Bedeutung der bildlichen Ausdrücke in der ersten.

a) „Rastlos vorwärts mußt du streben (positiv),
Nie ermüdet stille stehn (negativ),
Willst du die Vollendung sehn" (Bedingung).

b) „Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten."

d. h. du mußt in den Wissenschaften nach umfassenden und ausgebreiteten Kenntnissen streben, das giebt Klarheit.

c) „In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir die Wahrheit zeigen."

d. h. du mußt in den Wissenschaften nach Gründlichkeit streben: diese führt zur Wahrheit.

C. In der dritten Strophe giebt uns Schiller die Mittel und Wege an, welche

a) zum Ziel führen (die Beharrung),

b) zur Klarheit führen (die Fülle),

c) von der Wahrheit sagt er, daß sie im Abgrund wohne, d. h. verborgen und schwierig aufzufinden sei.

B. Sinnerklärung. Man kann die tiefsinnigen Worte dieses Spruches natürlich auf das ganze Thun und Handeln

der Menschen anwenden, wir aber wollen sie zunächst auf die wissenschaftliche Thätigkeit beziehen; dann heißen sie:

Willst du es in den Wissenschaften zur Vollendung bringen, so mußt du mit Fleiß und Ausdauer umfassende Kenntnisse und Gründlichkeit verbinden.

2. Causae.

A. Für das rastlose Vorwärtsstreben.

Der Umfang der Wissenschaften wird immer größer, die Hindernisse, welche sich einem vollendeten Wissen entgegenstellen, wachsen mit ihnen. So ist es schon schwer, auf einem Gebiet der Wissenschaft etwas Tüchtiges zu leisten. Doch durch Fleiß und Ausdauer, durch rastloses Streben und unermüdliche Thätigkeit werden die größten Hindernisse überwunden und wird ein befriedigendes Resultat (Ziel) erreicht.

B. Doch kann in den Wissenschaften von keiner Vollendung die Rede sein, wenn man nicht das ganze Gebiet, um das es sich handelt, nach allen Seiten erforscht und die weitläufigsten Kenntnisse sich aneignet. Das Wechselverhältnis der Wissenschaften. Indem so die eine Wissenschaft die andere ergänzt, erklärt, erläutert, erweitert (vgl. Geschichte und Geographie oder die komparative Sprachwissenschaft), wird man, wenn auch nur von gewisser Seite, zur rechten Klarheit geführt. Cicero pro Archia I, 2 sagt in Bezug darauf: „Omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum et quasi cognitione quadam inter se continentur."

C. In den Wissenschaften muß sich mit unermüdlichem Eifer und umfassenden Kenntnissen aber noch Gründlichkeit verbinden. Erst diese führt zur rechten Klarheit, so daß Schiller diesem Ausdruck besser den dritten Platz in seinem Spruche möchte angewiesen haben. Tiefes und genaues Nachdenken erst löst die Zweifel, hebt die Schwierigkeiten, berichtigt verkehrte Ansichten und zeigt eine Sache in ihrem wahren, innersten Wesen, d. h. führt zur Wahrheit.

3. Contrarium: Wer sich aber bei dem Studium der Wissenschaften abschrecken läßt durch die vielen Hindernisse und

Schwierigkeiten, wird es nie zu etwas Ausgezeichnetem bringen und das innere geistige „Düppel“ erstürmen.

4. Exempla: A. für die causae: a) Alle großen Männer im Gebiete der Wissenschaften haben die von Schiller bezeichneten drei Wege eingeschlagen.

b) Einzelne

α) Demosthenes, β) Cicero, ein zweiter Demosthenes, dessen ausgebreitete Kenntnisse gerade mit zu der Klarheit beitrugen, durch die sich seine Werke auszeichnen, γ) Alexander von Humboldt, δ) Lessing, ε) Luther.

B. Für das contrarium: viele oberflächliche Philosophen.

5. Aber unsere nach Schiller aufgestellten Behauptungen werden auch noch durch die Aussprüche ausgezeichneter Männer bestätigt:

a) So sagt bei den Alten der Dichter Epicharm so wahr, daß der Mensch alles durch rastloses Streben erreichen könne:

Τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πέντε τ' ἀγάθ' οἱ θεοί.

b) Denselben Gedanken spricht Herder aus:

„Wer ausharrt, wird gekrönt.“

c) Lessing und sein Streben nach Wahrheit.

6. Das ist aber auch das Bestreben jedes tüchtigen Lehrers, daß er, seine Schüler zu rastlosem Streben ermunternd, durch eine Fülle von Beschäftigungen ihnen auf dem Gebiet der Wissenschaften, das er vertritt, eine möglichst klare Erkenntnis beibringen will.

III. Schluß. In keinem Staat ist aber besser für das Schulwesen und für tüchtige Lehrer gesorgt als in unsrem Vaterlande. Das muß uns, nachdem wir Schillers Behauptungen selbst als richtig erkannt, und nachdem wir die Richtigkeit derselben an dem Leben und den Aussprüchen ausgezeichneter Männer noch mehr bestätigt gefunden haben, gern und freudig dazu entflammen:

„Rastlos vorwärts mußt du streben“ u. s. w.

2. Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum;
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.

W. T. IV, 2, 70 f.

I. Einleitung.

1. Zusammenhang. Nachdem Wallenstein dem Abfall vom Kaiser erst nur in Gedanken, dann demselben immer näher getreten ist und ihn schließlich verwirklicht hat, ist er von Pilsen nach Eger gezogen. Hier soll er durch Buttler fallen. Dieser verlangt die Mitwirkung Gordons, eines ehemaligen Jugendfreundes Wallensteins. Gordon bedauert seine subalterne Stellung, die ihn dazu zwinge, der Forderung Buttlers zu folgen. Da tröstet ihn dieser in der 2. Scene des IV. Aktes von W. T. mit den bekannten Worten:

„Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum;
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht."

2. Man gehe vom allgemeinen aus: Alle Menschen haben ein Streben nach Freiheit, doch ist die Auffassung sehr verschieden (Sklave — Freie, Fromme — Philosoph), deshalb muß ein diesen Punkt betreffender Ausspruch aus einem berühmten Dichterwerk von Wichtigkeit und Interesse sein.

3. Man gehe von dem bekannten Charakterzuge Schillers, seiner Freiheitsliebe aus, von seinem Verhältnisse zu Herzog Karl Eugen und seinem eigenen Urteil über „die Räuber" und die nachfolgenden dramatischen Werke.

II. Abhandlung selbst:

A. Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum.

1. Wort= und Sinnerklärung:
   a) Freiheit; hier in beschränktem Sinne für unabhängige Stellung eines Menschen.
   b) Irrtum, d. i. das Abweichen vom richtigen Weg entweder im Denken oder Handeln.
2. Vernunftbeweis: Warum kann ein Mensch auf unabhängigem Wege leicht in Irrtum geraten?
   a) Solch unabhängige Menschen haben Schmeichler, die zum Unrecht verführen. So in Schillers Wallenstein Illo und Terzky.

b) Er kann sich größere, weitgehendere Ziele stecken. Wallensteins Ziel.

c) Er kann und muß sich dabei größerer, gefährlicherer, schwererer Mittel bedienen. (Eigner Verrat Wallensteins und der anderen. Verbindung mit den Feinden. Betrug mit der Klausel. Sternkunst.)

3. Induktionsbeweis: Wallenstein zeigt selbst, wie viel Freiheit zu viel Irrtum führt.

B. „Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.“ Eine adversative beiordnende Partikel verbindet gegensätzlich den zweiten Gedanken mit dem ersten.

1. Worterklärung:

a) der schmale Weg der Pflicht (cf. Matth. 7.), d. i. ein vorgeschriebenes Handeln in bestimmten Grenzen.

b) Sicher = vor Irrtum bewahrend, und geschützt vor dem Tadel und der Zurechtweisung eines höheren Beamten.

2. Direkter Vernunftbeweis:

a) Niedere Beamten oder Leute mit weniger Freiheit haben kleinere Ziele zu erreichen und weniger gefahrvolle Mittel kommen bei ihnen zur Anwendung.

b) Sie wissen stets, was sie dürfen und was sie sollen.

c) Je weniger Freiheit, desto weniger Verantwortung.

d) Sie haben weniger Veranlassung die Schranken des Rechts und der Tugend zu überschreiten, können also leicht ein gutes Gewissen bewahren.

3. Induktionsbeweis:

a) Gordon selbst. Buttler muß die Verantwortung für Wallensteins Tod tragen, Gordon geht leer aus.

b) Der studierende Jüngling in den zwei Stadien seiner Laufbahn, in der Gymnasial- und der akademischen Bildung.

III. Schluß.

1. Kurze Zusammenfassung.

2. Adhortatio mit Rücksicht auf das Schülerleben.

3. Das preußische Heerwesen von Georg Wilhelm bis zu dem König Fr. Wilhelm I.

Vgl. Hahn 219. 124. 151. 208.

I. Einleitungen.

Erste Art: Zu allen Zeiten hat die Macht und das Ansehen eines Volkes geruht auf der Stärke und Ausbildung des Heeres, das es ins Feld rücken lassen konnte. In keinem deutschen Staat hat man das so erkannt wie in dem brandenburgisch-preußischen.

Zweite Art: Von alters her pflegten sich die preußischen Waffen mit Ruhm zu bedecken. Beispiele. Da tritt es an einen heran, auch einmal einen historischen Rückblick auf die Beschaffenheit dieses Heeres in verschiedenen Zeitläuften zu werfen.

Dritte Art: Wie wir in Bezug auf alle Kulturfragen einen großen Unterschied zwischen sonst und jetzt finden, so ist es auch in Bezug auf das Militärwesen. Das zeigt sich auch in der preußischen Geschichte.

II. Hauptteil.

I. Das Heer im Mittelalter.

1. Im Mittelalter stellten der Adel und die Bürger die Wehrpflichtigen.
2. Seit der Erfindung des Schießpulvers verfiel das Rittertum, und bei ausbrechenden Fehden und Kriegen schickten die Ritter ihre Vögte, Kutscher, Fischer u. a., die Bürger Gesellen und Tagelöhner ins Feld.
3. Die geringe Anzahl Truppen, die ein Landesfürst so zusammenbringen konnte, zwang ihn zum Söldnerwesen. Im Fall eines Krieges schlossen die Fürsten einen Werbevertrag mit einem bewährten Hauptmann oder Obersten, der eine größere oder geringere Anzahl von Kriegsleuten auf eine bestimmte Zeit zusammenbrachte, die gewöhnlich aus dem Auswurf mehrerlei Völker bestanden. Hahn S. 124—125.

II. Die Weiterbildung des stehenden Heeres unter Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten.

1. Schon 1646 hatte der große Kurfürst ein stehendes Heer

von 8000 Mann. Die Stände machten Schwierigkeiten in Bezug auf das zu beschaffende Geld; zuletzt legte der Kurfürst statt der Kriegsdienste Steuern auf zur Bezahlung geworbener Soldaten. So konnte er 1655 schon 26 000 Mann mit 72 Kanonen ins Feld führen. (Der General von Sparr und der Feldmarschall von Derfflinger.) Hahn S. 151.

III. Heer und Miliz unter Friedrich I. 1701—1713.

Auch Friedrich I. sah das stehende Heer als die Hauptstütze der aufkeimenden Macht seines Staates an. Unter ihm war die Armee 50 000 Mann stark mit 40 Generälen. Man findet darunter Garde du Corps, Grands-Mousquetairs, von denen jeder Soldat Lieutenantsrang hatte, Grenadiers à cheval, Gensd'armes u. a. Alle waren sehr kostbar ausgerüstet und gut besoldet. Schon unter ihm machte man einen Ansatz zur Landwehr. Vgl. Hahn S. 208.

IV. Das Heer unter Friedrich Wilhelm 1713—1740.

1. Er war gleichfalls auf die Vermehrung und Vervollkommnung des stehenden Heeres bedacht und nannte als Soldatenvater die Soldaten „seine lieben blauen Kinder". Unter ihm stieg die Armee von ca. 50 000 Mann auf 83 500 Mann.
2. Das Heer bestand teils aus Landeskindern, teils aus Fremden.
   A. Die Anordnung der Aushebung und der Kantone. S. Hahn S. 219 f.
   B. „Die langen Kerls." Ihr Sold betrug monatlich 4 Thaler ohne Zulage — der Petriturm in Berlin und der Flügelmann von Glasenapp — fremde Fürsten — der lange Mönch in Rom — der deutsche Riese in Paris — die Hamburger und der Probst Reimbeck in Berlin. Das Leibregiment in Potsdam das Musterregiment. Hauptsache des Exercitiums wurde: „Gleichschritt und rasches Feuern, geschwinde laden, geschlossen anschlagen, wohl antreten, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille."

Sein Hauptgehilfe war der berühmte Leopold von Dessau. Friedrich Wilhelm I. ernannte die Offiziere selbst (früher hatte es der Oberst gethan) und gab sich viel Mühe mit der Ausbildung des Offizierkorps, in dem er das Gefühl der Standesehre weckte, das er aber auch bei seiner Überschätzung des Militärwesens oft zu Gewalt und Willkür gegen die übrigen Stände indirekt ermunterte.

Unter den Soldaten war er bemüht, den religiösen Sinn zu pflegen (Exemplare des N. T.). S. Hahn S. 221 f.

4. Hervorragende Frauen in der Geschichte der Zollern.

I. Einleitungen.

Erste Art: Auf dem Throne der Zollern saßen nicht bloß außerordentlich zahlreiche vortreffliche Fürsten und Männer, sondern neben ihnen tritt auch eine stattliche Reihe erhabener Frauengestalten hervor.

Zweite Art: Viele wackere Frauen haben nicht bloß auf ihre Kinder und Familien, sondern auch auf weitere Kreise, ja auf ganze Staaten einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Das zeigt sich in der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates.

Dritte Art: Anknüpfung an Sprichw. Sal. 31, 10: „Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen." Diese Stelle hat seine Geltung auf dem hohen Throne so gut wie in der niedrigsten Hütte. Dieses hat sich auch bewährt auf dem Throne der Hohenzollern, und wir wollen heute an so manche Frauengestalt erinnern, die ihrem Gemahl eine treue Gehilfin, ihren Kindern eine fürsorgliche Mutter, ihrem ganzen Volke ein dankbar verehrtes Vorbild in allen stillen Tugenden des Friedens und der Häuslichkeit geworden ist.

II. Der Hauptteil.

1. Wer hat noch nicht von der schönen Else gehört, der Gemahlin Friedrichs I. von Brandenburg, die wegen ihrer lieblichen Erscheinung im Munde des brandenburgischen Volkes jenen Namen sich erwarb, die aber auch durch die Bildung ihres Geistes und als hilfreiche Genossin ihres

Gemahls bei dessen schwierigem Werk sich auszeichnete. Vgl. Preuß. Geschichte von Dr. W. Pierson. Berlin, Paetel. 1871. 2. Aufl. I. S. 41—48. — Gesch. des preuß. Vaterlandes von Dr. L. Hahn. 8. Aufl. Berlin, Hertz. 1878. S. 63. — Preußens Geschichte in Wort und Bild von F. Schmidt. Berlin, Lobeck. 1864. S. 163.

2. Hundert Jahre später tritt neben die schöne Else wieder eine Elisabeth, die Gemahlin des Kurfürsten Joachim I., eine dänische Prinzessin, die als treue Gattin und blühende Mutter im kurfürstlichen Hause schaltete und waltete, aber Herz und Sinn dem Licht der Reformation öffnete, während ihr Gatte seine Augen vor demselben verschloß, was harte Kämpfe in der kurfürstlichen Familie hervorrief. Vgl. Schmidt 309. Hahn 88. Pierson 64 ff.

3. Wer kennt nicht das köstliche Glaubenslied: „Jesus meine Zuversicht" und dessen wahrscheinliche Verfasserin Luise Henriette von Oranien, die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten. Sie war im Krieg und Frieden für ihn eine kostbare Perle, die treueste Stütze in seiner schweren und umfangreichen Thätigkeit, seine unermüdliche Begleiterin auf allen seinen Reisen, ja selbst seinen Kriegszügen, auf die auch der Große Kurfürst so große Stücke hielt, daß er oft mitten aus einer Ministersitzung zu ihr eilte, um ihre Meinung über schwebende Fragen zu erfahren. Ihre Stellung zu den Armen, Notleidenden, Verbrechern u. s. w. Vgl. Hahn S. 148 u. 184. Schmidt 526 u. 528. Pierson I. 253.

4. Jeder, der vom Mausoleum im Charlottenburger Schloßgarten gehört, wird sich die unvergeßliche Königin Luise ins Gedächtnis zurückrufen, die Gemahlin Friedrich Wilhelms III. und die hochselige Mutter des am 9. März 1888 entschlafenen Kaisers. Luise als gnädige Frau von Paretz, Bild der Bescheidenheit und Einfachheit. Luise in der Zeit der preußischen Erniedrigung. Luise als Mutter. Vgl. Hahn S. 390. 357. Schmidt 1135 ff. 1210.

5. Die Kaiserin Augusta.

5. **Welche Bedeutung erlangte der Große Kurfürst für Brandenburg-Preußen und Deutschland, und welche Schwierigkeiten stellten sich seinen großen Plänen und Unternehmungen entgegen?**

I. Einleitungen.

Erste Art: „Mit Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, beginnt erst die Geschichte Preußens als Geschichte eines zusammengehörigen Staates. Friedrich Wilhelm hat die Einheit und dadurch die Kraft der hohenzollernschen Monarchie begründet; er ist der eigentliche Schöpfer des preußischen Staates geworden."*) Zugleich aber war er auch der deutsche Fürst, der am meisten eine deutsch-patriotische Gesinnung hegte. Trotz großer Hindernisse, die ihm in den Weg traten, hat er doch seine großen Pläne fast alle glänzend verwirklicht.

Zweite Art: „Eine so elende Erbschaft wie die war, die an Friedrich Wilhelm überging, hat wohl selten ein junger Fürst angetreten. Zweiundzwanzig Jahre hatte schon der dreißigjährige Religionskrieg gewütet, und noch war sein Ende nicht abzusehen. Deutschland war in allen seinen Teilen verwüstet, Brandenburg aber lag am meisten darnieder."**) Und doch wurde trotz vieler entgegenstehenden Schwierigkeiten die Regierung des Großen Kurfürsten höchst segens- und folgenreich.

Dritte Art: Wenn wir die Reihe der brandenburgisch-preußischen Herrscher überblicken, so finden wir in der großen stattlichen Zahl kaum einen, der nicht alle seine Regentenpflichten mit großer Gewissenhaftigkeit, Entschiedenheit und Thatkraft erfüllt hätte und die Tugenden repräsentierte, an denen die Zollern so reich waren und sind. Aber unter die imponierendsten märkischen Zollern gehört unstreitig Friedrich Wilhelm I., der bei seinem Regierungsantritt eine Riesenarbeit vorfand, aber so glänzend die an ihn herantretenden Aufgaben erfüllte, daß er mit Recht den Beinamen „der Große" erhielt.

Vierte Art: „Wen sollte nicht die erhabene Würde eines Fürsten begeistern, der mit hohem Sinn und mit einem liebe-

---

*) Vgl L. Hahn, Leitf. der vaterl. Gesch. 19. Aufl. S. 47.

**) Vgl. F. Schmidt, Die Weltgesch. in übersichtl. Darst. III. S. 151.

vollen Herzen begabt, das Scepter weise und kräftig führt, welcher der Macht und dem Ruhme seines Landes alle seine Kräfte opfert und nur in der Beglückung seines Volkes den höchsten Zweck seines Lebens erblickt?"*) Zum Heile der Völker sind in der Geschichte eine Reihe solcher hervorragender Regenten aufgetreten und leben wie ein Alexander der Große, ein Peter und Friedrich der Große, ein Alfred und Karl der Große in dem Andenken aller derer, die für hohe menschliche Tugend begeistert sind. Vor allem darf der Preuße mit Stolz die Reihe seiner Fürsten überblicken, aus welcher der Große Kurfürst wie ein heller Stern hervorleuchtet. Untersuchen wir, welche Bedeutung dieser große Mann für sein Land hatte und welche Hindernisse er beseitigen mußte.

Fünfte Art: „Die Regierung war ihm kein Geschäft, sondern das eigene Leben." So charakterisiert Leopold von Ranke die Gesamtthätigkeit des Großen Kurfürsten, der Brandenburg aus dem Elend zu Wohlstand, aus der Schwäche zur Macht emporhob und dem preußischen Staatsbau eine granitne Unterlage gab. Ein Landesfürst, von dem es so heißt, schreckt nicht vor Schwierigkeiten zurück und muß seinem Volke zu großem Segen gereichen.

II. Hauptteil.

A. Bedeutung des Großen Kurfürsten

A. für Preußen:

1. Er machte sich zum Herrn im eignen Lande und bildete sich zu diesem Zweck eine eigne Heeresmacht, während vorher die kurfürstlichen Truppen dem Kaiser den Eid der Treue leisteten und nur nebenbei dem Kurfürsten durch Handschlag verpflichtet wurden. Die erste stehende Truppenmacht, der erste Kern des preußischen Heeres bestand aus 3000 Mann, sie wuchs bald auf 8000 Mann.
2. Er vertrug sich mit den Schweden, wußte den Kaiser

---

*) Vgl. Normann, Neue Materialien zu deutschen Stilübungen. 1882. S. 48.

darüber zu beschwichtigen und behütete sein Land von 1640—1648 möglichst vor Kriegsgefahren.

3. Im westfälischen Frieden vertrat er
   a) die Rechte der Reformierten und
   b) die Ansprüche der Zollern auf Pommern

   und bahnte sich einen Weg nach Mitteldeutschland durch die Erwerbung der Stifter Halberstadt und Magdeburg.
4. Er wollte aus Brandenburg-Preußen einen selbständigen mächtigen Staat machen.
5. Er hob den Ackerbau, die Gewerbe, die Industrie und den Handel — Friedrich-Wilhelms-Kanal, die Post.
6. Er erwarb dem brandenburgischen Heer einen geachteten Namen
   a) im schwedisch-polnischen Krieg 1656—1660 (Schlacht bei Warschau!),
   b) im Kampfe gegen Frankreich 1672—1679 (Schlacht bei Fehrbellin 1675!).
7. Er war bestrebt, eine Seemacht und Kolonien zu begründen (Pillau, Große Friedrichsburg).
8. Er trat als Beschützer der aus Frankreich vertriebenen Protestanten auf und bereicherte sein Land mit tausend fleißigen Familien.
9. Er war ein edles Vorbild durch wahrhaft religiösen Sinn und festen Glauben. Predigt zum Friedensfest 1679 nach dem Frieden von St. Germain: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen". „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", sein Todesseufzer.
10. Seine Unionsversuche zwischen Lutheranern und Reformierten und sein Streben, die Eintracht unter den Konfessionen zu befördern.
11. Er machte Ostpreußen zu einem selbständigen Herzogtum und bahnte so Friedrich III. den Weg zur Königskrone.

B. Für Deutschland: Er hielt am kräftigsten das deutsche National-Bewußtsein wach und trat am entschiedensten Frankreich entgegen.

B. Welche Schwierigkeiten stellten sich seinen großen Plänen und Unternehmungen entgegen?

1. Die Regierung des schwachen Georg Wilhelm war vorhergegangen und hatte dem Lande Ohnmacht und Verderben gebracht.
2. Die Marken waren durch den dreißigjährigen Krieg zerrüttet; Freund und Feind hatten sie zur Wüste gemacht; der Ackerbau, die Geschäfte hatten aufgehört.
3. Auf seinem Lande lastete der Einfluß der Fremdherrschaft, denn
   a) zum Teil war es noch in der Gewalt der Schweden,
   b) zum Teil hatte sich Georg Wilhelm durch Verträge mit dem Kaiser die Hände gebunden.
4. Der dreißigjährige Krieg währte noch 8 Jahre fort, und es war bei dem schwankenden Kriegsglück der Parteien nicht leicht, sich für eine Partei zu entscheiden.
5. Das eigenmächtige Wesen des mächtigen Ministers Adam von Schwarzenberg erschwerte ihm Regierungs-Schritte.
6. Bei den Ständen stieß er auf hartnäckigen Widerstand (Aufstand in Königsberg, der Schöppenmeister Rhode und Oberst von Kalkstein).
7. Die einzelnen Provinzen waren von einander getrennt; es gab nur einzelne Landesteile ohne ein inneres Band der Gemeinschaft; in jedem der Länder waren die Rechte des Fürsten, die Freiheiten der Stände, die ganze Verwaltung, das Kriegs- und Steuerwesen verschieden. Die Unterthanen des einen Landes betrachteten die Bewohner des anderen als Fremdlinge. „In Preußen kümmerte man sich nicht darum, wenn die Mark vom Krieg zerrüttet wurde, und in Cleve erschien es als eine fremde Sache, wenn an den Ufern der Ostsee der Schlachtenruf erscholl." (Hahn, Gesch. des preuß. Vaterl. 8. Aufl. Berl. Hertz. 1878. S. 142.)

III. Schluß.

Erste Art: Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich, daß dieser treffliche Fürst an Kraft und deutscher Gesinnung alle übrigen deutschen Fürsten seiner Zeit übertraf.

Zweite Art: Die Betrachtung, die wir anstellten, lehrt uns, daß erst mit dem Großen Kurfürsten die Geschichte Preußens als eines zusammengehörigen Staates beginnt.

Dritte Art: So sehen wir, daß Friedrich Wilhelm der preußischen Monarchie den Weg gezeigt hat, auf dem sie zu ihrer Größe gelangen sollte, und daß er das Fundament zum Waffenstaat Friedrichs des Einzigen legte, auf welchem dann wieder Wilhelm I. der Siegreiche weiter bauen konnte.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Apelt, Dr. **Otto,** Professor am Gymnasium zu Weimar, der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. [VII u. 256 S.] gr. 8. 1883. geh. ℳ 4.—

Bardey, Dr. **Ernst,** praktisches Lehrbuch der deutschen Sprache für die Hand der Schüler. Zwei Teile. gr. 8. geh. ℳ 2.30, geb. ℳ 2.90.

Einzeln:
I. Teil: Grammatische Vorübungen. 2. Auflage. [95 S.] 1880. geh. ℳ —.70.
II. — Vollständige Elementargrammatik. [VIII u. 231 S.] 1879. geh. ℳ 1.60.

Bindel, Karl, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die Tertia der höheren Lehranstalten. I. Bändchen. [XVI u. 228 S.] 8. 1884. geh. ℳ 2.—

——— ——— II. Bändchen. [XX u. 239 S.] 8. 1888. geh. ℳ 2.—

Cholevius, Dr. **L.,** Professor am Kneiphöfischen Gymnasium zu Königsberg i. Pr., Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. Zwei Bändchen. 8. geh. ℳ 7.20.

Einzeln:
I. Bändchen. 10. Aufl. [XXIV u. 326 S.] 1887. ℳ 3.60.
II. — 8. Aufl. [XVI u. 390 S.] 1886. ℳ 3.60.

——— Dispositionen und Materialien zu 25 deutschen Aufsätzen über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. [122 S.] 8. 1864. geh. ℳ 1.20.

——— Dispositionen und Materialien zu 50 deutschen Aufsätzen über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. [82 S.] 8. 1867. geh. ℳ 1.20.

——— praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Briefen an einen jungen Freund. 5. Aufl. [VI u. 194 S.] 8. 1882. geh. ℳ 2.40.

——— ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea. 2. verbesserte Auflage. [XIX u. 283 S.] 8. 1877. geh. ℳ 3.75.

Dunger, Dr. **Hermann,** Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem Großen Generalstabe, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung. [VII u. 194 S.] gr. 8. 1882. kart. ℳ 1.80.

☞ „Das vorliegende Verdeutschungswörterbuch von Dunger faßt die Sache beim richtigen Ende an. Es will demjenigen, der deutsch schreibt, für die wichtigsten Fremdwörter sofort die Verdeutschung darbieten. Wir Lehrer alle, die wir für den Unterricht schreiben oder deutsche Aufsätze verbessern, haben die Pflicht, auf einen deutschen Ausdruck zu sehen, denselben eintretenden Falles herzustellen; und doch wie lästig, nicht selten wie schwierig ist es, gegenüber der Neigung der reiferen Jugend, ihre Arbeiten mit solchen ausländischen Blümlein zu zieren, dieselben auszureuten und durch gut deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Das geht nicht immer so leicht. Nicht selten sind wir, wie bei der Übersetzung aus einer Fremdsprache, genötigt, eine völlig andere Wendung zu nehmen, weil zwei auf verschiedenem Boden gewachsene Wortbilder sich nicht völlig entsprechen. Demjenigen, welcher für den Wert rein deutschen Ausdruckes Sinn hat, ist es jedenfalls willkommen, den Ersatz für das Fremdwort nicht in einem umfangreichen Werke, sondern in einem handlichen Bändchen von zwölf Druckbogen suchen zu können. Wir können das Buch als durchaus zweckentsprechend allen denjenigen aufs wärmste empfehlen, welche deutsche Aufsätze nachzubessern haben, oder für die Schule schreiben, oder überhaupt Freunde rein deutschen Ausdruckes sind." W. B.

Goethe's Götz von Berlichingen mit besonderer Rücksicht auf die Schüler der oberen Klassen höherer Schulen herausgegeben u. erläutert von Dr. J. Naumann, Direktor des Realgymnasiums zu Osterode a. H. [IV u. 164 S.] 8. 1877. geh. *M.* 1.20.

——— Hermann und Dorothea erläutert von Cholevius, siehe: Cholevius 2c.

Hartmann von Aue, sechs Lieder und der arme Heinrich, herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von Bernhard Schulz. [VIII u. 83 S.] 8. 1871. geh. *M.* —.75.

Hoffmann, Dr. **Ferd.**, 50 Themata zu deutschen Aufsätzen für die obersten Klassen höherer Lehranstalten. [VII u. 68 S.] 8. 1882. geh. *M.* 1.—

Homers Ilias in verkürzter Form nach Johann Heinrich Voß, bearbeitet von Dr. Edmund Weißenborn, Oberlehrer am Gymnasium zu Mühlhausen i. Th. [Mit Titelbild.] [XXIX u. 164 S.] 8. 1888. geh. *M.* 1.50; elegant gebunden *M.* 2.20.

Kaiser, Karl, Schuldirektor in Barmen, Edelsteine deutscher Dichtung. Eine Auswahl von Gedichten zum Auswendiglernen, stufenmäßig geordnet für zehn Schuljahre und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 4. Auflage. [XVI u. 368 S.] 8. 1888. geh. *M.* 2.—

Kappes, Karl, Direktor des Realgymnasiums in Karlsruhe, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Stilistik für höhere Lehranstalten entworfen. 4. Aufl. [VIII u. 64 S.] gr. 8. 1884. geh. *M.* —.75.

Kurz, Heinrich, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 5. Auflage, nach des Verfassers Tode überarbeitet und erweitert von G. Emil Barthel. [XX u. 356 S.] gr. 8. 1878. geh. *M.* 3.60.

Kutzner, Dr. **Ad.**, Gymnasiallehrer, praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze für die Schüler der mittleren und oberen Klassen der Gymnasien, Realschulen und anderer höherer Lehranstalten, sowie zum Selbststudium bei der Vorbereitung auf schriftliche Prüfungen im Deutschen. [75 S.] gr. 8. 1882. kart. *M.* 1.—

Lyon, Dr. **Otto**, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. 2 Teile. gr. 8. geh. *M.* 4.40.

Einzeln:

I. Teil: Sexta bis Tertia. [IV u. 268 S.] 1885. *M.* 2.40.
II. — Für obere Klassen. [VIII u. 242 S.] 1885. *M.* 2.—

Mayer, Prof. Dr. **K. A.**, Direktor a. D. des Realgymnasiums zu Karlsruhe, Leitfaden der deutschen Poetik für die Oberklassen höherer Lehranstalten und für Freunde der Dichtkunst. 2. verbesserte Auflage. [VI u. 177 S.] gr. 8. 1879. geh. *M.* 1.80.

Naumann, Julius, Dr. phil. und Cand. rev. min., Direktor des Realgymnasiums zu Osterode a. Harz, 25 Themata mit ausführlichen Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Stoffe zu freien Vorträgen für die oberen Klassen höherer Schulen. [IV u. 126 S.] 8. 1882. geh. *M.* 1.60.

Schmidt, August, Professor am Lyceum zu Mannheim, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in oberen Gymnasialklassen. Nebst einem Doppelanhang: a) lateinische Wörter im Altdeutschen, b) altdeutsche Wörter im Französischen. [IV u. 140 S.] gr. 8. 1868. geh. *M.* 1.20.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naumann, Julius

Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Regeln, Musterbeispielen und Dispositionen Im Anschluß an d. Lektüre klassischer Werke für die oberen Klassen höherer Schulen

Leipzig 1889

Bamberg, Staatsbibliothek -- Phil.o.655-c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11846006-4